Arbeitskreis Hauerland
im Hilfsbund Karpatendeutscher Katholiken, Stuttgart e. V.

Schicksal Hauerland

Untergang des deutschen Siedlungsgebietes in der Mittelslowakei

Eine Dokumentation

Redigiert von Ludwig Wohland

Mitglieder des Arbeitskreises:
Broisl Groß (Koordination), Rudolf Melzer, Michael Storzer, Ludwig Wohland

Herausgeber:
Hilfsbund Karpatendeutscher Katholiken, Stafflenbergstrasse 46, 70184 Stuttgart,
Tel.: 0049- (0)711-1645-550, Fax: 0049- (0)711-1645-551 und Arbeitskreis Hauerland

Alle Rechte der Wiedergabe, auch auszugsweise, bei Arbeitskreis Hauerland

Copyright 1989 by Hilfsbund Karpatendeutscher Katholiken und Arbeitskreis Hauerland

2. Auflage 2007 (Betreuung durch Armin Pogadl M.A.)

Umschlag: Michael Storzer

Bilder: Heimatbücher, Hauerland-Archiv, Bensberg, Landsleute

Kartenskizzen: Michael Storzer

Satz und Druck 2. Auflage: ViViT, Käsmark (Slowakei)

Lithos 2. Auflage: JADRO, www.dtpjadro.sk

Buchbinderische Verarbeitung 2. Auflage: Hanzo, Hanušovce n.T. (Slowakei)

ISBN: 978-3-00-020577-4

Inhaltsverzeichnis

Zum Geleit 8

Vorwort 9

1. **Die Slowakei — ein Blick in die Geschichte** — Ludwig Wohland 10

2. **Zusammenleben von Deutschen und Slowaken** — Michael Storzer 20

3. **Wirtschaftliche und politische Lage in der Slowakischen Republik** — Ludwig Wohland
   Wirtschaftlicher Aufschwung 29
   Opposition im Untergrund 30
   Wehrdienst in der Slowakischen Republik — Rudolf Melzer 36
   Werbungen und Aushebungen für die Waffen-SS 40
   Der Weg zum Pflichtwehrdienst in der Waffen-SS 44
   Partisanen werden aktiv 46

4. **War Gegenwehr möglich?** — Broisl Groß 51

5. **Zeit des Schreckens** — Michael Storzer
   Besetzung und Terror 55
   Repressalien, Folter, Mord 66
   Zwangsarbeiten 84
   Das Konzentrationslager Schloß Slovenská Lupča 89
   Verschleppung in das Grantal und Heimkehr 92

6. **Die Befreiung** — Broisl Groß 110
   Die Kampfgruppen »Schäfer« und »Volkmann« 112
   Die Kampfgruppe des Obersten von Ohlen 112
   Die Kampfgruppe »Schill« 113
   Verluste der Aufstandsarmee und Partisanen 127

7. **Opfer und Verluste der deutschen Bevölkerung** — Broisl Groß 128

8. **Der Heimatschutz und Konsequenzen aus dem deutschen Wehrdienst** — Rudolf Melzer 135

9. **Vergeltungsmaßnahmen durch SD und Wehrmacht** — Rudolf Melzer 140

10. Evakuierung Rudolf Melzer
Erste Maßnahmen ... 146
Die Evakuierung der Schulkinder ... 147
Die Evakuierung der Mütter und älterer Menschen ... 149
Die Schlußphase der Evakuierung ... 152
Der Auszug der Bergarbeiter ... 154
Der Auszug des Heimatschutzes ... 155
Berichte zum Auszug aus dem Hauerland ... 156
Zielorte der einzelnen Gemeinden ... 159

11. Weiteres Schicksal der Evakuierten Ludwig Wohland
Im Chaos des Zusammenbruchs ... 169
Der Todesmarsch ... 176
Der Willkür ausgeliefert ... 181
Von Partisanen heimgesucht ... 185
Menschenhandel mit Schnaps ... 187
Entmenschte Kreaturen ... 188
Eine Krickerhauer Schülergruppe im Chaos ... 190

12. Rückkehr Ludwig Wohland
Die Heimat ruft ... 201
Von Österreich über Ungarn in die Slowakei ... 203
Einzelerlebnisse ... 206
Hunger und Todesangst ... 211

13. Konzentrierung in Lager Rudolf Melzer
Entstehung und Verwendung des Lagers Nováky ... 218
Das Judenlager Nováky ... 220
Die Funktion des Lagers in der Aufstandszeit ... 222
Kein Bedarf mehr an Lagern? ... 223
Die Nachkriegsphase des Lagers Nováky ... 224
Wie die ersten ankamen ... 224
Organisation des Lagers ... 227
Prügel und Quälereien ... 229
Hungernde Kinder — bettelnde Mütter ... 231
Ernährung ... 233
Sklavenarbeit ... 237
Gesuchte Bergarbeiter ... 239
Menschen als Marktobjekte ... 240
Die Rolle des Internationalen Roten Kreuzes ... 241
Die zweite Phase des Lagers ... 245
Weitere Besserung der Zustände ... 248
Verantwortliche im Lager ... 252
Andere Lager im Hauerland ... 253

14. Die Vertreibung Rudolf Melzer
Wie es zur Vertreibung kam ... 258
Der Weg zur organisierten Abschiebung ... 260
Die Aussiedlervereinbarung mit den Alliierten ... 261
Ergebnisse der zweiten Etappe der Vertreibung aus der ČSR ... 263
Administrative Maßnahmen zur Vertreibung ... 265
Maßnahmen zur Abschiebung in der Slowakei ... 269
Bleiben oder Gehen? ... 270
Nováky als Abschiebelager ... 271
Nur noch Familienzusammenführungen ... 275
Andere Abschiebelager ... 277

15. Die erste Zeit in der neuen Heimat Rudolf Melzer
Die Lage der Vertriebenen ... 284
Die besondere Lage der Bergarbeiter ... 294
Die Entstehung landsmannschaftlicher Organisationen ... 295
Der Hilfsbund Karpatendeutscher Katholiken ... 299
Das erste große Treffen ... 301
Tschechische Reaktionen ... 304
Die Lage der Vertriebenen in der DDR ... 306
Die Lage der Vertriebenen in Österreich ... 307
Die Tätigkeit landsmannschaftlicher Vereinigungen ... 311
Die Lage der Zurückgebliebenen in der ČSSR ... 314
Verbindung zu anderen Ausgewiesenen ... 321
Ausreisen — Spätaussiedler ... 323

16. Eingliederung der Vertriebenen Rudolf Melzer
Bleiben oder Weiterwandern? ... 327
Allgemeines zur Eingliederung ... 328
Hilfe zur Eingliederung der Vertriebenen ... 332
Die Frage der Staatsbürgerschaft ... 336

17. Die kulturelle Tätigkeit der Karpatendeutschen Rudolf Melzer
Periodische Publikationen ... 339
Andere Veröffentlichungen ... 342
Kulturelle Einrichtungen und Veranstaltungen ... 343
Verhältnis zu anderen Organisationen ... 345

18. Eingliederung nach Gemeinden M. Storzer/B. Groß ... 353

19. Nachwort, Quellenangaben ... 371

20. Anhang: Aus der Geschichte des Hauerlandes/Ludwig Wohland ... 375
Englische Übersetzung ... 378
Französische Übersetzung ... 381
Slowakische Übersetzung ... 384
Heimatliches Schrifttum ... 387

Zum Geleit

Wir bekennen uns auch heute, nach mehr als dreißig Jahren, zu den Grundsätzen der Charta der Deutschen Heimatvertriebenen aus dem Jahre 1950 und denken nicht an Rache und Vergeltung.
Doch die Vertreibung aus der alten Heimat sehen wir nach wie vor als Verbrechen gegen die Menschlichkeit an, das durch keine Zahl von Jahren aufgehoben werden kann.
Die Toten und Opfer, deren Andenken in uns weiterlebt, verpflichtet uns, dafür zu sorgen, daß sie nicht vergessen werden.
Deshalb sind wir dankbar, daß sich ein Kreis von Hauerländern zusammengetan hat, um die Geschehnisse in den Jahren 1944 bis 1946 und darüber hinaus zu erfassen und als Dokumentation zu veröffentlichen.
Dabei mag das Schicksal der Hauerlandes in der Bergwelt der Mittelslowakei über den engen Bereich hinaus auch für andere deutsche Siedlungsgebiete im Südosten Geltung haben, die das ähnliche Leid ertragen mußten und ebenso zum Untergang verurteilt waren.
Die Machthaber im Osten sind bestrebt, die Erinnerung an die Deutschen, ihre Leistungen auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet auszulöschen und dem Vergessen preiszugeben.
Wir würden dieses Bemühen fördern, wenn wir nicht bei jeder Gelegenheit auf unsere Geschichte hinweisen und die Leistungen unserer Ahnen festhielten.
Allen, die an der Erstellung des vorliegenden geschichtlich gehaltenen Werkes mitgeholfen haben, möchte der Hilfsbund Karpatendeutscher Katholiken an dieser Stelle Vergelt's Gott sagen, insbesondere dankt er den Herren Ambros Groß, Ludwig Wohland, Ing. Rudolf Melzer und Michael Storzer, die in Opferbereitschaft und selbstlosester Weise Jahre daran gearbeitet haben.
Weiterhin soll hier ein herzlicher Dank für die Mitarbeit, manchen guten Rat und Hinweis an die Ortsgemeinschaften aus dem Hauerland, der Zips und Preßburg gesagt werden.
Den Glauben, die Heimat und das Volkstum in unserem Herzen zu bewahren und deren Geschichte der Jugend zu überliefern, soll der besondere Zweck dieses Buches sein.

HILFSBUND KARPATENDEUTSCHER KATHOLIKEN

Msgr. Ernst Tatarko

Eduard Oswald Siegfried Stang

Vorwort

Gestützt auf mehr als fünfhundert Protokolle, Berichte und Angaben verschiedenster Art, waren wir bemüht, besonders das Geschehen in den Jahren 1944 bis 1946 und seine Folgen zu erfassen und aufzuarbeiten.
In den vergangenen Jahren sind im Ostblock eine Vielzahl von Büchern, Memoranden und Zeitungsartikeln erschienen, in denen die Aktivisten des Aufstandes zu Nationalhelden hochstilisiert worden sind. Daß in diesem Zusammenhang auch Morde an Unschuldigen und Unbeteiligten verübt wurden, wird nach wie vor geleugnet. Deshalb war eine Darstellung darüber, wie es wirklich war, dringend erforderlich. Wir wollen damit keine Anklage gegen das slowakische Volk erheben, denn wir wissen, daß nur eine verhältnismäßig kleine Zahl, vielfach Landfremde und aufgeputschte Elemente, an den Greueltaten beteiligt war. Der große Teil der Slowaken hat ihre Haltung den deutschen Nachbarn gegenüber auch in dieser dunklen Zeit nicht geändert und war bestrebt, Leid und Not nach Möglichkeit lindern zu helfen.
Wir staunen darüber, wie westliche Publizisten dieses Thema behandelt und dabei kritiklos die östliche Literatur benutzt haben.
Heute, nach mehr als vierzig Jahren, können wir die Geschehnisse von damals ohne Groll, ohne Emotion sachlich abwägen und ihren historischen Wert ermessen.
Wir fühlen uns verpflichtet, der Welt die Wahrheit mitzuteilen, die Opfer nicht zu vergessen und so mitzuhelfen, eine Wiederholung zu verhindern.

Der Arbeitskreis Hauerland

Vorwort zur Zweiten Auflage

Seit Jahren ist die erste Auflage vergriffen. Wir schreiben inzwischen das Jahr 2007 und die in diesem Buch beschriebenen Ereignisse liegen nun schon über sechzig Jahre zurück. Überraschenderweise stieg die Nachfrage, nicht nur nach diesem Buch, in den letzten Jahren sprunghaft an. Anfragen des In- und Auslandes kommen aus der Wissenschaft, aus der Publizistik und aus der „Enkelgeneration". Daher haben wir uns dazu entschlossenen, eine zweite Auflage herauszugeben.

Hilfsbund Karpatendeutscher Katholiken
Pfr. Johann Kotschner, Ignatz Wolkober, Franz Spitzkopf, Armin Pogadl

Einleitung

1. Die Slowakei — ein Blick in die Geschichte

Das Land unter den Karpatenbergen, die bei der alten Krönungsstadt Preßburg an der Donau ihren Zug beginnen, nach Nordosten streben und in der Hohen Tatra ihre höchsten Spitzen und Grate auftürmen - dieses Land, das südlich des Karpatenbogens, von weiteren Gebirgen durchzogen wird, und das wir alle als Slowakei kennen, trägt diesen Namen erst seit dem Ende des Ersten Weltkrieges. Jahrhundertelang vorher war es ein Teil Ungarns und wurde als Oberungarn bezeichnet.

Das Land ist uralter Kulturboden und war bereits, wie Gräberfunde belegen, in der mittleren und jüngeren Steinzeit von Sammlern, Jägern und Fischern bewohnt. Um 4000 v. Chr. sind erstmals Spuren von Ackerbau nachzuweisen. Wie uns römische Quellen berichten, siedelten in frühgeschichtlicher Zeit in den Flußtälern und Ebenen die germanischen Stämme der Quaden und Markomannen. Nicht selten waren auch die Legionen der Römer, die die Grenzen ihres Weltreiches bis an die Donau vorgeschoben hatten, auf ihren Feldzügen in die Täler der Slowakei vorgedrungen, wie die lateinische Inschrift auf dem Burgfelsen von Trentschin beweist.
In der Völkerwanderungszeit verließen die Germanen unter dem Druck östlicher Völker (um 375) überwiegend ihre Wohngebiete. Das Land nahmen die den Hunnen verwandten Awaren in Besitz, in deren Gefolge die von ihnen unterjochten Slawen kamen. Teile der germanischen Bevölkerung müssen wohl zurückgeblieben sein und in den ausgedehnten Waldungen Zuflucht gefunden haben, denn die neuen Bewohner haben eine Reihe germanischer Fluß- und Flurbezeichnungen übernommen und bis heute beibehalten (Hron - Gran von Granna = Tannennadel, Vah = Waag oder Woge, Ondava von Andawaha = Entenwasser).
Aus eigener Kraft konnten sich die Slawen nicht befreien und das Joch der Sklaverei abwerfen. Erst nachdem Karl d. Gr. die 200 Jahre währende Herrschaft der Awaren gebrochen hatte, war die Voraussetzung zur Schaffung eigener slawischer Fürstentümer gegeben.
Durch die guten Beziehungen zum Ostfränkischen Reich kamen deutsche Priester und Missionare, verbreiteten das Christentum und schlossen das Land dem westlichen Kulturkreis an. Bereits im Jahre 833 wurde unter Fürst Pribina die erste christliche Kirche vom Salzburger Erzbischof Adalram in

Neutra (Nitra) geweiht. Pribina wurde vertrieben und sein Land dem Großmährischen Reich, dem ersten bedeutenden Staat der Slowaken, einverleibt. Auch die später in das Land gerufenen »Slawenapostel« Cyrill und Method konnten den deutschen Einfluß nicht auf die Dauer unterbinden.

Als um 896 das Reitervolk der Madjaren in die Donauebene einfiel, wurde das Großmährische Reich vernichtet, die Freiheit der Slowaken war zu Ende. Die Madjaren unterwarfen die hier siedelnden Völker und unternahmen Raubzüge bis weit nach Deutschland hinein. Auch nachdem Otto d. Gr. sie 955 auf den Lechfelde bei Augsburg vernichtend geschlagen hatte, und sie zwischen Donau und Theiß seßhaft wurden, blieben die Slowaken unter ihrer Herrschaft und die Slowakei als Oberungarn ein Teil ihres Reiches.
Mit der Europäisierung der Madjaren ging die Christianisierung Hand in Hand, die insbesondere von dem bedeutenden Fürsten Géza (972-997) der die Stämme unter seiner Herrschaft geeint hatte, gefördert wurde. Sie vollzog sich in Anlehnung an das Reich Ludwig des Deutschen durch deutsche Missionare und Priester und stärkte den deutschen Einfluß auch in der Wirtschaft und in der Bevölkerung.
In der Gegend von Preßburg (Bratislava) hatten sich schon im Zusammenhang mit der Ostmark Karls d. Gr. deutsche Siedler eingefunden. Im 12./13. Jahrhundert wurden von den ungarischen Königen in der Oberzips, der Durchgangslandschaft zwischen Ungarn, Polen und Schlesien, Deutsche angesiedelt, die viele Städte und Dörfer gründeten. Die Gemeinschaft der 24 Zipser Städte (Vorort Leutschau) hatte Selbstverwaltung unter eigenem Grafen und eigenem Recht (Zipser Willkür 1370). (1)
Bald nach 1250 entstanden deutsche Städte in der Mittelslowakei - insbesondere im Zusammenhang mit dem Bergbau.
Durch den Einfall der Mongolen 1241/42, die Ungarn verwüsteten, wurde diese Entwicklung unterbrochen, König Bela IV. (1235-70) hat nach ihrem Abzug die Einwanderung der Deutschen verstärkt gefördert, um die vielfach menschenleeren Gebiete erneut zu besiedeln. Der Abbau von Erzen und Edelmetallen wurden planmäßig vorangetrieben. Bergleute aus Deutschland, aber auch aus Tirol gründeten die sieben oberungarischen Bergstädte in der Zips und die sieben niederungarischen Bergstädte in der Mittelslowakei. In den letzteren, unserer Heimat, wurde Gold in Kremnitz (Kremnica) und Deutsch-Proben (Nemecké Pravno), Silber in Schemnitz (Banská Štiavnica), Kupfer in Neusohl (Banská Bystrica) und Zinn in Hochwies (Velké Pole) gefördert. In der Nachbarschaft der Bergstädte entstanden, oft von deren Bürgern gegründet, deutsche bäuerliche Siedlungen, die mit dem Bergbau aufs engste verbunden waren. Sie bildeten eine deutsche Volksinsel in den



Stadtplatz von Kremnitz

Bergen der Mittelslowakei, die erst in unserem Jhd. den Namen »Hauerland« erhielt.
Von Preßburg, Tyrnau (Trnava), Sillein (Žilina) und Rosenberg (Ružomberok) über Schemnitz, Kremnitz, Neusohl, Göllnitz (Gelnica), Leutschau (Levoča) und Käsmark (Kežmarok) reihten sich deutsche Städte und Dörfer bis Bartfeld (Bardejov) im östlichen Teil des Landes aneinander. Der überwiegende Teil der Städte hatte ursprünglich deutsche Namen und führte deutsche Stadtbücher, selbst in Gebieten, in denen in unserer Zeit Slowaken wohnten.
Im 14. Jhd. war die Ansiedlung der Deutschen auf dem Gebiete der Slowakei in großen Zügen abgeschlossen. Der tschechische Historiker Václav Chaloupecký erkennt die große Bedeutung des Deutschtums für den kulturellen und wirtschaftlichen Aufbau des Landes voll an und bezeichnet die Slowakei zu jener Zeit als gemischt-sprachiges deutsch-slawisches Land. (2)
In den Hussiten- und Türkenkriegen, durch Glaubenskämpfe, wie durch das Aufgehen in Slowaken- und Ungarntum hat sich die Zahl der Deutschen in der Slowakei stark vermindert. Der Zusammenhang ihrer Siedlungen zwischen West- und Mittelslowakei wurde unterbrochen. (2)
Die Blütezeit des Bergbaus fällt in das 14. bis 16. Jahrhundert. Sein Erfolg zeigte sich im Wohlstand der Bürger in den Bergstädten und den deutschen Siedlungen. Die Beschaffung des Grubenholzes, der Holzkohle, des Talges, des zur Scheidung des Silbers vom Kupfer notwendigen Bleies, des Leder- und Textilbedarfes, die Förderung des Fuhrwerkergewerbes beschäftigte ganze Bevölkerungskreise. (4)
Solange der Bergbau blühte und in den Gruben wie auch auswärts reichlich Arbeit bot, konnte die Landwirtschaft die Hauerländer zusätzlich ernähren. Schwieriger wurde die Lage, als der Bergsegen verebbte und die Bevölkerung nur an die karge Scholle und das spärliche Gewerbe angewiesen war. Seit dem 19. Jahrhundert zogen daher die gewandten und beliebten Waldarbeiter zu Saisonarbeit in andere Gegenden. Andere verdingten sich als Landarbeiter zur Zeit der Ernte in die fruchtbare Ebene. Als Zeichen der Not und des wirtschaftlichen Niederganges entstand in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Auswanderungsbewegung, die besonders in die ungarischen Städte, ins europäische Ausland und nach Amerika führte, bis zum 1. Weltkrieg andauerte und den Deutschen in der Slowakei wertvolle Kräfte entzog. (5)
Die Madjarisierung, das heißt der Druck auf Slowaken und Deutsche, sich als Ungarn zu bekennen, nahm immer härtere Formen durch Unterdrücken jeder anderen Sprache in Schule und Ämter an. War die deutsche Unterrichtssprache in den Schulen schon immer behindert worden, so wurde sie durch das Apponyische Schulgesetz von 1907 ganz verdrängt. Selbst in den



Alte Urkunde von Deutsch-Proben

Dorfschulen durfte nur noch ungarisch unterrichtet werden. Die gesellschaftspolitischen Konsequenzen waren einschneidend. Wer sich selbst nicht zum Ungarntum bekannte, hatte keinerlei Aussicht auf Aufstieg, konnte niemals in gehobene Berufe vordringen.

Bei Ausbruch des 1. Weltkrieges im Jahre 1914 hatte die slowakische Nation nur lose Verbindungen zum Tschechentum, das unter Österreich in Böhmen und Mähren eine ganz andere Entwicklung genommen hatte als die Slowaken unter Ungarn. Der Anstoß zu nationaler Aktivität kam denn auch von außen - aus Übersee. Rund 600.000 Slowaken (etwa 20 Prozent der ganzen Nation) hatten ihr Land verlassen und sich in Amerika, hauptsächlich in den Vereinigten Staaten und Kanada, angesiedelt. Sie ergriffen die Inititiative und sollten hinfort eine wichtige Rolle bei der Mitgestaltung des slowakischen Schicksals spielen.

Am 25. Oktober 1915 kam es zum Vertrag von Cleveland, in dem die slowakischen Emigranten einer tschecho-slowakischen Föderation zustimmten und damit zum ersten Male das Zusammengehen der beiden westslawischen Völker, der Tschechen und Slowaken, verkündeten. T. G. Masaryk, der führende Kopf des nationalbewußten Tschechentums, gab bereits am 14. November 1915 die Konstitutionierung eines Aktionskommitees zur Gründung eines selbständigen tschecho-slowakischen Staates bekannt.

Am 30. Mai 1918 schlossen die Amerika-Slowaken den Vertrag von Pittsburgh, der einen gemeinsamen Staat der Brudernationen befürwortete und dem slowakischen Volk Autonomie versprach. Die Siegermächte stimmten dem geplanten Staat zu. Am 28. Oktober 1918 wurde die neue Republik feierlich in Prag ausgerufen. Am 30. Oktober 1918 deklarierte der »Slowakische Nationalrat«, dem auch Pater Hlinka, der Führer der nationalen Volksbewegung bei den Slowaken angehörte, in Turčianský Sv. Martin die Union der Brudervölker. Doch bei den Versailler Friedensverhandlungen 1919 war von der slowakischen Autonomie und von Föderation keine Rede mehr. (6)
Masaryk schob den Pittsburgher Vertrag beiseite, (später bezeichnete er ihn gar als »Falsifikat«) und die erste Verfassung der ČSR stand ganz im Zeichen des Prager Zentralismus. (7)
In der Folge strömten Tschechen in großer Zahl in die Slowakei, besetzten leitende Stellen, versuchten, wo es möglich war, die slowakische Sprache zurückzudrängen und das Tschechische durchzusetzen (Lehrer und Bücher in Gymnasien) und behandelten die Slowakei nicht besser als eine Kolonie.
Unter diesen Verhältnissen erwachte das Nationalbewußtsein der Slowaken in breiten Schichten. Die bäuerlichen Massen sammelten sich in der »Slowakischen Volkspartei«, deren Führer Pater Hlinka allmählich die Figur eines »Vaters des slowakischen Volkes« annahm. Er hatte schon unter den Ungarn für die Rechte der Slowaken gekämpft und war wiederholt verhaftet und eingekerkert. Die Partei erlebte einen ungeheuren Zustrom und erhielt bei der Wahl am 19. Mai 1935 eine halbe Million Stimmen. Im Jahre 1930 hatte die Slowakei rd. 3.500.000 Einwohner. Davon waren rd. 2.500.000 Slowaken, rd. 700.000 Ungarn, rund 150.000 Deutsche, rund 10.000 Polen, rund 8.000 Juden und rund 10.000 Ukrainer. (8)
Den Deutschen in der Slowakei gegenüber verhielten sich die neuen Machthaber ebenso unduldsam wie zu ihren Brüdern. Das geschlossene Band deutscher Städte und Dörfer, das die Slowakei ehemals von West nach Ost durchzogen hatte, war in den Stürmen der Zeit längst zerbrochen. Von der mächtigen Brücke, die einst das Land überspannt hatte, waren nur drei Pfeiler übrig geblieben, die das Deutschtum weitertrugen: Die Sprachinsel um Preßburg im Westen, die Zips unter der Hohen Tatra im Osten und das »Hauerland«, die Sprachinsel in der Mittelslowakei, deren weiteres Schicksal in diesem Buch behandelt werden soll. Sie zählte noch 25 deutsche Siedlungen mit rd. 50.000 Einwohnern, die den Rest des einst so stolzen und reichen Bergbaugebietes bildeten.
Im neuen Staat hatten die Schulen wohl die deutsche Unterrichtssprache zurückerhalten, aber nur um die Madjarisierung und die Hinwendung zu Ungarn zu stoppen und rückgängig zu machen. Ansonsten unterschied sich

das Verhalten der Machthaber und ihre Zielsetzung in nichts von dem Bestreben der Ungarn früher. Im Hauerland gab es unter den Tschechen keine deutschen weiterführenden Schulen, nicht einmal eine Bürgerschule, schon gar nicht ein Gymnasium. War früher die begabte Jugend gezwungen, ungarische Schulen zu besuchen, so wurden sie jetzt an slowakische verwiesen, wenn sie weiterkommen wollten. Ein Unterschied aber bestand. Jetzt kamen sudetendeutsche Lehrer ins Land und deutsche Schulen im Sudetenland standen für die kleine Volksgruppe offen - wenn ihr Besuch auch mit großen finanziellen Opfern verbunden war.

Der Kampf der Slowaken um ihre Identität ging weiter und nahm immer größere Ausmaße an. Ende 1937 demonstrierten Studenten der Universität Preßburg tagelang auf den Straßen gegen die tschechische Vorherrschaft im slowakischen Landesteil. Auf Transparenten forderten sie: »In der Slowakei - slowakisch sprechen!«

Im Frühjahr 1938 besuchte eine Delegation der »Slowakischen Liga« in Amerika, an der Spitze Dr. Peter Hletko, die ČSR, um die Lage der slowakischen Nation zu erkunden. Auf einer Massenkundgebung am 5. Juni 1938 in Preßburg, an der 12.000 Menschen teilnahmen, wies Dr. Hletko das Original des Pittsburgher Vertrages vor und brachte damit alle tschechischen Stimmen, die von einem »Falsifikat« gesprochen hatten, zum Verstummen.

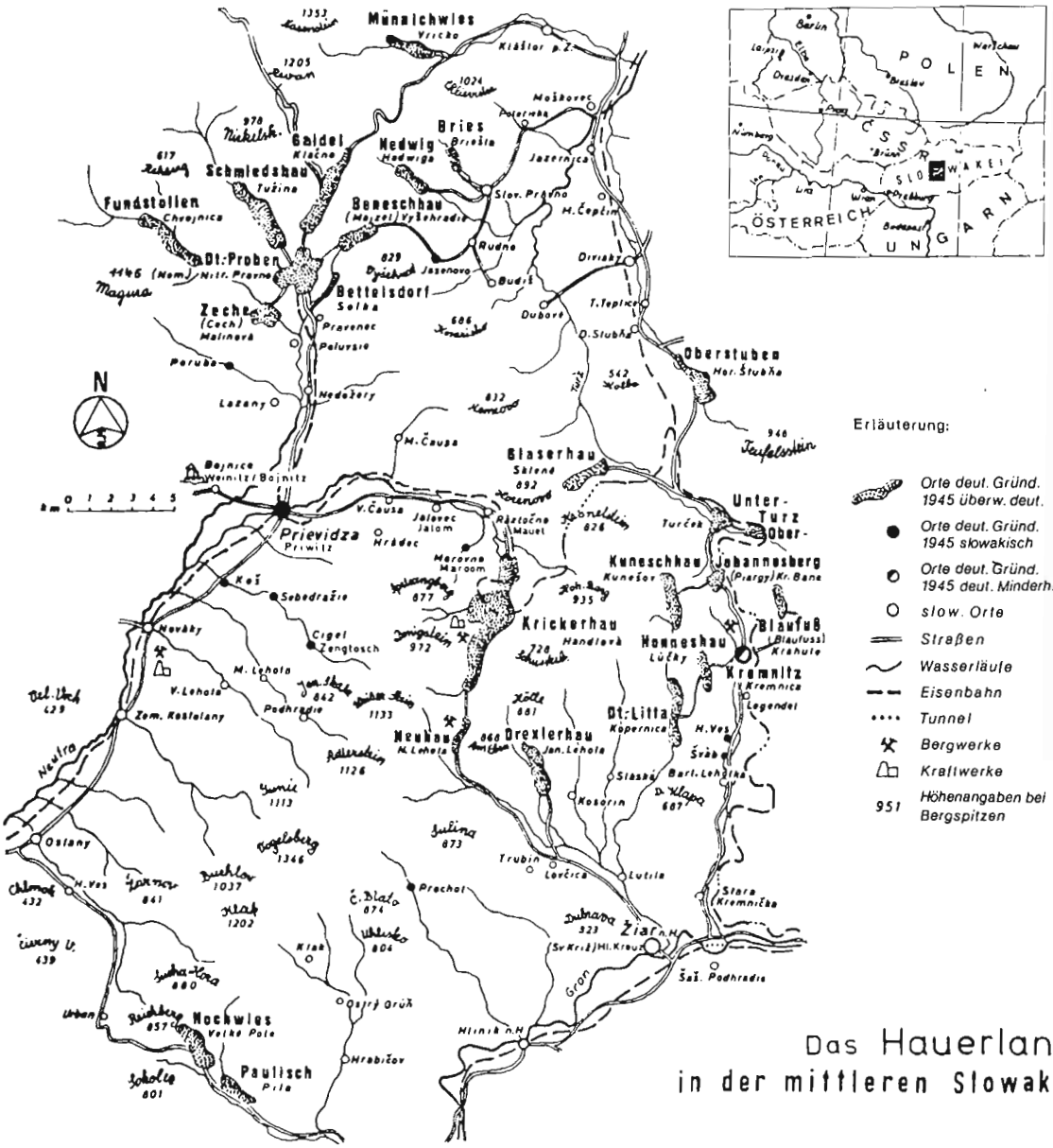
Inzwischen hatten Differenzen zwischen Tschechen und Sudetendeutschen, die sich auch um ihre Rechte betrogen fühlten, zu einer Krise geführt. Um einen Krieg zu verhindern, trafen sich am 29. September 1938 in München die Vertreter von Deutschland, Italien, Großbritannien und Frankreich und legten fest, daß das von Deutschen bewohnte Sudetenland bis zum 10. Oktober 1938 an das Deutsche Reich abgetreten werden müsse. Nun überschlugen sich die Ereignisse. Am 6. Oktober 1938 trafen sich Vertreter der Slowakischen Volkspartei mit den Repräsentanten von acht anderen Parteien und beschlossen einstimmig ein »Manifest der slowakischen Nation«, das die Autonomie der Slowakei innerhalb der ČSR proklamiert. Am 18. November 1938 nahm das Prager Parlament das Gesetz über die Autonomie der Slowakei an. Am 2. November 1938 war es zum Wiener Schiedsspruch gekommen, der analog zu der sudetendeutschen Frage die Grenzen der Slowakei regelte. Dabei gingen 10.656 Quadratkilometer mit 879.697 Einwohnern verloren. Davon kamen zwei schmale Grenzstreifen in den Beskiden und in der Hohen Tatra mit 9.914 Einwohnern zu Polen, Engerau und Theben mit 15.566 Menschen an Deutschland und der fruchtbare Südteil des Landes mit 854.217 Einwohnern zu Ungarn. (9)

Mit den Tschechen, bei denen bestimmte Kreise die Autonomie der Slowakei nicht hinnehmen wollten, ergaben sich neue Schwierigkeiten. In der Nacht

vom 9. zum 10. März 1939 marschierten tschechische Truppen in die Slowakei ein und besetzten wichtige Gebäude in Preßburg. Daraufhin beschloß das slowakische Parlament am 14. März 1939 einstimmig die Bildung eines selbständigen Staates.

Erläuterungen und Quellenangaben

1) Der Große Brockhaus, Wiesbaden 1957, S. 711, 2) Karpatenjahrbuch, Stuttgart 1952, S. 6 (weiterhin KJB), 3) KJB 1952, S. 9 4) KJB 1952, S. 30, 5) KJB 1952, S. 34, 6) Venohr, W.: Aufstand in der Tatra, Königstein 1979, S. 718 (weiterhin Venohr), 7) Venohr, S. 10, 8) Venohr S. 12, 9) Venohr,S. 22, 10) Die Einwohnerzahlen und deren Aufteilung für 1940 sind entnommen aus Grothe Hugo: Das deutsche Volkstum der Slowakei in Vergangenheit und Gegenwart, Berlin 1943.



Das Hauerland in der mittleren Slowakei

Die Orte des Hauerlandes (10)

Namen deutsch	slowakisch *nach 1945	erste urk. Erwähnung	Höhe der Ortsmitte	Einw. 1940	Deutsche in % d. Einw.
Beneschhau	Majzel *Vyšehradne	1419	392	482	93,1
Bettelsdorf	Solka	1424	338	309	90,0
Blaufuß	Krahule	1331	880	849	100,0
Bries	Briešta	1392	600	407	62,6
Deutsch-Litta	Kopernica	1349	495	1650	99,0
Deutsch Proben	Nemecké Pravno *Nitrianské Pr.	1393	348	1886	77,2
Drexlerhau	Janová Lehota	1487	425	3466	99,8
Fundstollen	Chvojnica	1614	493	1090	98,5
Gaidel	Gajdel *Klačno	1413	368	2294	97,7
Glaserhau	Sklené	1360	590	3171	89,1
Hedwig	Hadviga	1392	500	595	97,4
Hochwies	Velké Pole	1331	500	3038	95,9
Honneshau	Lúčky	1429	550	1412	99,7
Johannesberg	Piargy *Kremnické Bane	1361	765	965	94,6
Kremnitz	Kremnica	1328	550	5678	30,4
Krickerhau	Handlová	1376	420	10906	56,0
Kuneschhau	Kunešov	1342	796	2170	98,1
Münnichwies	Vricko	1488	592	2924	98,9
Neuhau	Nová Lehota *eingemeindet zu Handlová	1487	345	1399	99,0
Oberstuben	Horná Štubňa	1390	627	3822	96,2
Oberturz	Horný Turček	1271	701	1259	57,7
Unterturz	Dolný Turček *zus. Turček	1371	660	936	73,5
Paulisch	Pila	1534	375	1463	92,5
Schmiedshau	Tužina	1393	361	3031	97,7
Zeche	Cech *Malinová	1339	345	1190	96,3

2. Zusammenleben von Deutschen und Slowaken

Seit Slowaken, Ungarn und Deutsche in diesem Raum zusammenleben, entstand trotz mancher Gegensätze ein Verhältnis gegenseitiger Achtung, das sich durch Jahrhunderte bewährte. Dabei hatten die Slowaken günstigere Voraussetzungen. Während sie in einem geschlossenen Verbreitungsgebiet die flachen Hänge der Vorgebirge bewohnten, lebten die Deutschen verstreut in den weniger ertragreichen Gebirgstälern. Und wo die deutsche Bevölkerung größere Einheiten bildete, war sie von Orten slowakischer Sprache getrennt.

Pflegte der Slowake nur seine Sprache, so beherrschte der Deutsche deren drei, wenn auch vielleicht weniger gut. Wenn an den Vieh- und Jahrmärkten aus den umliegenden aber auch entfernteren Orten die Händler und Kauflustigen nach Kremnitz, Deutsch-Proben oder auch nach Krickerhau kamen, war man erstaunt, in welch herrlichem Kauderwelsch aus Mundart, hochdeutsch, slowakisch, ungarisch oder auch jüdisch gehandelt wurde. So war es natürlich, wenn Slowaken der jenseitigen Gebirgstäler aus Čičmany (Zimmermannshau), aus Čavoj (Sauershau), aus dem Raaser (Rajec) und Turzland, wo früher deutsche Siedlungen nachgewiesen wurden, die Durchgangsstraßen in Schmiedshau, Fundstollen und Gaidel belebten, um nach Deutsch-Proben zu gelangen.

Die nachbarlichen Beziehungen beschreibt ein Schmiedshauer so : »Die Slowaken aus Tschitschman kamen immer in ihrer Tracht. Den Weg nach Deutsch-Proben oder Priwitz (Prievidza) schafften sie bei Tageslicht, aber den Rückweg nicht mehr. Sehr oft baten dann die Durchziehenden in unserem Hause um ein Nachtlager. Das war selbstverständlich. Mein Vater und auch die älteren Brüder unterhielten sich bis spät abends mit den Gästen. Als Schlafstätte wurde ein Strohlager auf dem Fußboden in der Wohnküche vorbereitet. Das Abendessen und das zeitige Frühstück wurde gemeinsam eingenommen. Wenn wir Kinder aufstanden, war das Schlaflager wieder geräumt, und die slowakischen Gäste befanden sich längst wieder auf dem Heimweg.

Für die Mahd der entfernteren Wiesen verdingte man Mäher aus den slowakischen Nachbarorten. Dieser mehrtägige Einsatz vollzog sich nach überlieferten Regeln. Unsere Frauen sorgten für die Beköstigung der Fremden wie für die eigene Familie. Als Verständigung diente die slowakische Sprache, weil die Slowaken am Deutschen wenig Interesse zeigten.«

Und doch verdingten sich junge Slowaken als Dienstboten auf deutschen Höfen, um sich deren Sprache, dies allerdings meist in der Mundart, und

deren Arbeitsweise und Fleiß anzueignen. Umgekehrt schickten deutsche Eltern ihre größeren Kinder in den Schulferien zu Verwandten, die noch vor dem 1. Weltkrieg oder danach Hofstellen in slowakischen und ungarischen Orten im ertragreicheren Süden gekauft hatten, um da im Umgang mit Gleichaltrigen slowakisch und ungarisch zu lernen.

Nicht weniger einladend war die überwiegend slowakische Kreisstadt Priwitz. Für die deutschen Orte um Deutsch-Proben aber auch für die Krickerhauer lohnte sich eine Fahrt mit dem Pferdewagen oder mit der Kutsche zu einem Einkauf dorthin, was oft mit einem Besuch des Bojnitzer Bades verbunden wurde. Dabei waren vertraute slowakische Dörfer zu durchfahren. Die Deutschen tätigten ihre Einkäufe gewöhnlich in größeren Geschäften, die meist Juden gehörten. Aber gerade mit den Juden konnte man in deutscher Sprache so manche Krone herunterhandeln. Auf der Heimfahrt ließ es sich manchmal nicht umgehen, bei einer in Freundschaft verbundenen slowakischen Familie zu einem Plauderstündchen und einem Umtrunk einzukehren. Mit einer überaus reichen Fülle an Buntheit und Abwechslung belebte das Wandergewerbe im Jahreslauf unsere Städte und Dörfer und leistete seinen Beitrag für die völkische Verständigung. Den Reigen eröffneten die slowakischen Dudelsackpfeifer aus Detva mit ihren langen Haaren und Zöpfen. Mit Beginn der Bauzeit erschienen Slowaken mit »Kålichbägn« (Kalkwagen), um ungelöschten Kalk mit dem Ruf: »Kålich, kaaft Kålich!» (Kalk kauft Kalk!) laut anzubieten. Wohl die meisten Kastrierer, die »Mischkarn«, waren Slowaken, die ihre Anwesenheit mit dem Ruf »mischkowat!« (verschneiden) den Viehbesitzern bekanntgaben. Als »Drotarn« (Drahtzieher) ließen sich die slowakischen Pfannen- und Kesselflicker vernehmen, ebenso der »Oblokar« als Fensterverglaser. Mit einem mit vielerlei Kleinkram beladenen Bauchladen erschien der »Lacno-Joschko« (Billiger Josef), der mit seinem aufdringlichen »Kupte čo!« (Kauft etwas!) mitunter lästig werden konnte. Auch zigeunerschwarze, bosnischsprechende »Teppichmåå« (Teppichverkäufer) versuchten, die nach ihren Worten erstklassige Ware abzusetzen.



Fensterverglaser (Oblokar).

Je nach Jahreszeit brachten die »Bulgarn« köstlich schmeckende Kirschen, Melonen, Pflaumen, Weintrauben und Paprika aus den fruchtbaren Ebenen des Südens in das rauhere Gebiet. Zwischendurch zog der slowakische »Hotschamåå« (Lumpensammler), stets von einer Kinderschar begleitet, durch die Orte neben dem »Schelschleifa« und »Schiamacha« (Scherenschleifer und Schirmmacher) die meist als »Wandrownikn« den Landstreichern gleichgestellt wurden.

Aber auch deutsche Bergdörfler gingen im Lande hausieren, um die im Winter geschnitzten Kochlöffel, Quirlen, Flechtkörbe und besonders buntbemaltes Spielzeug aus Holz zu verkaufen. Deutsche Frauen suchten Absatz für ihre kunstreichen Handarbeiten, seien es geklöppelte Spitzen oder Kredenzdeckchen.

Besondere Geschäftigkeit und buntes Treiben bot der Ringplatz in Kremnitz an den Vorweihnachtstagen. Man ging nicht nur hin, um Käufe zu tätigen, sondern auch aus Schaulust und in der Erwartung, mit Bekannten aller Sprachen und Dialekten Neuigkeiten austauschen zu können. Da boten deutsche Frauen aus Blaufuß neben Kräutern auch heißen Tee an, während der slowakische Nachbar aus Heiligenkreuz (Sväty Križ) daneben heiße Würstchen anpries. Littner Frauen verkauften Butter- und Käsespezialitäten und nebenan standen slowakische Bäuerinnen aus den einstmals deutschen Orten Schwabendorf (Dolná Ves) und Windischdorf (Horná Ves) mit Mastgeflügel. Slowakische Händler mit Heiligenbildern und anderen sakralen Gegenständen



Bäuerinnen auf dem Markt in Kremnitz

standen friedfertig neben Spielzeugverkäuferinnen aus Kuneschhau und Johannesberger Mädchen, die ihre geklöppelten Spitzen feilboten.
In Hochwies und Paulisch, den südlichsten Gemeinden des Hauerlandes, überwog im Verkehr mit den Nachbarn die slowakische Sprache. Aus Existenzgründen pflegten sie den Kontakt mit ihren slowakischen Nachbarn mehr als mit dem übrigen Hauerland, von dem sie abgeschnitten waren. Besonders deutlich zeigte sich das an den Kram- und Viehmarkttagen. Zum Krammarkt kamen die Verkäufer aus den gewerblichen slowakischen Städten aber auch die Deutsch-Probener mit ihren Tuchwaren. Wegen der guten Aufzucht von Jungtieren, besonders der Zugochsen, kamen die »Dolniaky« (slowakische Bauern des Niederlandes), Viehhändler und Fleischer zum Viehmarkt nach Hochwies. Die Handelssprache war slowakisch, das die Bauern beherrschten, während nur wenige Slowaken deutsch konnten. Solche Markttage gaben Gelegenheit, unter Beibehaltung der nationalen Eigenheit, Freundschaften zu schließen und zu vertiefen. (1)
Eine entscheidende Rolle im Leben der Hauerländer spielte der Glaube. Bis fast in das 20. Jahrhundert war der Pfarrer die einzige studierte Persönlichkeit im Ort. Nach der Weihe eines deutschen Priesters erfolgte seine Versetzung zumeist in fremdsprachige Gebiete. So blieb mancher deutsche Ort ohne deutschen Seelsorger und führte einen harten Kampf um das deutsche Vaterunser und die deutsche Predigt. Zur Zeit der Madjarisierung war der Religionsunterricht und der Gottesdienst in der Kirche die letzte Pflegestätte der deutschen Sprache, die aus den Schulen und der Verwaltung längst verdrängt worden war.
Sehr realistisch beschreibt der aus Deutsch-Proben stammende und im Jahre 1938 in den slowakischen Landtag gewählte Pfarrer Josef Steinhübl, Jahrgang 1902, seine Anfänge im Kampf um das deutsche Volksbewußtsein: »In der achten Abschlußklasse 1919/20 im Gymnasium in Priwitz waren wir im ganzen zehn Schüler, davon fünf Deutsche, vier Slowaken und ein Ungar. Die verbliebenen zwei slowakischen Professoren madjarischer Prägung konnten auch nicht viel mehr slowakisch sprechen als wir Schüler.
In der Theologischen Fakultät in Olmütz traf ich zum ersten Mal deutsche Studenten. Sie nahmen mich in ihre Gemeinschaft als »Slowaken« auf, . . . sie wollten mich richtiges Schriftdeutsch lehren. Da wurde mir deutlich, daß ich nicht deutsch konnte und bekam Hemmungen. Ich spreche schlecht ungarisch und slowakisch aber am schlechtesten spreche ich meiner Meinung nach deutsch. Schicksal eines Volksdeutschen aus der Slowakei in meinem Alter, . . . diese Komplexe werde ich hier auf Erden nicht mehr los.
In meinem Lebenskampf für den Glauben, die Heimat und das Volkstum mußte ich viele Seitenhiebe einstecken. Mein erstes »deutsches Verbrechen«

war aus der Sicht des tschechischen Seminarrektors die Immatrikulation als gemeldeter Slowake an der Deutschen Universität in Prag. Das zweite »deutsche Verbrechen« folgte als Jungpriester in Johannesberg. Im Herbst 1928 hatte ich offenbar als erster gewagt, bei der Stadt Kremnitz eine Theateraufführung in deutscher Sprache zu beantragen. Statt der erhofften Beförderung erhielt ich vom Bischof als Strafe die Versetzung in die erzpanslawistische Kreisstadt Slovenská Lupča. (2)

Welche Auswirkungen die gesteuerte Versetzung nationalbewußter Seelsorger für ein Volkstum mit sich bringt, verdeutlicht der an den Gemarkungsgrenzen von Hochwies-Paulisch und Neuhau gelegene Ort Prochot. Die im 19. Jahrhundert noch deutsche Gemeinde Prochetshau ist im Laufe zweier Generationen durch einen slowakischen Pfarrer entdeutscht worden.

Ein nicht zu unterschätzendes religiöses Erlebnis für die katholischen Hauerländer waren die Wallfahrten. Außer Deutsch-Proben und Kremnitz waren Schemnitz (Banská Štiavnica) und Altgebirg (Staré Hory) die beliebtesten Pilgerstätten in der Mittelslowakei. Im letzteren besuchten die deutschen Pilger nach einem anstrengenden Tagesmarsch am nächsten frühen Morgen die »deutsche Messe«. Man konnte in deutscher Sprache beichten und auch die Predigt in Deutsch hören,während die Ortsbewohner kein Deutsch mehr kannten aber den »Puutleuten« gerne eine Herberge für die Nacht gaben. In Erinnerung bleiben die Gesänge und Ablaßgebete slowakischer Männer mit ihren buntgestickten Gewändern und die Trachten deutscher Frauen aus der Kremnitzer Gegend. Im ehemals deutschen »silbernen Schemnitz« bot sich für Slowaken, Deutsche und Ungarn die Gelegenheit in mehren Kirchen in ihrer Sprache zu beichten, zu beten und zu singen; wahrlich ein frommes Völkergemisch.

Die natürlichen zentralen Orte der Sprachgebiete galten auch als religiöse Sammelstätten. Besonders ausgeprägt war dies in Deutsch-Proben. Zu Hunderten gelangten deutsche Pilger mit Prozessionen zur Kirche St. Johannes Enthaupt. Aus der Priwitzer Gegend und jenseits von Vyšehrad kamen slowakische Pilgergruppen »na Škapulir do Pravna« (zum Skapulierfest nach Proben). Das Beichthören und der Gottesdienst waren zweisprachig. Während in der Kirche deutsch gepredigt wurde, hörten die slowakischen Teilnehmer vor der Kirche einen Priester in ihrer Sprache. Das Städtchen bot zu Skapulier ein Bild christlichen Zusammenlebens ohne Unterschied der Volkszugehörigkeit. (3)

Dasselbe Bild bot sich an den Wallfahrtstagen in Kremnitz. Während die mit Kreuz und Fahnen geschmückten deutschen Prozessionen »of Pazonkala« (Portiunkula-Ablaß) zur Schloßkirche auf dem Berg pilgerten, füllte sich die Klosterkiche der Franziskaner am Ring mit Slowaken aus den südlichen



Markt in Deutsch-Proben

Dörfern. Am 2. August wurde sie dann von deutschen Pilgern besucht. Das fromme Volk beanspruchte in den Gotteshäusern keine nationale Vorrechte. Bei der gemeinsamen Meßfeier erklangen abwechselnd die seit alten Zeiten bekannten deutschen und slowakischen Lieder.

Ebenso wie im kirchlichen Bereich einzig der gemeinsame Glauben den Frieden wahrte, so war auch im Handel und im Handwerk, außer dem Streben nach materiellem Besitz, kein Verständnis für nationale Unverträglichkeiten. Wurde das slowakische Gewerbe schon durch die deutschen Kolonisten besonders gefördert, machten sie sich auch das ausgeprägte deutsche Zunftwesen zunutze.

Als Folge der durchschlagenden Technisierung nach dem 1. Weltkrieg wehrten sich slowakische und deutsche Klein- und Mittelstandsbetriebe fast aussichtslos gegen die Flut der böhmisch-mährisch-schlesischen Schwerindustrie. Viele Betriebe waren zur Aufgabe gezwungen. Durch die Gründung deutscher Genossenschaften bekam die Wirtschaft in den deutschen Orten des Hauerlandes Auftrieb. In der Folge wurde der jüdische Zwischenhandel allmählich aus seiner Monopolstellung verdrängt.

Junge Slowaken bevorzugten Betriebe deutscher Meister. Folglich bedienten sie sich als Handwerker deutscher Fachausdrücke mit slowakischem Akzent.

Als Beispiel in einer Tischlerei: majster (Meister), meble (Möbel), majsel (Meißel), šranka (Schrank), šindel (Schindel), lata (Latte), hoblik (Hobel), hamrik (Hammer), oder šraubenciger. Ein Bauingenieur aus Schmiedshau schildert treffend den Lebenskampf in der Krisenzeit der 30er Jahre: »Als ich meine Maurerlehre 1932 bis 1935 in Kaschau (Košice) absolvierte, erlernte ich mein Handwerk bei einem deutschen Baumeister, dessen bevorzugte Umgangssprache die ungarische war, während seine Beschäftigten, ob Polier oder Hilfsarbeiter, Slowaken waren. Ich habe es als selbstverständlich angesehen, mit einem Slowaken seine Sprache zu sprechen, denn wir mußten uns ja nicht nur als Deutsche, sondern auch im Beruf und im Leben allgemein behaupten. Viele unserer Landsleute, die auswärts in der Landwirtschaft oder im Bausektor in der Slowakei tätig waren, kamen ohne Kenntnis aller drei Sprachen gar nicht aus. Die wichtigste Aufgabe war, ohne nationales Konkurrenzdenken Arbeit zu haben.«
In den Grubenanlagen in Kremnitz und Krickerhau war schon aus Gründen des Schriftverkehrs in den Kanzleien die slowakische Sprache vorherrschend. Das war aber bei der Arbeiterschaft besonders im Untertagebetrieb nicht immer spürbar. Da hatten sich Einzelne der stärkeren Gruppe Gleichsprechender anzupassen. Im direkten Arbeitsbereich war der Wortschatz deutscher Fachausdrücke von der Tradition her dominierend. Angeführt sind nur einige Bezeichnungen, deren sich Läufer und Höherrangige aller Sprachgruppen bedienten: Kamerad, Schichtführer, Steiger, Meister, Stollen, Streb, Stempel, Rampe, Vorschuß, Pause, Feierohmt, Streik u.v.m. Und sollte man dem slowakischen Bergmann den Fluch »Nech ta šlag trafuje!« (Daß dich der Schlag treffe!), den er vom deutschen Kumpel übernommen hat, verübeln, wenn ihm die Arbeit dann besser von der Hand ging?
Im Beziehungsfeld mehrer Sprachen konnte sich keiner der Partner von den anderen ganz unbeeinflußt erhalten. Auch wir Deutschen haben manche ungarische und slowakische Ausdrücke in unsere Sprache aufgenommen. Da ist zum Beispiel ein landeseigenes Produkt, der Tretroller, auf dem Markt als »Kolobeschka« angeboten und so in unseren Wortschatz übernommen worden, da die Bezeichnung Tretroller vom deutschen Mutterland her nicht vorgedrungen war.

Der Erste Mann in der Gemeinde war der »Richter« (Bürgermeister). Auch die Slowaken kannten keinen anderen Ausdruck, als den von den Deutschen übernommenen »richtar«. Der Gemeindenotär, der die Matrikeln führte, hatte sich jeweils der Schreibweise der Herrschenden anzupassen. Unter madjarischer Herrschaft wurde aus dem Müller der ungarische Molnár, der Priwitzer ein Betényi und der Slowake Alexander Petrovič ein Sándor Petöfy. (4)

Noch vor hundert Jahren hatten die Münnichwieser deutsche Familiennamen. Dann machte man den Daubner zum slowakischen Debnár, Bauer zu Sedl(i)ak und Rötlich zu Tscherwen. Ebenso wurden in Krickerhau die Namen Melisch, Litsch und Latz durch die slowakische Endsilbe »ko« zu Melischko. Litschko und Latzko.
Dem Gerhorsam verpflichtet, stellten sich die deutschen Söhne im Militärdienst immer dem Staat, dem sie angehörten: erst bei den Ungarn, dann bei den Tschechen und schließlich ab 1939 bei den Slowaken. Die meisten kamen nach dem Ablegen des Waffenrockes aufgrund ihrer Sprachkenntnisse mit einem gehobenen Dienstgrad nach Hause.
In den stärker entwickelten Gewerbe- und Industrieorten des Hauerlandes war es in den letzten zwei Jahrzehnten notwendig geworden, daß sich deutsche und slowakische Volksbildungsvereine zusammenschlossen. Besonders hervorzuheben sind die Lesevereine und das Tschechoslowakische Rote Kreuz, wie die Vereinigungen gesellschaftlicher Art wie Tanzkurse, Schach- und Billardspiele und nicht zuletzt der Sport mit Fußball, Turnen und Tennis. Diese Zusammenarbeit war nicht ohne Einfluß auf gegenseitige Zuneigung geblieben. Aus Anpassungsgründen erfolgte meist ein freiweilliger Wechsel der Nationalität. Die fortgesetzte Verzahnung bewirkte ein natürliches Ansteigen der Ehen zwischen zwei Nationen. In Krickerhau zählte man im Jahre 1944 112 Mischehen. (5)
Auch in anderen Orten waren solche Verbindungen normal, wie im Buch »Hochwies-Paulisch« zu lesen ist. »Paulisch grenzte vielfältig an die Ackerflur der slowakischen Nachbardörfer. Da es bis zuletzt keine Feindschaft zwischen den beiden Völkern gab, kamen häufiger Heiraten hinüber und herüber zustande. Die Kinder solcher Eltern wuchsen im deutschen Dorf als Deutsche, im slowakischen als Slowaken auf.«
Doch im letzten Jahrzehnt häufte sich der Unfrieden durch fremde Einflüsse. Das war weniger spürbar in Gemeinden einsprachiger Mehrheit aber stärker und nachhaltiger in gemischtsprachigen Orten. Pfarrer Steinhübl, letzer deutscher Pfarrer in Krickerhau, beschreibt die damalige Lage in seinem Wirkungsort treffend: »In Krickerhau gestaltete sich das Zusammenleben der vielschichtigen Bevölkerung immer schwieriger. Die Gegensätze traten immer schärfer zutage zwischen Slowaken und Deutschen, . . . zwischen Grubenarbeitern und Bauern, zwischen Marxisten und Christen. Auch unter den Deutschen gab es politsche Spannungen, denn manchen war der Wechsel von den christlichen slowakischen und ungarischen Parteien zur Karpatendeutschen Partei nicht leicht gefallen. (6)
Die materiellen, nationalen und ideologischen Besitzansprüche vieler Bewohner der Arbeiterkolonie in Krickerhau richteten sich auf die deutschen

Besitzenden in der ursprünglichen Gemeinde. Damals mußte der deutsche Bauer bereits hören: »To je naša zem!« (Das ist unser Land!)
In diesem Spannungsfeld hat das slowakische und das deutsche Volk unter dem Karpatenbogen in seiner an tragischem Schicksal reichen Geschichte zuletzt das verhängnisvolle Unglück gehabt, daß die kurze Zeit ihrer heiß ersehnten Selbständigkeit von 1939-1945 mit der Herrschaft Hitlers zusammenfiel. Die Folge davon war, daß man den slowakischen Staat, seine Regierung und die deutsche Volksgruppe in der Slowakei mit dem Brandmal des Nazismus gezeichnet hat. Die Masse der beiden Völker konnte mit ihrer politischen Zurückhaltung den sich abzeichnenden Völkermord im 2. Weltkrieg nicht aufhalten. Das Verderben, das im Herbst 1944 mit brutalter Gewalt über die deutschen Siedlungen hereinbrach, war umso furchtbarer.
Die heutigen Machthaber sind gegenwärtig besonders bestrebt, das von den Deutschen geschaffene Kulturgut als »ihr« geistiges Produkt und Eigentum zu bezeichnen. Doch wenn auch keine deutsche Inschrift mehr zu lesen und kein deutscher Laut mehr zu hören sein wird, werden noch die Steine der Bauten von deutscher Arbeit in der Vergangenheit künden.

Erläuterungen und Quellenangaben:

1) Heimatbuch Hochwies-Paulisch, Herausgegeben vom Hilfsbund Karpatendeutscher Katholiken, Stuttgart 1984 - 2) Josef Steinhübl, Mein Leben, Herausgegeben vom Hilfsbund Karpatendeutscher Katholiken, Stuttgart,-3) F. Schmidt, Karpatendeutsche Wallfahrten, Hilfsbund Karpatendeutscher Katholiken, Stuttgart 1976, - 4) M. u. U. Kasparek, Als Säer wir kamen, Hilfsbund Karpatendeutscher Katholiken, Stuttgart 1959, - 5) L. Wohland, Mein Hauerland, Arbeitsgemeinschaft der Karpatendeutschen, Stuttgart 1953, S. 157, - 6) Steinhübl, S. 59

3. Wirtschaftliche und politische Lage in der Slowakischen Republik

Wirtschaftlicher Aufschwung

Die wirtschaftliche Lage in der selbständigen Slowakei war bis zum Ausbruch des Aufstandes stabil. Was bei der Gründung des Staates am 14. März 1939 viele für unmöglich gehalten haben, ist in den folgenden Jahren eingetreten. Das kleine Land (37.500 Quadratkilometer, rund drei Millionen Einwohner), dem man die Voraussetzung zur Eigenstaatlichkeit abgesprochen hatte, konnte seine Lebensfähigkeit beweisen und auch im Rahmen der Völkerfamilie einen angesehenen Platz erringen. Es war von 27 Staaten anerkannt, darunter von den Großmächten einschließlich der Sowjetunion (16. September 1939), sowie China und Japan. (1)

Der ungünstige Zeitpunkt seiner Gründung - die politische Lage in Europa war gespannt, kaum ein halbes Jahr später brach der Krieg aus - gereichte dem jungen Staate zum Vorteil und beschleunigte seine wirtschaftliche Entwicklung. Die Slowakei war bis zum Einmarsch Hitlers in der UdSSR neutral. Daraus hat das Deutsche Reich als Schutzmacht der selbständigen Slowakei Nutzen gezogen und wichtige Industriebetriebe vor allem in das Waag- und Grantal verlagert, wo sie nicht von Bombenangriffen bedroht wurden. Darüber hinaus konnte Deutschland über die neutrale Slowakei Waren und Rohstoffe beziehen, die ihm sonst nicht zugänglich waren.

Die Slowakei wiederum erreichte durch die mit enormen Anstrengungen vorangetriebenen Industriealisierung einen Beschäftigungsstandard, wie er zuvor unvorstellbar war. Arbeitslosigkeit war unbekannt. Während die bisher meist in der Landwirtschaft beschäftigten Bewohner aus ihren Erträgen oft nur schlecht und recht ihr Auskommen finden konnten, boten jetzt die Industriebetriebe gute Verdienstmöglichkeiten und hoben den Lebensstandard, der über dem des Reiches und der benachbarten Länder lag.

Während ringsum schon der Krieg tobte, entwickelte sich das Land zu einer Insel des Friedens und des Wohlstandes. Eine strenge Bewirtschaftung kannte man nicht. Lebensmittel, Textilien, Möbel, Haushaltsgeräte, Fotoapparate, Uhren und Schmuck waren frei erhältlich. Man hat auch Erzeugnisse aus Deutschland erhalten, die dort schon lange nicht mehr zu haben waren, weil sie für andere dringend benötigte Waren ins Ausland gingen.

Wohl sind die Preise im Laufe der Jahre angestiegen, aber die guten Verdienstmöglichkeiten ermöglichten es der Bevölkerung, sich einen Lebensstandard zu leisten, wie er früher von manchen Schichten nur erträumt

den konnte. Die gute wirtschaftliche Lage hat ihr Teil dazu beigetragen, daß die Regierung auf einen starken Rückhalt in der überwiegend katholischen Bevölkerung bauen konnte.
Auch bei der deutschen Volksgruppe konnte sie mit Zustimmung und Unterstützung rechnen, denn sie hatte dieser nach jahrelangen, ergebnislosen Kämpfen in der ČSR die eigene Kulturverwaltung zugestanden. Nun war es endlich möglich, die so dringend benötigten deutschen Bürger- und Berufsschulen zu errichten. Die deutschen Bildungsanstalten des Hauerlandes wurden zu einem eigenen Aufsichtsbereich zusammengefaßt und von einem deutschen Schulinspektor betreut. Kulturheime wurden gebaut, das kulturelle Leben in den Gemeinden nahm einen ungeahnten Aufschwung. Wie die Slowaken ihre HG (Hlinka-Garde), so erhielten die Deutschen die FS (Freiwillige Schutzstaffel), die unbewaffnet war, vor allem Sport betrieb und bei Feiern und Veranstaltungen Ordnungsaufgaben übernahm. Die Wehrpflichtigen der deutschen Volksgruppe leisteten ihren Dienst bei der slowakischen Armee, waren aber in zwei volksdeutschen Bataillonen (Kremnitz und Käsmark) zusammengefaßt.
Das persönliche Verhältnis zwischen Deutschen und Slowaken war im allgemeinen gut, die Zusammenarbeit hat auf vielen Gebieten erfreuliche Erfolge gebracht. Auch die Verbindung mit dem Deutschen Reich, das als Schutzmacht der Regierung weitgehend freie Hand bei der Gestaltung der inneren Angelegenheiten gewährte, wurde von den Slowaken akzeptiert. Die anfangs deutsch-freundliche Stimmung in der Slowakei wurde von einem Großteil der Slowaken geteilt.

Opposition im Untergrund

Und doch war das Bild, das sich oberflächlich bot, trügerisch. Schon bei der Gründung des Staates hatte sich Opposition geregt. Eine Gruppe von Offizieren hatte ein Memorandum übergeben, in dem sie an der staatlichen Gemeinschaft mit den Tschechen festhielten. Mehrere solcher Zirkel arbeiteten im Untergrund. Waren ihre Zielsetzungen auch verschieden, in der Ablehnung der Regierung und der selbständigen Slowakei waren sie sich einig.
Der ehemalige tschechoslowakische Außenminister Hodža verfocht die Idee eines Gesamtstaates der Tschechen und Slowaken, der aus zwei gleichberechtigten förderativen Republiken bestehen sollte und fand Gesinnungsgenossen nicht zuletzt in der jüngeren Generation. Unter der Studentenschaft und der Intelligenz hatte die Opposition ihre stärkste Stütze. Hier fand die panslawistische Idee mehr und mehr Anhänger.

Etwa ein Viertel der Studenten waren slowakisch-national eingestellt und wünschten den selbständigen Staat zu erhalten.Es waren meist Söhne aus katholischen Bauernfamilien, die den Tschechen nicht trauten. Etwa 30 Prozent lehnten das Regime zwar ab, wollten aber, bevor sie endgültig Stellung bezogen, die weitere Entwicklung abwarten. Der Rest arbeitete im Untergrund und bereitete sich auf Widerstandshandlungen vor. (2)

Im Turzer Gebiet tauchten bereits 1939 Flugblätter über »Die Wahrheit der slowakischen Jugend« auf. In Preßburg und Rosenberg (Ružomberok) flogen 1943 Studentenorganisationen mit slawophiler Tendenz auf. In St. Nikolaus (Sv. Mikuláš) druckten Studenten nach Abfall Italiens Flugblätter, in denen sie zum Widerstand aufriefen. Aus Solidarität mit den gegen die deutsche Besetzung demonstrierenden norwegischen Studenten wurden in Preßburg und Modern (Modra) Flugblätter verteilt.

Zu den maßgeblichen politischen Widerstandsgruppen gehörte die von Šrobar. Dr. Vavro Šrobar war Vorkriegspolitiker und Minister in der ČSR und wollte nach ihrem Muster Tschechen und Slowaken zu einer Nation verschmelzen. Seine Anhänger sammelte er vor allem aus den Angehörigen der älteren Generation und der Intelligenz der ehemaligen Agrarpartei. Sein Einfluß war infolge seiner ausgezeichneten Verbindungen zu Dr. Beneš in London, der ihn offen protegierte, sehr groß.

Im Gegensatz zu ihm stand die Gruppe um Ursiny, Josko und Lettrich, die sich den Tarnnamen »Anna« gegeben hatten. Ihre Anhänger waren ebenfalls ehemalige Mitglieder der Agrarpartei, kamen aber auch aus der jüngeren Generation, der slowakischen Intelligenz und der Hochschuljugend. Sie wollte der Slowakei im Rahmen einer neuen ČSR die Autonomie sichern. Sie hatten Kontakt mit London, pflegten aber auch Verbindungen zu linksorientierten Kräften.

Die Gruppe »Flora« wieder scharte sich unter der Führung von Květa Viestova, der Schwägerin des Generalleutnants Viest, und hatte in Oberleutnant Vesel und Oberleutnant Ducan Viest, einem Neffen des Generals, Verbindungsleute zur Armee. Sie hatte Kontakte zur Exilregierung in London und war extrem tschechoslowakisch (gegen Autonomie der Slowakei) eingestellt. In dieser Zielsetzung stimmte sie mit Tschechen in der Slowakei überein, die sich um Professor Koch in Preßburg sammelten.

Diese »bürgerliche« Opposition fand wesentliche Unterstützung in den protestantischen Bevölkerungsteilen. Diese hatten in der ČSR über großen Einfluß verfügt und fühlten sich jetzt in ihren Wirkungsmöglichkeiten behindert. Wo es in der Bevölkerung eine protestantische Mehrheit gab, wie in der Umgebung von St. Martin (Sv. Martin), trat sie für eine Wiederherstellung der ČSR ein. (3)

Die kommunistische Partei war zunächst verunsichert und wenig aktiv. Der Stalin-Hitler-Pakt hatte ihr die ideologische Basis genommen. Sie mußte sich neu orientieren, der Weg, auf den sie eingeschworen war, führte nicht mehr ans Ziel. Zudem waren in den Anfangsjahren der Republik viele Arbeiter Gardisten geworden, so daß die Reihen der Kommunisten merklich geschwächt waren.
Das änderte sich mit einem Schlag, als Hitler in die UdSSR einfiel. Nun stimmte wieder die Richtung, das Ziel war klar, Antifaschismus und Panslawismus konnten erneut auf die Fahnen geschrieben werden. Infolge der neuen Lage wurden die Kommunisten vom Sommer 1943 bis zum Aufstandsbeginn im August 1944 unter Husák, Novomesky und Šmidke zur entscheidenden und treibenden Kraft des Widerstandes.
Der Fall von Stalingrad zog auch einen entscheidenden Stimmungswandel in der Slowakei nach sich. Als Folge der ständigen Rückzüge im Osten überlegten auch Persönlichkeiten in der Regierung und in der Hlinka-Partei, wie man sich von Deutschland lösen und rechtzeitig auf die Seite der Alliierten übergehen könnte.
Beim Großteil der Bevölkerung fand die Arbeit der oppositionellen Gruppen keinen oder nur geringen Widerhall. Solange die Wirtschaft blühte und im Lande Frieden herrschte, fand sie für eine gewaltsame Veränderung der Verhältnisse kein Verständnis. Und in der Tat bot die Slowakei an der Jahreswende 1943/44 das Bild eines ruhigen Landes, das kaum vom Krieg betroffen war, wenn auch zwei slowakische Divisionen im Osten standen. Ihre Verluste waren verhältnismäßig gering, von Luftangriffen blieb das Land vorerst verschont.
Dafür hatte die sowjetische Propaganda bei den in Rußland eingesetzten Soldaten ersichtlichen Erfolg. Die Verständigung machte keine Schwierigkeiten, so daß die proslawischen Gefühle mehr und mehr die Oberhand gewannen. Zunächst liefen bei der Sicherungsdivision, die in den Pripjetsümpfen gegen die Partisanen eingesetzt war, einzelne Posten, später ganze Wachmannschaften über. Nach der Katastrophe von Stalingrad steigerte sich die Zahl der Überläufer sprunghaft auf etwa 125 Soldaten pro Monat, so daß im Herbst 1943 bereits 1.200 bis 1.300 Slowaken in den Gruppen des Ukrainischen Partisanenbundes kämpften. (4)
Die Unzuverlässigkeit der Slowaken für die Deutsche Wehrmacht wurde offensichtlich, als auch Teile der Schnellen Division die Front verließen und am 30. Oktober 1943 Oberstleutnant Lichner bei Melitopol am Dnjeper sogar mit einem ganzen Regiment zu den Russen überlief. (5) Etwa um diesselbe Zeit wechselten 800 Mann der Sicherungsdivision geschlossen die Fronten.
Damit hatten sich beide Verbände als unzuverlässig und unbrauchbar für

weitere Kampfhandlungen an der deutschen Ostfront erwiesen. Sie wurden aus dem Einsatz genommen und als Arbeitseinheiten nach Italien bzw. nach Rumänien verlegt. (6)

Solche Nachrichten von der Front wirkten sich in der Slowakei verhängnisvoll aus. Die Stimmung schlug um, der politsche Widerstand verstärkte sich. Wesentlichen Anteil daran hatten aus dem Osten zurückgekehrte Soldaten, die nun in der Heimat Parolen verbreiteten, die sie in Rußland bereitwillig aufgenommen hatten. Am meisten profitierten die Kommunisten davon, deren Aktivität sich 1943 entscheidend verstärkte.Sie waren die ersten,die an eine Partisanenbewegung dachten und sie in einem sehr frühen Stadium zu realisieren suchten.

Die Partei beschloß, Partisanenstützpunkte in den verschiedenen Gebieten des Landes zu errichten, in den Städten bewaffnete Gruppen aufzustellen und in gebirgigen Gegenden Brigaden aufzubauen. Es gelang auch, eine Anzahl von Arbeitern für den Widerstand zu gewinnen, doch die Aufrufe an die Landbevölkerung blieben auch jetzt noch so gut wie ohne Echo. Erst im Jahre 1944 erreichte die Widerstandsbewegung größere Ausmaße und Bedeutung.

Bereits im Oktober 1942 hatte sich in der Gegend von Schemnitz eine bewaffnete Gruppe gebildet, die später unter dem Namen »Sitno« bekannt wurde und die erste Partisanenzeitschrift der Slowakei »Janošik« herausgegeben hat. Sie erhielt Zulauf meist aus geflohenen Gefangenen und Flüchtlingen aus deutschen Lagern. Ihr Leiter L. Exnar wollte den Partisanenkrieg einführen und begann mit der Zerstörung von Masten in der Umgebung von Schemnitz. Die »Zentrale Staatliche Sicherheit« in Preßburg und die örtliche Gendarmarie wurden darauf aufmerksam und verstärkten die Überwachung, so daß sich die Gruppe kaum mehr rühren konnte. Von Seiten der Bevölkerung erfolgte keine Unterstützung, so daß die Maßnahmen eingestellt wurden. (7)

Zum Jahreswechsel 1943/44 bildete sich unter der Führung von Prof. Hagara (8) eine Gruppe in den Wäldern um Priwitz (Prievidza), ohne eine Störung der öffentlichen Ordung oder des Verkehrs zu erreichen. Im Vogelgebirge (Vtáčnik) hielten sich Partisanen unter der Führung von Kap. Nalepka auf, in den Wäldern um Kremnitz (Kremnica) operierten andere unter J. Zeman und G. Lacko. In der Nähe von Brezno hatte sich eine 24köpfige Partisanengruppe »Vpred« (Vorwärts) gebildet, deren Kommandeur der slowakische Kommunist Hečko war und der neben slowakischen und sowjetischen auch volksdeutsche Mitglieder angehörten. Sie waren mit Waffen, Munition und Proviant gut ausgerüstet und verfügten auch über einen Sender. Im August 1944 wurde auf Weisung Golians die französische Legion in der Stärke von

RWS/V-448a

Deutsche Gesandtschaft
Der Wehrmachtattaché
Nr. 147 /44 geh.

Preßburg, den 10.3.1944

Amtsgruppe [illegible]
Eing. 15. MRZ. 1944
Nr. 9 Anl.

Geheim

Betr.: Partisanentätigkeit in der Slowakei.

Bezug: Amt.Ausl.Abw.Ag.Ausland Nr.22451/44 geh.
Ausl.D vom 2.3.44.

An

Oberkommando der Wehrmacht/WFSt/Ag Ausl.

Der übersandte Bericht des V-Mannes von Mitte Februar 1944 gibt in der Darstellung der Partisanentätigkeit in der Slowakei ein falsches Bild. Teilweise sind die Angaben richtig, teilweise aber stark übertrieben.

Die Bildung von Partisanengruppen wird von den zuständigen Stellen, sowohl von der deutschen Wehrmacht als auch der Deutschen Gesandtschaft und Polizei, dauernd überwacht.

Bisher haben sich Anhaltspunkte über die Bildung starker Partisanengruppen nicht bewahrheitet. Da wo Überfälle stattgefunden haben, hat es sich immer nur um 2 oder 3, in einem Fall um eine aus dem Gen.Gouv.gekommene und dorthin wieder abgezogene Bande von 10 Mann gehandelt.

Getötet wurden 2 Gendarmen. Bei diesem Überefall hat es sich aber auch nur um eine Bande von 5 Mann gehandelt.

Um diesen Überfällen entgegenzutreten sind die in der Ost- und Nordostslowakei gelegenen Zoll- und Gendarmeriestationen verstärkt worden. Ferner sind durch das Slowakische Verteidigungsministerium 5 Bereitschaftskompanien in der Ostslowakei zur Bandenbekämpfung bereit gestellt worden.

Diese Maßnahmen haben dazu geführt, dass seit Ende Januar 1944 Überfälle nicht mehr stattgefunden haben.

Die im letzten Absatz des V-Mann Berichtes erwähnten Persönlichkeiten sind hier bekannt.

1) [illegible] II [illegible] 18.3.
2) II A 3
3) I A 7
4) [illegible] II D
16/3.

[illegible]
Oberst.

52 Mann aus deutschen Lagern entwichenen Kriegsgefangenen, als Partisanenabteilung organisiert. Die französische Legion, sowie die Gruppen von Žingor und Veličko wurden von den Militärlagern in St. Martin und Poprad voll ausgerüstet. (9) Zur gleichen Zeit festigten sich die Beziehungen der Widerstandskämpfer zwischen den Zivilisten, Partisanen und Soldaten. Leitende Funktionen hatten Kapitän Weinhold, Oberleutnant Kolník und Hurta.
Keiner dieser Gruppe ist es gelungen, in der Bevölkerung eine revolutionäre Gesinnung zu erzeugen oder Transport und Verkehr nachhaltig zu behindern. Nur im Turzer Gebiet kam es in der Zeit bis Sommer 1944 zu Partisanenaktivitäten, die das Eingreifen der Armee und der Gendamerie erforderlich machten.
Anfang Juli 1944 waren 400 Slowaken, Ungarn und Rumänen auf »Schulen für besondere Aufgaben«, wo man sie in einer drei- bis sechswöchigen Spezialausbildung für den Guerilla-Einsatz vorbereitete. Mitte Juli stießen etwa 200 sowjetische Partisanen dazu, die bereits praktische Erfahrungen hatten, so daß man an die 40 Abteilungen in der Stärke von 12-18 Mann bilden konnte, die mit Funkgeräten ausgerüstet und bewaffnet waren. Die Führung dieser Gruppen übernahmen politisch überprüfte und militärisch erprobte Sowjetpartisanen oder aus der Gefangenschaft entflohene Offiziere. In jedem Fall bestand ein Drittel einer Abteilung aus Sowjetbürgern, die - falls sie nicht selbst die Führung hatten - als Stabspersonal, Instrukteure, Funker oder Ärzte eingesetz waren. (10)
Bis Mitte Oktober 1943 war es Šmidke gelungen, das V. illegale Zentralkomitee der kommunistischen Partei zu organisieren, das mit Karol Šmidke, Gustav Husák und Ladislav Novomesky an der Spitze, auch mit bürgerlichen Kräften zusammenarbeitete und örtliche Nationalausschüsse bildete, in denen alle Widerstandsgruppen zusammengeschlossen werden sollten. (11)
Durch den Druck der militärischen Lage war auch Beneš gezwungen, von London aus Verbindung mit Moskau aufzunehmen. Nach Abschluß eines Freundschaftsvertrages im Dezember 1943 war auch für die bürgerliche Opposition in der Slowakei das Signal zu einer engeren Zusammenarbeit mit den Kommunisten gegeben. In der sogenannten »Weihnachtserklärung 1943« wurde mitgeteilt, daß der »Slowakische Nationalrat« (Slov. Národná Rada - SNR) als die oberste Zentrale für alle Widerstandsgruppen gebildet worden war. Sein erklärtes Ziel war die Wiederherstellung der ČSR, wobei Tschechen und Slowaken Gleichberechtigung gewährleistet wurde. (12)
Für dieses Ziel konnten auch höhere Offiziere der slowakischen Wehrmacht gewonnen werden, die seiner Zeit zum großen Teil aus dem tschechoslowakischen Dienst übernommen worden waren. Ohne Beteiligung der Armee war

ein Umsturz aussichtslos. Die militärische Vorbereitung des Aufstandes übernahm der Generalstabschef der slowakischen Streitkräfte, Generalleutnant Golian. Ihm gelang es, unter Vorspiegelung von Manövern kampffähige Einheiten in der Mittelslowakei zusammenzuziehen und die Verlagerung von Kriegs- und Versorgungsmaterial dorthin durchzuführen. Als Begründung führte er die Sicherstellung dieser Güter nach dem Bombenangriff auf Preßburg am 16. Juni 1944 an.
Unterdessen hatte sich auch das Verhältnis der Slowaken zu den Deutschen wesentlich gewandelt. Die Sympathie und oftmals Freundschaft gegenüber den Deutschen hatte sich merklich abgekühlt. Der Grund dafür ist in erster Linie wohl in den schlechten Nachrichten von der Front zu sehen. Man wollte nicht in den immer deutlicher erkennbaren Strudel gerissen werden und versuchte, sich noch rechtzeitig abzusetzen und die Seiten zu wechseln. Die slawischen Gefühle gewannen die Oberhand, so daß sich in weiten Kreisen die Meinung durchsetzte, daß Hilfe und Zukunft nur der »große Bruder« sichern könne. Es mögen bei dieser Kehrtwendung vieler Slowaken auch andere Überlegungen mitgewirkt haben - so die, daß Deutschland am Wiener Schiedsspruch (2. November 1938) beteiligt war, der die Slowakei gezwungen hatte, die südlichen, fruchtbaren, meist von Ungarn bewohnten Gebiete an das Nachbarland abzutreten - vielleicht auch die arrogante Art vieler Reichsdeutscher, die die führenden Stellungen in den von Deutschland übernommenen und ausgebauten Betrieben bekleideten und die slowakischen Arbeiter oft als Menschen zweiter Klasse behandelten. Aber auch bei den Volksdeutschen selbst war ein Wandel vor sich gegangen. Die »Deutsche Partei«, ihre einzige Vertretung bei der Regierung, wurde mehr und mehr zum Werkzeug reichsdeutscher Interessen, die vielfach nicht die Zustimmung der Mitglieder gefunden haben. Ein besonderes Problem bildeten die Werbungen für die Waffen-SS, denn die Deutsche Wehrmacht war bestrebt,für die ungeheuren Verluste an den Fronten durch Einzug der Volksdeutschen Ersatz zu schaffen. In Anbetracht der großen Bedeutung dieser Frage für die gesamte Bevölkerung soll der Wehrdienst der Volksdeutschen in der Slowakei und insbesondere ihr Einzug zur Waffen-SS eingehend behandelt werden.

Wehrdienst in der Slowakischen Republik

Das »Münchner Abkommen«, das im September 1938 eine Entspannung der gefährlichen Lage in Europa brachte, legte auch fest, daß die Sudetendeutschen aus der ČSR-Armee zu entlassen sind. Über die Wehrpflicht der Karpatendeutschen herrschte vorderhand Unklarheit, bis am 25. Februar 1939 die

Prager Regierung, in Abstimmung mit dem Deutschen Reich, die Verordnung Nr. 217 erließ, wonach alle Deutschen in der Rest-Tschechoslowakei vom Wehrdienst befreit sind.
Aus einer Ordnergruppe für Parteiversammlungen der Karpatendeutschen Partei in den 30er Jahren hatte sich die »Freiwillige Schutzstaffel« (FS) entwickelt, die, zwischendurch verboten, nach Bildung der autonomen slowakischen Landesregierung über eine reine Parteiinstitution hinausgehoben wurde. Sie erhielt als Instrument der deutschen Volksgruppe gesetzliche Anerkennung. In der Unterzips half die FS-Gruppe in kritischen Tagen bei der Grenzsicherung zu Ungarn.
Als die Polenkrise 1939 in ein entscheidendes Stadium tritt, wird aus FS-Leuten, haupsächlich Zipsern, das »Grenzwachtregiment Zips« gebildet und sollte zusammen mit der Hlinkagarde (13) der slowakischen Armee bei der Grenzsicherung zu Polen helfen. Es kam mehr auf die Manifestation an, der Kampfwert der rund 1.000 Mann war unbedeutend. Nach der Auflösung bildeten Reste dieser Gruppe den Kristallisationspunkt für eine eigene karpatendeutsche Einheit in der slowakischen Armee.
Das Geschick der Karpatendeutschen wird fortan von Stellen im Deutschen Reich bestimmt. Zur Unterscheidung von den Deutschen aus dem »Reich«, werden sie als Volksdeutsche bezeichnet und spielen nur noch in Verbindung mit dem Gesamtdeutschtum im Südosten eine Rolle. Vertraglich wird den Slowaken abverlangt, daß ein ». . . Einbau des volksdeutschen Elementes in den slowakischen Staat und Armee in einer Form, die der Stellung des Reiches zum slowakischen Staat entspricht . . .«, erfolgen soll. (14)
Mitte April 1939 äußerte sich der slowakische Innenminister Mach dahingehend, daß Deutsche weiterhin nicht von der Wehrpflicht ausgenommen sein könnten. Der Anregung, daß die Deutschen in einem eigenem Regiment, in deutschen Uniformen usw. ihren Dienst leisten sollen, stehe er, wie auch der Verteidungsminister Čatloš, als auch die ganze Regierung ablehnend gegenüber, da dies unweigerlich zu zwei Armeen auf slowakischem Boden führen würde. Dieser Sonderdienst der Deutschen könnte vielleicht auch als »Herabsetzung« empfunden werden. (15)
Für die Slowaken ist das aber ein zweitrangiges Thema. Im August 1939 wird Einigung über »Aufstellung volksdeutscher Truppenteile, wenn möglich in volksdeutschen Sprachgebieten unter Berücksichtigung der Zahl der in der slowakischen Wehrmacht dienenden Volksdeutschen im Rahmen der militärischen Erfordernisse . . .« unterschrieben. (16)
Am Krieg gegen Polen, der am 1. September 1939 beginnt, nahm die slowakische Armee mehr symbolisch teil. Sie war erst im Aufbau nach deutschem Muster begriffen. Mit dem slawischen Nachbarn Polen hatte man noch eine



Deutsches Bataillon in Kremnitz

offene Rechnung. Er hatte 1938 und nochmal 1939 kleinere Gebietsteile der Slowakei weggenommen. Der slowakische Verteidungsminister Čatloš rief eilfertig die drei jüngsten Jahrgänge ein, etwas später, ohne Absprache mit der deutschen Wehrmacht, drei weitere Jahrgänge und brachte damit Verwirrung in den Einsatz der vielen tausend Arbeiter, die in Deutschland tätig waren, darunter nicht wenige Hauerländer.

Die Karpatendeutschen, nun wieder wehrpflichtig, sind gegen Polen in verschiedenen slowakischen Heeresverbänden mit dabei. Verärgerung und Enttäuschung auf volksdeutscher Seite hatte der Umstand zur Folge, daß die laut der tschechoslowakischen Regierungsverordnung 217 vom Februar 1939 Entlassenen, die damals auch ihre militärischen Ränge automatisch verloren hatten, jetzt als gemeine Soldaten eingezogen wurden. Erst nach Intervention durch die Volksgruppenführung wurden die Betroffenen wieder in ihren früheren Dienstgrad versetzt.

Am 4. September 1939 wird über den Rundfunk in einer deutschen Sendung bekanntgegeben, daß die Freiwilligen-Meldungen für das Grenzwachtregiment schon den erforderlichen Stand erreicht hätten. Alle die jetzt noch keine Einberufung erhalten hätten, mögen sich gemäß den Weisungen der Regierung bei ihrem zuständigen Truppenteil melden. In Anerkennung der Wehrbereitschaft und des Einsatzes der deutschen Volksgruppe hätte das Wehrministerium verfügt, aus dem Grenzschutz FS ein eigenes deutsches

Regiment, innerhalb der slowaksichen Armee zu bilden. (17) Was die reichsdeutschen Stellen vertraglich durchsetzten, die slowakischen Regierungsvertreter öffentlich ablehnten, wurde nun den Karpatendeutschen als slowakische Wohltat angedient. Es ist bezeichnend, daß die deutschen Einheiten in der slowakischen Armee nie gesetzlich verankert wurden, obwohl sich die volksdeutsche Führung intensiv darum bemüht. Es blieb bei der internen Regelung durch das Wehrministerium. Die erste volksdeutsche Einheit, ein Infanterie-Bataillon, zog unter Beifall der Bevölkerung, am 19. September 1939 in ihre Kasernen in Zipser Neudorf (Spišská Nová Ves) ein. Der eigentliche Standort in Kremnitz war noch nicht beziehbar. Erst im Sommer 1940 konnte umgezogen werden. Eine weitere Einheit als deutsche Artillerieabteilung, muß ebenfalls ausweichen und zwar nach Sillein (Žilina), bevor sie im Dezember 1939 in ihren Standort Käsmark (Kežmarok) verlegt werden kann. Bei diesen beiden Abteilungen bleibt es. Es stellte sich alsbald heraus, daß für ein vollzähliges Regiment die Führungskräfte bei weitem nicht ausreichten, bestenfalls für ein Bataillon. Die Bezeichnung für die deutschen Einheiten »Deutsches Bataillon« wurde offiziell.

Eine reine volksdeutsche Einheit hat es in Wirklichkeit in der Slowakei nie gegeben.Es mag die Halbherzigkeit der slowakischen Militärbehörden gewesen sein, die hauptsächlich zum Mißlingen der ursprünglichen (reichsdeutschen) Absicht beitrug. Zahlreiche Volksdeutsche, Offiziere wie Mannschaftsgrade wurden in slowakische Regimenter eingereiht, weil sie angeblich in Spezialtrupps gebraucht wurden. Aber sicher war auch ein Mangel an volksdeutschen Führungsleuten ein reeller Hintergrund. Der Karpatendeutsche und der Hauerländer wohl im besonderen Maße, waren nach ihrer Mentalität keine geborenen Soldaten. Die Minderheit, die sich dazu berufen fühlte, suchte ihre Entfaltung in reichsdeutschen Verbänden. Die reichsdeutsche Heeresmission in der Slowakei berichtet mehrfach über die Entwicklung der volksdeutschen Einheiten.

In einem Bericht vom 26. Dezember 1941 wird darauf hingewiesen, daß trotz Einwirkung auf die Volksgruppenführung dem Mangel an Offizieren wie Unteroffizieren nicht abgeholfen werden konnte. Fähige Gefreite würden sich lieber als gut verdienende Arbeiter nach Deutschland verpflichten lassen und gutes »Material« würde von der Waffen-SS (18) abgenommen. Ferner heißt es: ». . . Tatsächlich besteht bei den Volksdeutschen in der Slowakei eine geringe Neigung für den Offiziers-und Unteroffiziers-Beruf mit dem Erfolg,daß in genannten Verbänden (Deutsches Bataillon) der Soldat Volksdeutscher ist, 75 Prozent der Offiziere und 90 Prozent der Unteroffiziere aber Slowaken sind . . . Das militärische Ziel, in den volksdeutschen Verbänden eine Elitetruppe zu schaffen, ist nicht erreicht . . .« (19)

Im Krieg gegen die Sowjetunion, an dem die slowakische Armee teilnahm, wurden die volksdeutschen Einheiten zunächst geschlossen eingesetzt. Als Anfang August 1941 die Armee in eine Sicherungs- und eine Kampfdivision (»Schnelle Division«) umgegliedert wurde, war es notwendig, die besten Bataillone der Kampfdivision zuzuordnen. Als Gesamtheit gehörte das Deutsche Bataillon nicht dazu. Es wurde aber je eine volksdeutsche Kompanie und eine Batterie der Kampfdivision zugeteilt. Dort wurden sie übergebührlich bei gefährlichen Unternehmungen eingesetzt. Meinungen wie: »Wir werden nicht gegen unsere slawischen Brüder kämpfen, noch dazu für die Deutschen! Sie sollen ihren Krieg selbst ausbaden«, greifen bei den Slowaken um sich. Der Unmut richtet sich nicht selten gegen die eigenen volksdeutschen Kameraden. (20)
Mit weichendem Kriegsglück von den deutschen Fahnen wird das Verhältnis der slowakischen Armeeführer zu den reichsdeutschen Stellen immer weniger kameradschaftlich. Die Stimmung in der slowakischen Truppe wird als »kriegsunlustig« umschrieben. (21) Die Zahl der Überläufer nimmt zu, Čatloš's Truppen werden mehr und mehr zu einem Problem. Ein Wunsch von reichsdeutscher Seite, alle Volksdeutschen zur Waffen-SS zu überstellen, werden mit Ausflüchten beantwortet. (22) Auf die Existenz deutscher Einheiten wird längst kein Wert mehr gelegt, ja sogar die zur slowakischen Armee Einrückenden werden von der eigenen Volksgruppenleitung als Drückeberger vor dem Dienst in der Waffen-SS bezichtigt. Die karpatendeutschen Wehrpflichtigen befanden sich in einem Dilemma.

Werbungen und Aushebungen für die Waffen-SS

Mit Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion im Juni 1941 änderte sich auch die Rolle, die den Slowakeideutschen zugedacht war. Die Idee volksdeutsche Einheiten in der slowakischen Armee zu haben, wurde vernachlässigt. In den Vordergrund trat die Konzeption starker Waffen-SS-Verbände, die aus Volksdeutschen in Südosteuropa nach den Vorstellungen Himmlers (23) gebildet werden sollten.
Solange die Siegesfanfaren grandiose Siege der deutschen Waffen verkündeten, wollten die Völker des Südostens teilhaben, konnte man unter dem volksdeutschen »Menschenmaterial« noch auswählen. Die Jugend, sowieso begeisterungsfähig, war vom Ansehen Deutschlands in der Welt, das besonders seit der Olympiade 1936 in Berlin gestiegen war, beeindruckt. Die sonst unter politischem und kulturellem Druck Lebenden, der von ihren Staatsvölkern ausging, nahmen willig auf, was aus Deutschland zu ihnen kam und ihr

Selbstbewußtsein stärkte. Sie befanden sich nicht in der Lage, erkennen zu können, welche barbarischen Seite der Nationalsozialismus hatte. Erst allmählich begannen sie zu zweifeln, merkten welche Rolle ihnen zugedacht war und wohin der Weg führte. Aber aus der ursprünglich betreuenden und helfenden Hand des Muttervolkes, lange vor Hitler, war eine eiserne Faust geworden, die sie und ihre Staatsvölker unter denen sie lebten, festhielt.
SS-Werbungen setzten, vorderhand noch beschränkt, in der Slowakei schon ab 1939 ein. Um die Jahreswende 1941/42 wird im gesamten Südostraum zu größeren Aktionen angesetzt, um Söldner zu bekommen. Das Auswärtige Amt (AA) in Berlin wird eingeschaltet. Aus Preßburg meldete der deutsche Gesandte Ludin, daß eine Informierung der slowakischen Regierung nicht nötig sei, weil schon die bisherige Werbung stillschweigend geduldet worden sei.
Bis zu diesem Zeitpunkt waren aus der Slowakei an die 600 Freiwillige der Waffen-SS zugeführt worden. Eine Werbung für weitere 200 bis 300 Mann lief gerade. Die Volksgruppenleitung (mit Volksgruppenführer Karmasin) war der Meinung, daß ein weiteres Kontingent von 500 Männern aus den Reihen der in Deutschland beschäftigten Saisonarbeiter, somit hauptsächlich Hauerländer, angeworben werden können, ohne die Position der Volksgruppe unvertretbar zu schwächen. (24)
Die bisherigen Werbungen liefen alle auf illegale Weise ab und wurden nur durch die Beteiligung der Deutschen Partei (25) möglich. Sie stellten völkerrechtlich eine schwere Verletzung der Staatsautorität dar. Zudem hatten sich die Angeworbenen strafbar gemacht und sich jeglichen materiellen Schutzes für sich und ihre Angehörigen begeben.

Anfang Juli 1942 läßt Himmler alle Volksgruppenführer wissen: ». . . Die deutschen Volksgruppen im gesamten Südosten, müssen sich darüber klar sein, daß für sie zwar nicht gesetzlich,aber aus dem ehernen Gesetz ihres Volkstums heraus, Wehrpflicht besteht und zwar vom 17. bis 50., im Notfall 55. Lebensjahr. So ist es bei den Ahnen und den Vorfahren der deutschen Volksgruppen gehalten worden, und ich bitte den Herren Volksgruppenführern zu sagen, saß ich annehme, saß die Urenkel nicht um soviel schlechter sind . . . Es handelt sich jetzt darum daß die Wehrkraft, und vor allen Dingen die Wehrkraft der SS, gestärkt wird und nicht, daß mit hundert Ausreden einzelne weiche Leute a) sich eine Privatmacht halten, b) einzelnen Drückebergern die Gelegenheit (ge)geben (wird so) zu tun, als ob sie Wehrdienst leisteten, während sie aber schön bei Muttern zu Hause bleiben. In diesem Sinne bitte ich die Volksgruppenführer, einzeln und vertraulich, mündlich zu unterrichten. Schriftliche Unterrichtung verbiete ich.« (26)

Es ist leicht vorstellbar, daß in jener Zeit solche Anweisungen des »Reichsführers SS«, dem geschriebene Gesetze anderer Staaten nicht viel galten ihre Wirkung auf die betreffenden reichs- wie volksdeutschen Stellen nicht verfehlt haben werden.
Inzwischen wurde das slowakische Wehrgesetz vom AA unter die Lupe genommen und der Gesandschaft mitgeteilt, daß nach § 5 den Volksdeutschen Erlaubnis erteilt werden könne, ihren Dienst in fremden Einheiten zu erbringen. Zudem wurde beim slowakischen Wehrministerium eine Verordnung über Straffreiheit für bereits Angeworbene veranlaßt. (27)
Die weitere Einbindung der volksdeutschen Männer des Südostens sollte auf legale Basis gestellt werden. Das AA gab dazu im wesentlichen folgende Richtlinien vor: 1. Die Freiwilligen behalten ihre Staatsbürgerschaft, ohne die deutsche zu erwerben (Heimkehrberechtigung), 2. Als Werber muß die Volksgruppenführung fungieren, 3. Familienunterhalt und Angehörigenversorgung erfolgt nach reichsdeutschen Richtlinien (diese waren höher als die slowakischen) und 4. Über die Abmachung ist ein Staatsvertrag abzuschließen. (28)
Gesandter Ludin glaubte die Zustimmung der Slowaken leicht zu bekommen, aber die Wehrdienstfrage in der Waffen-SS sollte für ihn noch eine harte Nuß werden. Nicht weil die slowakische Regierung moralische Bedenken gehabt hätte, Staatsbürger einer fremden Macht anheim zu stellen. Es lag ihr nicht besonders viel an ihren Volksdeutschen, aber diese ließen sich billigerweise zu einer Souveränitätsdemonstration gebrauchen.
Ende August 1942 begann Ludin mit den Verhandlungen. Ziel war, außer der Wehrpflichtregelung die darüberhinausgehende Freiwilligenwerbung in einem Vertrag festzulegen. Zum Stolperstein wurde die Frage des Familienunterhaltes und der Versorgung. Die slowakische Seite wollte nur einer Regelung nach den Richtlinien ihrer Armee zustimmen, um die Volksdeutschen nicht besser zu stellen. Zudem hatte sie die Devisen für diese Kosten bereitzustellen. Das hätte andererseits zweierlei Maß in den Reihen der Waffen-SS bedeutet. Ein besonderer Druck auf die slowakische Seite schien zu dieser Zeit aus anderen Gründen nicht passend. Ein Ausweg wurde dahingehend gefunden, daß vorerst nur eine »verstärkte Freiwilligenwerbung« vertraglich zu stande kam. Gegen Besserstellung von Freiwilligen war nichts einzuwenden. Diese Abmachungen wurden in Einzelheiten in einer Verbalnote festgelegt. (29) Gesetzliche Konsequenzen erfolgten nicht. Der Zeitplan sah vor, mit der Musterung der 17 bis 35jährigen im November 1942 zu beginnen. Der Abtransport der Tauglichen sollte zum Jahresbeginn 1943 einsetzen.
Der Volksgruppenführung wurde die Aufgabe der psychologischen Vorbereitung der Werbung, Registrierung, Rückstellung und die Verantwortung für den Erfolg zugeschoben.

Mit Aufrufen in Rundfunk, in Zeitungen und mit Flugblättern wurde nun auf die in Frage kommenden Volksdeutschen eingewirkt. Sie wurden bewußt getäuscht. Verschwiegen wurde die mit der Regierung vereinbarte Freiwilligkeit. Formulierungen wie: »Jeder Deutsche dieser Jahrgänge hat sich unaufgefordert den Kommissionen zu stellen«, waren deutlich. (30) Im gleichen Sinne halfen die Gemeindebehörden bei der Erfassung der Zieljahrgänge. Auch sie waren über die Rechtslage nicht im Bilde. Aus der Werbung wurde mit Vorbedacht eine Aushebung gemacht, wie es die Deutsche Gesandschaft von vornherein gewünscht hatte. Soweit sich die Freiwilligkeit herumgesprochen hatte und Betroffene sich getrauten, nicht vor der Assentierungskommission zu erscheinen, wurden sie unter massiven Druck gesetzt. Alle deutschen Siedlungen in der Slowakei wurden mit Hilfe der Volksgruppen-Organisation durchkämmt. Slowakische Behörden schritten gegen diese Rechtsverletzung nicht ein. Der erste Schub der jungen »Freiwilligen« verließ am 15. Januar 1943 die Slowakei, ein Jahr danach waren 4.907 Mann auf diese unsaubere Weise den SS-Verbänden zugeführt worden. (31)

Die Niederlage bei Stalingrad, das Vorrücken der Allierten im Süden, die zunehmende Bombadierung Deutschlands waren für die Bevölkerung deutliche Zeichen der Wende im Kriegsgeschehen und konnte nur noch wenige freiwillig veranlassen, an die Front zu gehen. Die Mehrzahl sah keine Chance dem Druck zu entgehen oder erfuhr nichts über den tatsächlichen Sachverhalt. Die Zahl derer, die als Gemusterte den Einberufungsbefehl ignorierten, stieg ständig an, was auch aus den monatlichen Meldungen der deutschen Gesandschaft in Preßburg ersichtlich ist. In internen Berichten der Volksgruppenorganisation ist von Widerstandsgruppen die Rede, die nicht nachweisbar, aber überall spürbar seien. (32) Unmut entstand zudem dadurch, daß die versprochene Familienunterstützung nicht regelmäßig zur Auszahlung kam. In einigen Fällen wurde die slowakische Gendarmerie bemüht, säumige »Freiwillige« bei der Nebenstelle des Ersatzkommandos in Preßburg vorführen zu lassen, obzwar jegliche gesetzliche Grundlage fehlte. Ein spektakulärer Fall ereinigte sich in Drexlerhau, wo eine Gruppe sich sträubender »Freiwilliger« per offenem Lastwagen von der Gendamerie abtransportiert wurde. Beim Durchfahren der Heimatgemeinde hielten sie ihre gefesselten Hände hoch und riefen: »Das ist unsere Freiwilligkeit!« (33)

Daß es zu nächtlichen Demonstrationen gegen Parteigrößen kam, nimmt bei dieser Lage nicht wunder. In den Ortschaften des Hauerlandes begannen sich in dieser Frage Fronten aufzubauen, wie in anderen deutschen Gebieten der Slowakei auch. Die deutsche Volksgruppenorganisation in Preßburg (Deutsche Partei) war in einer schwierigen Lage.Sie mußte die »Schmutzarbeit« bei diesen Aktionen machen. Der Gesandschaft stellte sie lange Listen

von, wie es heißt »Drückebergern«, zur Verfügung. (34) Wohl wurden ihre Bedenken über eine gefährliche Schwächung der Volksgruppe nicht überhört. Viele Tausende, darunter in der Mehrzahl Hauerländer, arbeiteten ständig in Deutschland. Ludin unterbreitet diese Sorgen auch den Reichsstellen, verheimlicht nicht die geringe Bereitschaft wirklich freiwillig einzurücken und von der Peinlichkeit für die Volksgruppenleitung, wenn slowakische Staatsorgane ihre Schützlinge fallweise unter Zwang zum Einrücken vorführen würden. Zur Einführung einer Wehrpflicht meint er: »Die eventuelle Bereitwilligkeit der Slowaken wird hauptsächlich durch den für sie erfreulichen Gedanken beflügelt, die Deutschen möglichst vollzählig aus ihren Positionen zu entfernen und auf die Dauer abzuschieben.« (35)
Im gleichen Brief nimmt Ludin Stellung zu der Forderung des Reichssicherheitshauptamtes, (36) das 800 Männer aus der Slowakei für Bewachungsaufgaben haben wollte. Dazu schreibt er: »Bei den Erfahrungen, die wir mit Freiwilligenwerbungen in den letzten Monaten gemacht haben, glaube ich kaum, daß das Sicherheitshauptamt die gewünschte Zahl . . . erreichen wird.« Die für die Waffen-SS nicht voll tauglichen Volksdeutschen sollten für solche Aufgaben aktiviert werden. Sie wußten nicht, um was für Bewachungen es sich handelte und gerieten ahnungslos in die Wachmannschaften der Konzentrationslager (KZ).

Der Weg zum Pflichtwehrdienst in der Waffen-SS

Mit dem Ergebnis der Freiwilligenwerbung konnten die Reichsstellen nicht zufrieden sein, zumal der Ersatz an den Fronten immer problematischer wurde. Um an die »Drückeberger« heranzukommen, als auch an die Deutschen in der slowakischen Armee, die nicht mehr für Kampfaufgaben einsetzbar war, fühlte die Gesandschaft im Herbst 1943 bei der slowakischen Regierung wegen eines Staatsvertrages über die Wehrpflicht ihrer restlichen Deutschen in der Waffen-SS abermals vor. Man rechnete damit, daß bei einer Altersgrenze bis 45 Jahren zu den bereits vereinnahmten über 6.000 »Freiwilligen« noch 8.000 bis 9.000 Mann aus den Reihen der Slowakeideutschen herausgeholt werden könnten. (37) In einer Verbalnote vom 15. März 1944 faßte schließlich die deutsche Gesandschaft ihre Vorschläge dazu zusammen und bat, die slowakische Regierung möge die gesetzliche Voraussetzungen zur »Einführung der Sonderwehrpflicht für Volksdeutsche« schaffen. Einleitend heißt es in der Note: »... hat sich die deutsche Volksgruppe in der Slowakei bereit erklärt, in noch stärkerem Maße als bisher, ihre Kräfte im Waffendienst für den Sieg der deutschen Waffen einzusetzen . . .« (38)

Obzwar man die wahren Verhältnisse gut kannte, wurde in dieser skrupellosen Weise im Namen der Volksgruppe gehandelt.
Was als Gegenvorschlag auf die Verbalnote kurze Zeit später in der deutschen Gesandschaft eintraf, entsprach im wesentlichen zwar den reichsdeutschen Wünschen, enthielt aber eine hintergründige Forderung, die Verblüffung auslöste. Die Slowaken forderten Gegenseitigkeit, d. h. die etwa 4.000 »Volksslowaken« (39) mit deutscher Staatsbürgerschaft sollten nicht in der deutschen Wehrmacht, sondern in der slowakischen Armee ihren Wehrdienst leisten. Es muß für die Slowaken eine große Genugtuung gewesen sein, die reichsdeutschen Herren auf Kosten der Volksdeutschen herauszufordern.
Die Gegenseitigkeitsforderung löste in Berlin Verwirrung aus. Es wurde sogar erwogen auf einen Vertrag zu verzichten. Dem Gesandten Ludin wurden wegen dieser Entwicklung seitens des AA Vorwürfe gemacht, und er ging zur Verteidigung seiner Person in einem Schreiben vom 15. Mai 1944 ausführlich auf den Anlaß zu dieser Vertragsinitiative ein. Er wird dabei sehr deutlich. Es heißt dazu: »Die seit dem 15. Januar 1943 laufende Waffen-SS Aktion innerhalb der deutschen Volksgruppe in der Slowakei wahrte nach außen den Schein der Freiwilligkeit. Tatsächlich aber hat die Führung der deutschen Volksgruppe einen nicht unerheblichen Druck auf ihre Angehörigen ausgeübt, sich zum Waffendienst zu melden. Die Mittel der Freiwilligkeit waren seit dem Spätjahr 1943 erschöpft. Gegen 4.000 Volksdeutsche hattensich nicht gemeldet und etwa 2.000 stehen noch in den Reihen der slowakischen Wehrmacht. Die Freiwilligenaktion selbst hatte über 6.000 Mann erfaßt. . .« (40) Ludin sagt hier allerdings nicht, daß der moralische Druck auf Verlangen der deutschen Gesandschaft erfolgte. Auch er beteuert in dem Schreiben, daß die Gegenseitigkeit nur theoretische Bedeutung habe.
In Deutschland muß das Einverständnis der einzelnen Mitglieder der Reichsregierung eingeholt und das Wehrgesetz geändert werden. Ein Beweis, welcher Wert auf die Achtung der slowakischen Souveränität noch 1944, zumindest in der Form gelegt wurde. Auf die restlichen wehrfähigen Slowakeideutschen wollte man wegen der Beispielwirkung nicht verzichten.
Auch auf der slowakischen Seite ging alles streng formal vor sich. Die Regierung ließ im Parlament ein »Ermächtigungsgesetz« beschließen, kraft dessen sie am 7. Juni 1944 den Vertrag unterzeichnete.
Im Artikel 1 ist festgelegt, daß die Volksdeutschen während der Dauer des Krieges ihre Wehrpflicht in der »Deutschen Wehrmacht - Waffen-SS« ableisten. Familienfürsorge und Versorgung der Versehrten und Hinterbliebenen trägt der slowakische Staat (nach seinen geltenden Bestimmungen). Wenn aber ein Wehrdienstleistender darauf verzichtet, so wird diese Verpflichtung vom Großdeutschen Reich nach seinen Vorschriften getragen. (Auf diese

Weise hatte man die Klippe der Zwei-Klassenversorgung für Staatsbürger der Slowakei umgangen, die den ersten Versuch der Wehrpflichteinführung für Volksdeutsche im August 1942 scheitern ließ.)
Der Artikel 2 lautete analog für den Wehrdienst der »Volksslowaken«. Im Artikel 3 wird definiert, wer Volksdeutscher oder Volksslowake ist. Artikel 4 besagt, daß Einzelheiten noch vereinbart werden und im Artikel 5 ist abschließend festgestellt, daß das Abkommen ratifiziert wird (um staatsrechtliche Gültigkeit zu bekommen) und es mit dem Tage des Austausches der Ratifikationsurkunden in Kraft tritt. Die textliche Veröffentlichung sollte unterbleiben. (41) Die Inkraftsetzung zieht sich hin. Der Volkstumsreferent und Beauftragte für die Werbung Hans Gmelin, drängte am 12. August 1944 auf umgehende Zustellung der Ratifikationsurkunden von Berlin und begründet das so: »Die durch die augenblickliche Lage gegebenen Schwierigkeiten werden von Tag zu Tag größer, und wir wären mit dem Austausch der Ratifikationsurkunden aus allen Schwierigkeiten heraus, weil wir dann mit einem Schlag durch die Gendamarie die Drückeberger und Wehrdienstverweigerer holen lassen könnten.« (42)
Der Austausch der Ratifikationsurkunden zu dem Abkommen wurde durch den Ausbruch des Aufstandes weiter verzögert. Er erfolgte am 4. Oktober 1944 in Preßburg und trat somit an diesem Tage in Kraft. Bis dahin ging die illegale Form der Aushebung weiter. Daß im Vertragstext des Artikels 1 die Formel »Deutsche Wehrmacht - Waffen-SS« erscheint, hat nur mit staatsrechtlichen Voraussetzungen zu tun. Eine Wahlmöglichkeit für die Slowakeideutschen bestand dadurch nicht. Die Volksdeutschen der slowakischen Armee wurden schon vor den Inkraftsetzungen des Abkommens zur Waffen-SS überstellt. Sie erhielten zunächst einen 14tägigen Urlaub und wurden dann, ohne weitere Musterung, in drei Schüben im Laufe des Monats Juli 1944 nach Wien gebracht. Frei- oder Zurückstellungen vom Wehrdienst in der Waffen-SS gingen von der Volksgruppenführung aus.

Partisanen werden aktiv

Der Slowakische Nationalrat verfolgte die Absicht, die Partisanen von größeren Aktionen zurückzuhalten, damit die Regierung und die Deutsche Wehrmacht nicht zum Eingreifen gezwungen würden, bevor der Aufstand im ganzen Lande organisiert war. Dafür sollten die Vorbereitungen auf einen Partisanenkrieg zum geeigneten Zeitpunkt intensiviert werden.
Die Lage änderte sich grundlegend, als in der Nacht vom 26. zum 27. Juli 1944 die erste sowjetische Partisaneneinheit über der Slowakei abgesetzt

wurde. Es war eine Abteilung von elf Mann unter der Führung des sowjetischen Oberleutnants Veličko, der sich nun Major nannte. Sie landeten im Raume Liptovska Osada und hatten soviel Zulauf von Slowaken, daß sich die Gruppe innerhalb dreier Wochen bis zum 18. August auf 250 Mann verstärkte und damit zur größten Partisaneneinheit wurde.
In der Zeit vom 26. Juli bis 10. August 1944 beförderte der Ukrainische Stab auf dem Luftwege 32 Abteilungen mit annähernd 500 Mann, von denen 12 Abteilungen mit ca. 200 Mann in der Tschechoslowakei abgesetzt wurden (davon 10 Gruppen über der Slowakei und zwei Gruppen über Mähren), während die übrigen nach Ungarn, Rumänien und Bessarabien eingeschleust wurden. Deserteure von der SS-Division Dirlewanger und ca. 20 sudetendeutsche Kommunisten wurden auf Initiative der Moskauer Auslandsabteilung beim Ukrainischen Stab der Partisanenbewegung auf ihren Einsatz in der ČSR vorbereitet, um dort die Widerstandsbewegung zu stärken.
Vier Wochen vor Aufstandsbeginn entfalteten etwa 20 Partisaneneinheiten eine bemerkenswerte Aktivität und beeinflußten die Situation in der Slowakei nachhaltig. Davon stand die Hälfte unter sowjetischer Führung. Im Raume St. Martin - Rosenberg wurden zwischen dem 11. und 14. August noch einmal 50 Mann über der Basis von Veličko abgeworfen. (43)
Veličko richtete sich nicht nach den Weisungen des Slowakischen Nationalrates, sondern befolgte die Aufträge des Ukrainischen Partisanenstabes in Kiew. Auch ein Gespräch mit Husák und Golian konnte ihn von Sabotageakten nicht abhalten. Der Schwerpunkt seiner Aktivitäten lag im Raum St. Martin. Am 24. August 1944 bekam Partisanenführer Veličko vom Ukrainischen Stab die Zustimmung für den Beginn der Sabotageaktionen. Die sowjetisch-slowakischen Partisanenabteilungen verließen ihre Verstecke und Schlupfwinkel, um den Kampf in Dörfer und Städte zu tragen.
In Turany bei Vrútky wurden am 24. August die ersten vier Zivilisten deutscher Nationalität von ihnen ermordet. In Kremnitz waren Volksdeutsche am hellichten Tage schutzlos Partisanenüberfällen ausgesetzt. (44) Im Waagtal wurde am gleichen Tage der Eisenbahntunnel in Kravolvany blockiert. Auf der Strecke Krickerhau - Oberstuben - Kremnitz machten sie zwei Tunnels durch Sprengung der Gleise und Auffahren voller Kohlewaggons unbefahrbar. Das Sprengmaterial besorgten die Partisanen der Minierabteilung unter Führung des berüchtigten F. Záni illegal aus dem Kohlenbergwerk Krickerhau. Bei der Rückfahrt nach Turz St. Martin plünderten sie das deutsche Verpflegungslager in Oberstuben. (45)
Am 25. August fuhr der Gastwirt Paul Frömmel aus Krickerhau mit drei anderen Deutschen nach St. Martin, um Bier zu holen. Die Záni-Gruppe verhaftete die ahnungslosen Deutschen, damit sie nach der Rückkehr niemanden

Nur als
Verschlußsache
zu behandeln

T e l e g r a m m
(Gen.Ch.V.)

P r e s s b u r g , den 24.August 1944 17.50 Uhr
Ankunft, den 24.August 1944 19.50 Uhr

Nr. 12/8 vom 24.8.44.

C i t o !

G e h e i m !

Die Partisanentätigkeit in der Slowakei und damit verbundene Sabotageakte haben in den letzten Tagen erheblich zugenommen. Nach eingehender Überlegung und nach Rücksprache mit den zuständigen Stellen, insbesondere mit Staatspräsident Dr. Tiso und mit dem deutschen General habe ich trotz aller politischer Bedenken den deutschen General gebeten, die Verlegung einiger deutscher Truppenteile auf slowakisches Gebiet zu veranlassen. Nach allgemeiner Auffassung kann durch rasches und energisches Zugreifen ein weiteres Anwachsen der Partisanen jetzt noch verhindert werden. Slowakische Wehrmacht und Sicherheitsorgane hierzu allein nicht in der Lage. Durch die Anwesenheit deutscher Truppen kann nicht nur ein unmittelbarer und wirksamer Eingriff gegen die Partisanen, sondern auch eine allgemeine Beruhigung des deutschen und des slowakischen Bevölkerungsteiles erwartet werden. Nach weitverbreiteter Auffassung wünscht Masse der slowakischen Bevölkerung Ruhe und Ordnung und ist nicht geneigt, die Partisanen aktiv zu unterstützen. Wo dieses bisher durch Gewährleistung von Unterschlupf, Lieferung von Lebensmitteln usw. geschah, darf vorläufig noch angenommen werden, daß es sich weniger um den Ausdruck der Sympathie als die Furcht vor dem Partisanenterror handelt. Vorgehen der Partisanen politisch und psychologisch außerordentlich geschickt. Individueller Terror richtet sich ausschließlich gegen Deutsche, während slowakische Bevölkerung im allgemeinen äußerst zuvorkommend behandelt wird. Unterstellung deutscher Truppen außerhalb der zum Operationsgebiet erklärten slowakischen Landesteile unter deutschen General, der im engen Einvernehmen mit mir und den zuständigen slowakischen Stellen vorgehen wird, muß auf alle Fälle gewährleistet bleiben. Ausschreitungen deutscher Truppen gegen slowakische Bevölkerung würden slowakische Regierung in eine psychologisch unhaltbare Lage bringen und müssen deshalb unter allen Umständen vermieden werden. Stehe zur Zeit mit Staatspräsidenten Tiso, deutschem General, Militär- und Polizeiattaché in dauerndem Gedankenaustausch, um vorliegende Aufgabe befriedigend zu lösen.

Weiterer Bericht bleibt vorbehalten.

Ludin

48

372491

darüber informieren konnten, was sich in St. Martin tat. Alle vier wurden am 27. August in Sklabina von einem Partisanengericht (46) unter Beschuldigung der Spionage zum Tode verurteilt und auf grausamste Weise hingerichtet.
Ebenso kam es am 25. August zu einem Massaker in der Stadt Rosenberg. Hier wurden sämtliche deutschen Männer, 146 an der Zahl, ausschließlich Zivilisten, erschossen. (47)
In den vielen Bädern und Sommerfrischen der Mittelslowakei, die nicht in den geschlossenen deutschen Siedlungsgebieten eingebettet waren, befanden sich Tausende durch die Bombadierung im Reich gefährdete Jugendliche. Viele von ihnen wurden in den Augusttagen Opfer der Partisanen. Im Badeort Lubochna, unweit Rosenberg, gab es ein KLV-Lager belegt mit Kindern aus dem Ruhrgebiet. Fast alle fielen mit ihren Lehrern und mehreren deutschen Offizieren, die aus durchfahrenden Zügen herausgeholt wurden, der Mordlust zum Opfer. (48)
Am 26. August wurde am Eisenbahnknotenpunkt Vrútky eine Gruppe deutscher Feldgendarmen liquidiert. Durch vermehrte Aktivitäten einzelner Partisanengruppen überstürzten sich die Ereignisse, zumal bis zum 28. August wichtige Orte der Mittelslowakei wie St. Martin, Rosenberg, Neusohl, Altsohl und Schemnitz bereits unter Kontrolle der Partisanen standen. Den Anlaß zum Ausbruch der Kämpfe bot aber eine Aktion, die Veličko eigenmächtig befohlen hatte.
Eine deutsche Militärmission aus 18 Offizieren wurde auf der Fahrt von Rumänien in St. Martin aus dem Zug geholt und am 28. August 1944 erschossen. (49) Das militärische Kommando war dadurch überrumpelt worden, denn der Aufstand war noch nicht durchorganisiert, der Kampf noch nicht genügend vorbereitet. Die westlichen Landesteile mit der Hauptstadt Preßburg waren noch gar nicht erfaßt. Es war allen klar, daß das Deutsche Reich den Mord nicht hinnehmen konnte ohne zu reagieren. Auch die slowakische Regierung war nun gezwungen, die Gefährlichkeit der Partisanen und die Unzuverlässigkeit der eigenen Truppen einzugestehen.
Durch das eigenmächtige Vorgehen von Veličko, nicht durch militärische Überlegungen wurden die Kämpfe ausgelöst. Am 29. August 1944 gaben die slowakischen Befehlshaber des Aufstandes General Viest, der von England eingeflogen worden war, und der Stabschef der Heimatarmee Oberstleutnant Ján Golian in Neusohl offiziell den Befehl zum Aufstand.
Am 30. August verkündete der »Aufständische Freie Rundfunksender Neusohl« den Beginn des »Slowakischen Nationalaufstandes« gegen Hitler und Tiso. Das revolutionäre Volkskommitee in der Stadt übernahm die Macht und erließ eine Proklamation über die politische und staatliche Erneuerung der tschechoslowakischen Republik. Neusohl war bis zur Niederschlagung

des Aufstandes der Sitz der obersten militärischen Organe des Aufstandes, sowie des Slowakischen Nationalrates. Der Präsident der Republik hat noch am 29. August 1944 die Deutsche Wehrmacht zu Hilfe gerufen, um die Revolte niederzuschlagen.

Erläuterungen und Quellenangaben

1) Venohr, W.: Aufstand in der Tatra, Königsstein 1979, S. 20 (weiterhin Venohr), 2) Venohr, S. 59, 3) Venohr, S. 64, Karpatenjahrbuch, Stuttgart 1985,S. 29, (weiterhin KJB), 4) Venohr, S. 47, 5) KJB 1985, S. 30, Venohr, S. 47, 6) Venohr,S. 49, 7) Venohr, S. 93, 8) Venohr, S. 95, 9) Venohr S. 154, 10) Venohr, S. 98, 11) Venohr,S. 71, 12) Venohr, S. 79, 13) Halbmilitärische Organisation der regierenden slowakischen Volkspartei, ähnlich der »Freiwilligen Schutzstaffel« auf volksdeutscher Seite, mit Hilfspolizeirechten; 14) Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg (Weiterhin BMF), Akte RW 5/V. 439, v. 25. Mai 1939, 15) Grenzbote, 16. April 1939, S. 1, 16) BMF,RH 31-4/V. 5, 17) Bundesarchiv Koblenz (weiterhin BAK), Akte R 142/15, S. 11, 18) SS ist die Abkürzung von Schutzstaffel, ein halbmilitärischer Eliteverband im Dritten Reich zum Schutze der NS-Parteigrößen. Unter Himmler übernahm die SS die Polizei mit allen ihren Zweigen, errichtete und verwaltete die Konzentrationslager (KZ). Nach Ausbruch des Krieges bildete Himmler neben der Allgemeinen-SS mit weiterhin hauptsächlich politischen Aufgaben, die Waffen-SS. Ihre Angehörigen waren zunächst Freiwillige, als überzeugte Nationalsozialisten, später kamen einberufene Wehrpflichtige dazu, und im größeren Maße Volksdeutsche aus dem Südosten freiwillig und gezwungen wie auch fremde Nationalitäten. Angehörige der Waffen-SS waren beim Zusammenbruch besonderem Haß ausgesetzt, und im Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß wurde die SS zur verbrecherischten Organisation« erklärt, 19) BMF, RW 5/V. 446, Abt. Z, Nr. 281/41, 20) BAK, R 142/64 v. 4. September 1941, v. 29. Juni 1941 u. zahlreiche weitere Belege, 21) BMF; RW 5/V. 446 v. 7. Juli 1942, 22) BMF, RW 5/V. 446 v. 8. Oktober 1942, S. 3/4 u. Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes in Bonn (weiterhin PA), Akte Inl. II g 268, Volksd. Slow.,E 403076, 23) Nach Hitler der mächtigste Mann im Dritten Reich, strebte an, alle bewaffneten Kräfte in seine Hand zu bekommen, seit 1929 »Reichsführer SS«, allmählich Chef aller Polizeizweige, verantwortlich für die KZ, verübte bei seiner Verhaftung 1945 Selbstmord; 24) PA, Inl. IIg, B 324, 25) Einzige zugelassene Organisation der Slowakeideutschen von 1938 bis zum Zusammenbruch. Sie war über die polit. Aufgabe einer Partei hinaus kultureller Sammelpunkt, geprägt vom Nationalsozialismus, wie alle gleichgeschalteten Volksorganisationen des Südostdeutschtums. An der Spitze stand der »Volksgruppenführer« Karmasin, ein Sudetendeutscher. 26) BAK, NS 7/91, 27) Slow. Verod. Nr. 165.455/Dov./15-1940, 28) PA, Inl. IIg, SS-Ang., Dienst 293, 29) PA, Inl. IIg, B 324, E 312062, 30) PA, Inl. IIg, 324, E 312052, Flugblatt, 31) PA, Inl IIg, 324, E 311982, 32) BAK, R 142/15, 176, 33) BAK, R 142/15, 175, 34) BAK, R 142/15, S. 53 ff, 35) PA, Inl IIg, 268,Volksd. Slow., E 403089, 36) 1940 unter Himmler gebildet aus Zusammenlegung der Spitzen von staatl. Sicherheitspolizei u. SS-Sicherheitsamt, 37) PA, Inl. IIg, 268, Volksd. Slow., E 403072, 38) BAK, R 142J/15, 82 und PA, Inl. IIg, 268, Volksd. Slow., 39) Slowaken mit deutscher Staatsbürgerschaft lebten vor allem in Wien und in den von der Slowakei abgetrennten Gebieten Engerau u. Theben, 40) PA, Inl. IIg, 268, E 403018, 41) BAK, NS 7/91, S. 73-76 und zweisprachig in PA, Inl. IIg, 268,E 402995-403007, 42) PA, INl. IIg, 268, E 403098, 43) Venohr, S. 98/99, 44) Venohr, S. 165, 45) u. 46) F. Záni: Handlovčania v boje za slobodu, 1974, S. 51-53, 47) Hudak: Der Leidensweg der Karpatendeutschen 1944-1946, Arbeitsgemeinschaft der Karpatendeutschen in Stuttgart 1983,S. 12 (weiterhin Hudak), 48) Hudak, S. 113 - Bundesarchiv Koblenz, Ost. Dok. Slowakei 2/383,S. 821, 49) Venohr, S. 169 - KJB 1985, S. 32.

4. War Gegenwehr möglich?

Die zahlenmäßige Stärke der »Freiwilligen Schutzstaffel« (FS), die aus den Männern vom 18. bis 50. Lebensjahr bestand, war schon deshalb nicht groß, weil ein Teil der Wehrpflichtigen eingerückt war, teils zur slowakischen Armee, teils zur Waffen-SS.
Außerdem arbeiteten bis zu 70 Prozent der Männer des Hauerlandes im arbeitsfähigen Alter in reichsdeutschen »kriegswichtigen Betrieben«, sowie auswärts auf dem Bau, weil Arbeitsplätze zu Hause fehlten. (1) Große Aktivitäten innerhalb der FS waren deshalb kaum möglich. Lediglich in den Wintermonaten erfolgte zeitweise eine Ausbildung am Kleinkalibergewehr.
Scharfe Schußwaffen besaß die FS nicht, eine Ausbildung an diesen erfolgte ebenfalls nicht.
Militärgewehre oder Munition für Scharfschießen hat es weder in den deutschen Organisationen noch bei der Zivilbevölkerung gegeben.
Die seit Frühjahr und Sommer 1944 anhaltenden, bewaffneten Partisanenaktionen, die mit nächtlichen Überfällen und Verschleppungen von Deutschen in einigen Gemeinden begannen, brachten große Verunsicherungen in alle Kreise der Bevölkerung - bei Deutschen und Slowaken.
Ein bewaffneter Widerstand war zu keiner Zeit weder von der deutschen Bevölkerung, noch von der FS in Erwägung gezogen worden, fehlte doch jedwede Voraussetzung zu einer erfolgreichen Abwehr der bewaffneten Partisanen. (2)
Kam es in einigen Fällen dazu, daß zu Beginn der Partisanentätigkeit von Gendarmerieposten Gewehre an Deutsche ausgegeben wurden, um Überfälle auf deutsche Gemeinden abwehren zu helfen, wie zum Beispiel in Drexlerhau (3) und Krickerhau, (4) so wurden diese Aktionen sehr bald durch Einspruch der obersten Gendarmerie-Behörden unterbunden, weil diese mit den Partisanen sympathisierten. Die ausgegebenen Waffen mußten in kürzester Zeit wieder abgeliefert werden. Das Oberkommando der Gendarmerie wurde bereits im Dezember 1943 und im Januar 1944 aus Preßburg in das Vorbereitungsgebiet für den Aufstand nach Štubnianské Teplice verlegt. Der gesamte Apparat war extrem regierungsfeindlich und bestand bereits zu 75 Prozent aus tschechoslowakischen Sympathisanten. Sie arbeiteten von Aufstandsbeginn an mit den Partisanen zusammen. (5)
Berichte oder Publikationen, bewaffnete Deutsche hätten gebietsweise im Hauerland den Partisanen gegenüber Widerstand geleistet, stimmen nicht und entbehren jeder Grundlage.
Schon gar nicht war an einen Widerstand im Gebiet des Streudeutschtums

Telegramm (Geh.Ch.V.)

Geheime Reichssache

28 Aug 1944

Pressburg, den 28. August 1944 21.40 Uhr
Ankunft, den 28. August 1944 23.30 Uhr

Nr. 1304 vom 28.8.44.

Citissime!
Geheime Reichssache!

Persönlich für Herrn Reichsaußenminister.

Pol IV b gRs

Im Nachgang zum Fernschreiben vom 27. August 1944 Nr. 1299 +) und in Ergänzung des heute 15 Uhr 15 geführten Ferngespräches mit dem Herrn Reichsaußenminister melde ich

Auf Grund der am 27. August und heute früh eingegangenen Meldungen über die Partisanenlage suchte ich heute 14 Uhr in Begleitung des deutschen Generals Staatspräsidenten Dr. Tiso auf. Ich eröffnete ihm daß die Partisanen - Entwicklung ein längeres Zuwarten unsererseits nicht mehr erlaube und die sofortige Verlegung deutscher Truppenteile in die Slowakei und ihr Einsatz gegen die Partisanen erforderlich sei. Des weiteren vorschlug ich ihm, unzuverlässige slowakische Truppenteile sofort zu demobilisieren. Dr. Tiso zustimmte meinen Vorschlägen im wesentlichen. Einzelheiten der Durchführung sollten heute nachmittag in Anwesenheit von General Turanec besprochen werden. Diese Besprechung fand unmittelbar nach dem Ferngespräch mit dem Herrn Reichsaußenminister bei Dr. Tiso in Anwesenheit des deutschen Generals, des Ministers Mach und des Generals Turanec statt. Es wurde Einigkeit über die zunächst zu treffenden Maßnahmen erzielt. Die zur Verfügung stehenden Truppenteile werden vermutlich morgen im Raum Puchov, Sillein versammelt und dann zum Bahnschutz auf der Linie Trentschin, Cadca und mit Masse im Raum von Turc.St.Martin eingesetzt. Habe den Eindruck, daß Slowakei, so wie die Dinge nun einmal liegen, diese Maßnahme mit einem Gefühl der Erleichterung begrüßte. Habe ferner schrittweisen Abschub reichsdeutscher Frauen und Kinder aus östlicher und mittlerer Slowakei teils nach Pressburg, teils in das Reich veranlaßt. Evakuierung unserer Volksdeutschen erscheint mir, wenigstens vorläufig ausgeschlossen. Was im Rahmen des möglichen im Selbstschutz getan werden kann, wird geschehen.

Ludin

Dies ist Exemplar Nr.....

E399780

(das sind Orte und Städte außerhalb des geschlossenen Siedlungsgebietes) bei der sehr frühen Aktivität der Partianen zu denken. Die dort beschäftigten Deutschen aus dem Hauerland, aus Preßburg und aus der Zips, sowie Sudeten- und Reichsdeutsche, waren so verstreut und an Zahl so gering, daß an eine Gegenwehr nicht einmal gedacht werden konnte. Sie waren in Gesellschaft und Wirtschaft integriert, es gab keine Sprachbarrieren, sie lebten mit Slowaken, im südlichen Teil des Landes auch mit den Ungarn problemlos zusammen. Aktionen, deutsches Leben und Wirken in diesem Gebiet einzudämmen oder zu zerschlagen, waren bis zum Beginn des Aufstandes nicht zu erkennen und nicht vorstellbar. Die dann jedoch brutal praktizierten Methoden der Partisanen rotteten nach und nach durch Plünderungen, Verschleppung, Terrorisierung und Erschießung in kürzester Zeit den größten Teil der in diesen Regionen lebenden Deutschen aus, sofern sie sich nicht rechtzeitig absetzen oder flüchten konnten. (6)

Münnichwies, ringsum von größeren bewaldeten Bergen und überwiegend von slowakischen Ortschaften umgeben, abgelegen von den übrigen deutschen Siedlungen, war die einzige deutsche Gemeinde in der Mittelslowakei, die versucht hat, sich sowohl bei dem ersten Überfall bis hin zur Evakuierung mit Jagdwaffen zur Wehr zu setzen. Trotzdem waren Angriffe und Besetzung durch Partisanen nicht zu verhindern.

Da die Deutschen in der Mittelslowakei wehrlos dem Terror ausgeliefert waren, erfolgte am 31. August 1944 von Preßburg aus ein Versuch, dem Hauerland zu Hilfe zu kommen. Der Gauleiter von Wien, Baldur von Schirach, ließ mit Omnibussen und bewaffnetem Geleitzug mehrere KLV-Lager in Bad Pistyan (Piešťany),das damals noch außerhalb des Parisanengebietes lag, heimholen.

Ab Pistyan wurde ein Teil der bewaffneten Mannschaft dem Volksgruppenführer zur Begleitung eines Waffen- und Munitionstransportes in die Kremnitzer Sprachinsel zur Verfügung gestellt. Hinter der Stadt Zlaté Moravce stieß der Transport mit schwer bewaffneten Lkws slowakischer Truppen zusammen. Der deutsche Hilfszug wurde aufgerieben. Autos, Waffen und Munition verbrannten. Ferdl Klug, der damalige Landesführer der FS, und viele der begleitenden Soldaten aus Wien fielen. Ein kleiner Teil wurde versprengt und kam mit dem Volksgruppenführer nach 24 Stunden in Preßburg an. (7)

Organisierte Gruppen der Partisanen, (8) aber auch Einzelpersonen, die die deutschen Gemeinden drangsalierten, (9) setzten sich zusammen aus tschechischen, slowakischen und volksdeutschen Kommunisten aus den eigenen oder benachbarten Orten - aus eingeflogenen, in der Sowjetunion ausgebildeten sowjetischen, tschechischen oder slowakischen Agenten, Spionen und

Funkern, (10) männlichen und weiblichen Geschlechtes, darunter Mädchen im Alter zwischen 16 und 18 Jahren - aus jungen Tschechen, Verfechtern eines neuen tschechoslowakischen Staates, meist Burschen im Alter von 16 bis 18 Jahren, die sich aus dem Protektorat in die Slowakei durchgeschlagen haben. Dazu gesellten sich Slowaken (darunter Gendarmen) tschechischer Einstellung, die nicht zuletzt aus persönlichen, politischen oder auch wirtschaftlichen Gründen Rache an Deutschen nehmen wollten - geflohene ausländische Zwangsarbeiter - aus Gefangenenlagern entwichene Soldaten unterschiedlicher Nationalität, besonders Franzosen - Freiwillige aus östlichen und westlichen Nationen - außerdem nicht wenige Slowaken, die von den Partisanen zum Mitmachen gezwungen wurden. (11)

Erläuterungen und Quellenangaben

1) Venohr, W.: Aufstand in der Tatra, Königstein 1979 (weiterhin Venohr), Seite 27, 28, 2) Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost- und Mitteleuropa, Berlin 1957 (weiterhin Dokumentation), Bd IV/2 S. 11, 3) Schwarz, R.: Dexlerhauer Heimatbuch, Stuttgart 1980, S. 111, 4) Arbeitskreis der Krickerhauer: Krickerhau, eine deutsche Siedlung in der Mittelslowakei, Voerde 1980, S. 268, 5) Venohr, S. 62, Dokumentation Bd IV/2, S. 713, 6) Venohr, S. 162-166, Dokumentation Bd. IV/2, S. 714, 715, 7) Dokumentation, Bd. IV/2, S. 715, 716, 8) Venohr,S. 98-104, 9) Dokumentation, Bd. IV/2, S. 714 - 718, 10) Kurbel, R.: Schmiedshau, Stuttgart 1980,S. 224, 11) Dokumentation,Bd. IV/1 S. 159, Venohr S. 101

5. Zeit des Schreckens

Besetzung und Terror

Die Besetzung der deutschen Orte durch die Partisanen erfolgte nicht planmäßig, die Machtübernahme war den bereits operierenden Aufstandsgruppen selbst überlassen. Von ihren Stützpunkten aus überfielen sie Ende August 1944 die ungeschützten deutschen Orte. In den folgenden Tagen wurden alle Siedlungen des Hauerlandes dem obersten politischen Organ der Aufstandbewegung, dem »Slowakischen Nationalrat«, mit Sitz in Neusohl (Banská Bystrica), unterstellt. Dieser verfügte nun durch den Machtwechsel über sämtliche Amtsstellen, wie Bezirks- und Notariatsämter, Gendarmerie u. a. m.

Zu Beginn des Aufstandes haben sich auch Deutsche aus dem Hauerland den Partisanen angeschlossen, die sich bisher nicht offen zu ihrer Gesinnung bekannt hatten. Es waren Menschen, deren Sympathie mit den Kommunisten in den Dörfern wohl bekannt war, die aber erst jetzt den Zeitpunkt für gekommen hielten, Farbe zu bekennen.

Über die Ortsverhältnisse bestens informiert, verunsicherten die Mitläufer zunächst die nähere Umgebung von Deutsch-Proben, veranlaßten Verhaftungen und Transporte in Internierungslager und zu Hinrichtungsstätten. Sie sind letzten Endes auch für die Ermordung der gesamten Intelligenz von Deutsch-Proben verantwortlich.

Am 26. August 1944 fuhren offen und herausfordernd die ersten bewaffneten Partisanen,aus dem Turztal kommend, über Gaidel und Deutsch-Proben in die Bezirksstadt Priwitz. Der Ort Kloster (Klaštor p. Z.) mit deutscher Minderheit und unmittelbar an dieser Straße gelegen, war bereits einen Tag früher in ihrer Gewalt.

Des abgelegenen Ortes Münnichwies bemächtigte sich am 26. August eine Partisanengruppe, der sich 14 deutsche Kommunisten aus dem Dorf angeschlossen hatten. Zudem bekundeten über 30 Personen ihre Sympathie mit den Besetzern. Die erste Tat galt dem Genossenschaftshaus, das samt Lieferauto restlos geplündert wurde. Dadurch war die Versorgung mit Lebensmittel sehr beeinträchtigt. Unter der Führung eines russischen Kommandeurs drangen die Partisanen in die Häuser ein, durchwühlten die Räume und ließen Geld und Wertsachen mitgehen. Wer sich ihnen entgegenstellte, wurde verprügelt, Frauen wurden vergewaltigt. Bei den Schießereien kam ein Mann ums Leben, mehrere Personen erlitten Verletzungen.

Noch am selben Tage sind Repräsentanten der Gemeinde in das Büro der

Raiffeisenkasse zum Verhör eingeliefert worden. Um gewünschte Aussagen zu erzwingen, wurden die Männer mit Seitengewehren und Schlägen traktiert. Am nächsten Tage wurden zwei Geiseln in eine Gastwirtschaft außerhalb von Münnichwies abgeführt. Mit Gewehrkolben wurden ihnen Knochenbrüche beigebracht. Die so Massakrierten sollten sich ihr Grab schaufeln, was mit den zerbrochenen Gliedern nicht möglich war. Nachdem Partisanen selbst das Loch für sie ausgehoben hatten, sorgte eine Maschinengewehrgarbe für ihre Erlösung. (1)

Weniger blutig verlief die Besetzung der Gemeinde Gaidel am 28. August 1944 um fünf Uhr morgens. Darüber berichtet Anton H.: »Sobald die Nachricht durchsickerte, die Partisanen hätten den Gaidler-Paß überschritten, gingen ihnen Männer, die als ihre Gesinnungsgenossen bekannt waren, entgegen. Es waren unter anderen der Zimmermeister Ernst Greschner, David Zieger, Hans Hanesch und Ludwig Zimmermann, der als eingesetzter Kommissar das Sagen hatte. Mehrere Brüder von Zimmermann waren bei den Partisanen.«

VYHLÁŠKA

OBČANIA, OBČIANKY!

Revolučný národný výbor, oblasť I. preberá výkonnú moc v meste Banská Bystrica a v celom okrese.

Túto svoju moc revolučný národný výbor vykonáva v spolupráci s vojskom a doterajšími úradmi.

Revolučný národný výbor zaručuje poriadok, osobnú a majetkovú bezpečnosť. Vyzýva všetkých občanov, aby sa bezpodmienečne podrobili jeho rozkazom, aby poslúchali doterajšie úrady, aby svoje občianske povinnosti i naďalej riadne plnili a v svojej práci pokračovali.

V nočnom čase od 9. h. počnúc, nesmie sa nikto zdržiavať na uliciach okrem osôb, u ktorých služba to vyžaduje.

Každé previnenie bude hneď prísne potrestané.

Revolučný národný výbor, oblasť I.

Der rev. National-Ausschuß gibt bekannt, daß er die Macht in Banská Bystrica (Neusohl) und im ganzen Bezirk übernommen hat. Er garantiert für Ordnung und die Sicherheit der Person und des Eigentums.

Alle Ausfallstraßen in Gaidel wurden mit bewaffneten Posten besetzt. Die eingeschüchterten Ortsbewohner mußten für den Unterhalt der Partisanen aufkommen.Beim Lehrer Hans Zeidler (Cejda) hatten Rachsüchtige auf einer Stange eine Puppe, die mit deutscher Uniform bekleidet war, aufgehängt. Bereits am zweiten Tag gingen Mitläufer Zieger und Greschner kassieren. Sie forderten von einzelnen Familien 200, 500, ja sogar 3000 Kronen. Andere mußten für jede Kuh 100 Kronen hinlegen, sonst wurde das Vieh vom Schlachter abgeholt. (2)

Nach der Besetzung von Beneschhau haben die Partisanen den unbescholtenen Paul Leitmann als kommissarischen Verwalter eingesetzt. Beim Abzug

der Partisanen wurden Leitmann und seine Söhne Geza und Andreas angehalten mitzugehen. Nach Putschende kam der Bürgermeister mit seinen Jungen wieder zurück. Er hatte sich während der Besetzung für die Beneschhauer Bevölkerung eingesetzt, so gut ihm das als Deutscher möglich war.
Sind die östlich des Oberen Neutratales gelegenen Orte Kloster,Münnichwies, Gaidel, Bettelsdorf, Beneschhau, Hedwig und Bries vom Turztal und Gaidel-Paß her besetzt worden, so drohten den westlich gelegenen deutschen Orten die Umklammerung aus den Wäldern der Magura. Das zentral gelegene Städtchen Deutsch-Proben verharrte in Angst. Es sollte den Machtwechsel noch im vollem Ausmaß zu spüren bekommen.
Am Nachmittag des 30. August riegelten Partisanen die Gemeinde Schmiedshau von allen Seiten ab. »Joscho«, der Geselle des Müllers,führte als slowakischer ortskundiger Gesinnungsgenosse die Eindringlinge durch die wie ausgestorbene Gemeinde. Die Partisanen suchten den Bürgermeister und örtlich führende Deutsche, die sich bereits in Sicherheit gebracht hatten. Verschlossene Türen wurden aufgebrochen. Bei der ersten Razzia nahmen sie Kleidungsstücke, Nahrungsmittel und Sonstiges mit und begnügten sich bei den Eingeschüchterten mit einer Geldspende.
In der Nacht verließen die Partisanen den Ort, da sie einen Angriff der im Wald versteckten Männer befürchteten. Am anderen Morgen erschien ein größeres Aufgebot. Sie setzten einen eigenen Ortsvorstand den »Revolučny výbor« (Revolutionsausschuß) ein, der aus dem ortsansäßigen deutschen Kommunisten Geza Krebes und aus zugezogenen Slowaken bestand. Quartier bezogen sie im neuerbauten Kulturheim. (3)
In einem tiefen, sechs km langen und beiderseits von Wald begrenzten Tal, liegt der Ort Fundstollen. Von den Bergen kommend überfielen Partisanen bereits Ende Juli 1944 den Ort, wobei zwei deutsche Männer den Tod erlitten. Bei der erneuten Inbesitznahme wurde Ignaz Baitz, ein aus Fundstollen stammender Kommunist, als Kommissar eingesetzt. Seine aktiven Mitarbeiter waren Gabriel Grimmel, Johann Fitzel und Ignaz Klein. Diese veranlaßten im wehrlosen Ort Hausdurchsuchungen, insbesondere bei Personen, die im öffentlichen Leben standen. Ein Lastauto fuhr beim Gemeindevorsteher Adolf Richter vor. In seinem Haus wurden Dokumente und ein Revolver gefunden, der bei Theateraufführungen Verwendung fand. Dieses Requisit genügte, um Richter zu verhaften. Außer ihm sind noch acht Geiseln abgeführt und nach Sklabina zur Hinrichtungsstätte gebracht worden. Nach einigen Verhören konnten sich dort vier Männer loskaufen, die anderen fünf wurden ermordet. (4)
In Zeche sorgten deutsche Kommunisten selbst für die Besetzung ihres Ortes. Am frühen Vormittag des 30. August 1944 kam auf der Straße von

Deutsch-Proben her ein Lastwagen voll johlender, mit MPs bewaffneter Zivilisten, also Partisanen, in Zeche an. Am selben Tag wurde der Gemeindevorsteher Rudolf Elischer, die Gemeinderäte Josef Fitzel und Ignaz Fitzel, sowie Georg Dolinsky nach Deutsch-Proben in das Hauptquartier der Partisanen abgeführt. Nach tagelangem Suchen fanden Zecher Partisanen den Schulleiter Arthur Zany in einer Hütte, in der er sich versteckt hatte. Keiner der Verhafteten kehrte zurück.

Bei solchem »Sicherstellen von unliebsamen Personen« war Johann Luprich, Mitglied des Nationalausschusses in Deutsch-Proben besonders eifrig. Er trug bei zur Bildung von Ausschüssen in mehreren deutschen Gemeinden. Als willige Helfer von Zeche standen ihm bei: Stefan Stiffel, Georg Stiffel, Sylvester Luprich, Marcel Schön, Johann Schön [redacted]. (5)

Erst als das Netz des Terrors über die deutschen Dörfer um Deutsch-Proben gespannt war, ist das Städtchen selbst zum Opfer geworden. In der letzten Stunde des 30. August entstand auf dem großen Marktplatz ein Tumult. Lastautos hielten an. Partisanen, teils in Zivil und mit Waffen ausgerüstet, scherten in mehreren Richtungen aus. Sie drangen in die Räume der Kreisdienststelle der Deutschen Partei, in das Büro der FS und der Jugendfürsorge ein. Weitere Beschlagnahmen galten der Gendarmerie und dem Rathaus mit dem Notariat. Am anderen Morgen waren alle Ausfallstraßen gesperrt. Im Laufe des Vormittags wurden die Partisanen nach willkürlichen Verhaftungen und Raubzügen von den Staßen abgezogen und in örtlichen Schulen kaserniert. Die keramische Fabrik, das Werk Pallehner und die Villa von Herrn Bäumler waren bereits besetzt. Alle Arbeiter der Fa. Pallehner wurden vor Arbeitsbeginn verhört. Einige Geschäfte, deren Inhaber persönliche Feinde unter diesem Mob hatten, wurden geplündert. Alle deutschen Bezeichnungen der Stadt, der Straßen usw. mußten durch slowakische ersetzt werden. Alle Motorfahrzeuge wurden beschlagnahmt, bei einigen mußten Fahrer und Besitzer mit. Das sonst so geschäftige Leben kam zum Erliegen. Als Hauptverantwortlicher für die Terrorakte und Rechtsverletzungen zeichnet Šofčik, ein Slowake, der vorher Sägewerksarbeiter war. Er leitete Hausdurchsuchungen, führte die Verhöre und war Richter über Leben und Tod. [redacted]

Unter den Partisanen waren viele, die zwangsweise ihren Dienst versahen. Julius Kohn, ein Medizinstudent aus Windisch-Proben, dessen Eltern und Bruder in einem KZ ums Leben kamen, sagte bei einer nächtlichen Razzia zu einer Frau aus Deutsch-Proben: »Ich schäme mich, daß ich hier bin. Nachts wurde ich von Partisanen aus dem Bett geholt und soll hier die Leitung des Lazarettes übernehmen.«

Okresný národný výbor v Turčianskom Sv. Martine

Číslo: 3/44 Turč. Sv. Martin, 30. augusta 1944

VYHLÁŠKA

Okresný národný výbor po dohode s Posádkovým veliteľstvom v Turčianskom Sv. Martine nariaďuje

VŠEOBECNÚ MOBILIZÁCIU

všetkých zbraneschopných mužov do 45. roku na ochranu našej drahej vlasti, ktorá je ohrozená naším odvekým nepriateľom.

Národný výbor očakáva, že celý Turiec povstane v boj do chlapa, pokračujúc tak v tradícii našich otcov a našich dejateľov, odpočívajúcich na martinskom cintoríne.

Príslušníci peších plukov nastúpia do kasární Spojovacieho práporu v Turčianskom Sv. Martine a všetci ostatní, najmä však šoféri, do kasární Pluku útočnej vozby v Turčianskom Sv. Martine.

Nastúpiť k vojenským útvarom treba ihneď! Bližšie informácie poskytne notársky úrad.

Nenastúpenie k vojenskej službe je trestné podľa príslušných branných predpisov.

Okresný národný výbor.

Der Bezirks-Nationalausschuß in Turč. Sv. Martin (Turz-St.-Martin) ordnet die allgemeine Mobilmachung für den 30. August 1944 an.

In Deutsch-Proben waren wie vielerorts die Kommunikationen für die Deutschen unterbrochen und verboten worden. Man konnte keine Post versenden, weder telefonieren noch telegraphieren. Die Verbindung zur Außenwelt war abgeschnitten.

In Krickerhau war die Vorarbeit der Partisanen zu offenen Ausschreitungen gegen die deutsche Bevölkerung besonders intensiv. Die Gemeinde mit über 10.000 Einwohnern, davon annähernd 60 Prozent Deutsche, seit dem industriellen Abbau der Kohle ein Schmelztiegel mehrerer Nationalitäten, war seit jeher der Nährboden für wirtschaftliche und soziale Konflikte. Eine unansehnliche Arbeitersiedlung, die »Kolonie«, war das Tätigkeitsfeld illegaler Kommunisten,auch mit deutschen Anhängern. Dort bildete sich im Sommer 1944 aus Bergleuten die »Handlovská rota«, der auch Gefolgsleute aus den deutschen Dörfern des Kremnitzer Umlandes, die sich im Krickerhauer Bergwerk ihr Brot verdienten, angehörten und der kommunistischen Idelologie treu geblieben waren. Es waren dies u. a.: Josef Ihring, Johann Pittner, Peter Urban, Johann Patsch, Josef Wohland, Paul Schmidt, Eduard Steiner, sowie Karl und Stefan Weiß. (7)

In der letzten Augustwoche war eine Vielzahl von Bergleuten ihrem Arbeitsplatz ferngeblieben. Sie wechselten über in das Turzer Gebiet um St. Martin und schlossen sich mehrheitlich der Brigade M. R. Štefanik in der Stärke von etwa 120 Mann an. Einer der Hauptakteure war Fero Záni, Oberleutnant bei den Partisanen, der seine Aktivitäten im gesamten Gebiet entfaltete. Der Schwerpunkt seines Einsatzes war sein Heimatort Krickerhau, wo er unter Deutschen aufgewachsen war und viele von ihnen kannte. Soviel wir wissen, hat er sich an Folter und Morden nicht persönlich beteiligt, stand aber als Drahtzieher hinter allen Aktionen. Nicht umsonst wurde er als der Schrekken von Krickerhau bezeichnet.

Überlegungen seitens der Deutschen, sich in den engen Bergtälern durch Abwehrmaßnahmen zu verteidigen, waren von vornherein aussichtslos. Das operative Auftreten der ortsansässigen Partisanen in Krickerhau verleitete den früheren Bürgermeister, sich vom Gendarmeriekommandant 40 Gewehre geben zu lassen, mit denen FS-Leute in dem deutschen Teil der Gemeinde Streifengänge machten und die Ortseinfahrten bewachten. Doch am selben Abend verlangte der Gendarmeriekommandant, ein Partisanenmitläufer, die Ablieferung der Gewehre, was auch anstandslos befolgt wurde. Die Schußwaffen kamen dann den Partisanen sehr gelegen. (8)

Als die Bergleute wie gewohnt am 30. August 1944 zur Frühschicht gingen, waren bereits Partisanen mit Maschinengewehren an wichtigen Gebäuden am Ringplatz postiert. Die Bergwerksanlagen, das Elektrizitätswerk, die chemische Fabrik und mehrere Brücken waren besetzt.

Seit den Morgenstunden dröhnten aus den Lautsprechern die Aufrufe zur Ablieferung aller Waffen, Kraftfahrzeugen, Fahrrädern, Radios, Nähmaschienen, Ferngläser, ja sogar von Uniformen, und Bildern. Ansammlungen jeder Art wurden verboten und das strikte Einhalten der Sperrstunden angeordnet. Die Bergleute wurden aufgefordert,auf ihren Arbeitsplätzen zu erscheinen. Sie erhielten sogenannte »Bergwerkspassierscheine«. Ihnen durften die Partisanen nichts anhaben, was aber immer wieder mißachtet wurde. Die Partisanen machten nun zunächst Jagd auf »Persönlichkeiten«, die sich aber sehr bald auf jeden beliebigen Deutschen erstreckte. Die Lautsprechermusik übertönte die Schießereien, das Plündern und das Wehklagen der Angehörigen von Verhafteten. Bei der ersten Verhaftungswelle holten sich die in Zivil operierenden Partisanen auch Bergmänner in gehobener Stellung, sowie am politischen und öffentlichen Leben gänzlich Unbeteiligte, die sich, nichts befürchtend, nicht rechtzeitig in die Wälder in Sicherheit gebracht hatten. Diese wurden auf dem Ringplatz zusammengetrieben, mit erhobenen Händen an die Wand gestellt, während ihnen von rückwärts mit Erschießen gedroht wurde.

Die massive Drohung, für jeden ums Leben gekommenen Partisanen würden zehn Deutsche erschossen, steigerte sich von Stunde zu Stunde zunächst auf 50, schließlich gar auf 100 Erschießungen. Die Keller des »Arbeiterheimes« (Robotnický dom) füllten sich mit Verhafteten und wurden für sie zur Leidens- und Todesstätte. Ortsvertraute Gendarmen ließen sich nicht zu solchen Aktionen mitreißen, sondern warnten vereinzelt Männer und forderten sie auf, sich zu verstecken.Männer, die sich an Leib und Leben bedroht fühlten, flohen in die schützenden Wälder.

Beim Abtransport von Sprengmaterial aus dem Bergwerk verhaftete F. Záni den Chaufeur A. Waschek und den früheren Bürgermeister Ing. Herzog. Ebenso wurde in Priwitz mit dem Ortsgruppenleiter Ing. Geißler und Ing. Hilbert verfahren. Die vier Geiseln wurden dem Revolutionsgericht in Sklabina zur Hinrichtung übergeben - nur Ing. Hilbert entging dem Todesurteil.

Um sich Lebensmittel zu verschaffen, plünderte ein Partisanenkommando die EG (Einkaufsgenossenschaft) in Krickerhau. Beim Beladen des Wagens bemerkten sie, daß sie von vier Krickerhauern beobachtet wurden und schossen mit Maschinenpistolen auf sie. Die Männer konnten sich ins Haus retten, aber die Partisanen stürmten nach, schleppten die Gefangenen zum Stadthaus und stellten sie zum Erschießen an die Wand. Ein Offizier beobachtete ihr Vorgehen und verbot die Exekution. Darauf liefen die Partisanen wütend durch die Höfe aufs Feld und schossen wild um sich.

Südlich von Krickerhau schließt sich die Ortschaft Neuhau an. Partisanen besetzten den Ort und quartierten sich im deutschen Heim und in der Schule

ein. Für die Verpflegung mußte die Gemeinde aufkommen. Der bisherige Bürgermeister wurde für abgesetzt erklärt, die weitere Amtsausübung wurde dem im Gemeindevorstand tätigen Andreas Lasslob übertragen. Als ehemaliger Sozialist und als Holzhändler in den slowakischen Dörfern bekannt, hat er es verstanden, die Gemeinde vor größeren Gewalttaten der Partisanen zu schützen. Aber mehrere Tage vor dem Einmarsch deutscher Einheiten mußten 30 Kühe abgeliefert werden für befreite jüdische KZler, die sich in Altsohl aufhielten. (9)

Über Partisanenbesetzungen berichteten Drexlerhauer Maurer die von ihren slowakischen Arbeitsplätzen heimkehrten, weil sie dort als Deutsche um ihr Leben fürchteten. Der Gendarmeriekommissar von Drexlerhau ließ Wachen aufstellen, die die Zugänge des Ortes bewachten. Die Zufahrtstraße am südlichen Ortseingang wurde durch Barrikaden gesichert, Brandwachen übernahmen den Feuerschutz. Vor Tagesanbruch erschien ein Motorradfahrer bis vor den Barrikaden als erster Späher der Partisanen und fuhr dann in Richtung Heiligenkreuz (Sväty Križ) davon. Am selben Vormittag des 30. August rief der Bürgermeister Georg Müller die Ortsbewohner zusammen. Es wurde beschlossen, das Dorf nicht zu verteidigen. Den Männern wurde empfohlen, sich in den Wäldern der Mordlust der Partisanen zu entziehen.

Am frühen Abend machten sich die Partisanen durch wildes Schießen vor dem Ort bemerkbar. Drexlerhau wurde ohne Gegenwehr besetzt. Bei der Schießerei einer Partisanengruppe stürmten diese in das Gasthaus Frömmel mit der Behauptung, von dort wäre ein Schuß abgefeuert worden. Die anwesenden Gäste wurden beim Flüchten abgefangen und sogleich an eine Hauswand zum Erschießen aufgestellt. Mit Maschinengewehrsalven wurden die 15 Männer eingeschüchtert. Dabei erhielt einer einen Armschuß. Just erschien der Orts-Gendarmeriemeister und schrie: »Das sind doch unsere Leute!« Der Partisanenkommissar hatte den Gendarm als Landsmann an der Stimme erkannt. Diesem Umstand verdankten die Männer an der Hauswand ihr Leben. Bei den vorhergehenden Schießereien ist eine Frau, die mit einem Kind vor der Haustür stand, durch Kopfschuß getötet worden.

Um in Drexlerhau doch noch einen Schuldigen zu finden, suchten die Partisanen nach dem Ortsgruppenleiter der Deutschen Partei, Thomas Köhler. Da er sich verborgen hielt, wurden die Angehörigen mit dem Tode bedroht, falls sie ihn nicht verraten würden. Um seine Familie zu retten, stellte sich Köhler den Partisanen. Aber da selbst die Ortskommunisten ihn nicht belasten konnten, wurde er auf freiem Fuß belassen. (10)

In der zweiten Hälfte der Besetzungszeit mußten die aufgreifbaren Pferde mit Wagen nach Krickerhau, angeblich zur Musterung. Alle Pferde wurden von den Partisanen requiriert.

Die Bewohner der südlichsten deutschen Orte im Hauerland, Hochwies und Paulisch, erhielten von wohlmeinenden Slowaken seit geraumer Zeit Warnungen: Nehmt euch in acht, es bereitet sich was vor. Am 29. August 1944 berichteten Frauen von Außenhöfen, sie haben bewaffnete Männer gesehen die mit Telefonleitungen rumhantierten. Am selben Abend gaben diese Männer den Ortsvorstehern der Gemeinde den Befehl, daß die Deutschen alle Radiogeräte, jegliche Waffen und Motorfahrzeuge abliefern müßten.
Am 1. September brach eine Gruppe halbuniformierter Partisanen in Hochwies ein. Maschinengewehre wurden außerhalb des Ortes und gegenüber dem Rathaus aufgestellt. Das Rathaus wurde besetzt, das Geld aus der Gemeinde- und Raiffeisenkasse beschlagnahmt. Aus Unachtsamkeit eines Partisanen, entwickelte sich eine Schießerei, bei deren Verlauf ein Haus demoliert und ein Laden geplündert wurde. Am nächsten Tag traf ein Militärpolizist in Zivil ein. Er ordnete die Rückgabe des Geldes an und erklärte: »Wir wissen, daß es in diesen Gemeinden keinen bewaffnete Heimatschutz oder ähnliches gibt. Wir führen auch keinen Krieg gegen die schuldlose deutsche Bevölkerung, sondern gegen den Faschismus«. (11)
Auf Anordnung des Militärpolizisten mußten die irregulären Partisanen das Dorf verlassen. Auch die Bewachung der Ortsdurchfahrt übertrug er den wenigen, nun in Erscheinung tretenden ortsansässigen Kommunisten. Diese hatten zunächst bedeutenden Einfluß, wurden aber später von den Slowaken ausgeschaltet.
An einem der nächsten Tage kamen wieder Partisanen nach Hochwies, um die führenden Männer der Deutschen Partei festzunehmen. Als sie in die Häuser der Gesuchten kamen, war keiner daheim. Da ergriffen die Häscher wahllos vier Männer, nur damit sie deutsche Personen abführen konnten. Von den Verhafteten hörte man nur, sie seien an der Grau erschossen und die Leichen in den Fluß geworfen worden.Suchaktionen blieben ergebnislos. (12)
Die deutschen Orte im Turztal und des Kremnitzer Umlandes waren durch die Nähe zu den Zentralstellen der Aufstandsbewegung, Neusohl (Banská Bystrica) und Turz St. Martin (Turč. Sv. Martin) besonders gefährdet. Nicht minder spielte bei Kampfhandlungen die Straßenverbindung von Vrutky nach Heiligenkreuz und der Straßenabzweig zwischen Ober- und Unterstuben nach Neusohl eine Rolle.
Am Abend des 26. Augsut 1944 fuhr mit Lastkraftwagen eine Partisanenabteilung, aus Sklabina kommend, zum Bahnhof Oberstuben. Ihre Aktion bestand darin, den Tunnel auf der Strecke Krickerhau - Oberstuben zu blokkieren und aus dem Kinderlandverschickung-Verpflegungsdepot in Oberstuben Lebensmittel mitzunehmen, wobei Deutsche beim Umladen mithelfen mußten.

Drei Tage später war Oberstuben in der Hand der Partisanen. Nach der Verhaftung von Personen die im öffentlichen Leben standen und der Auffindung verstümmelter Leichen, lebten die Oberstubener fortan in Angst. Dem von den Partisanen gebildeten örtlichen Revolutionären Nationalausschuß gehörten die deutschen Kommunisten Paul Schnürer und Alois Hogh-Kreml an.

Die Bewohner von Glaserhau wurden in der Nacht zum 27. August aufgeschreckt. Auf der Bahnstrecke nach Krickerhau waren unplanmäßige Rangiergeräusche zu hören. Ein Partisanen-Sprengkommando brachte beladene Güterwagen im drei Kilometer langen Masaryktunnel zum Entgleisen. Am Vormittag des 30. August kamen an die 40 halbuniformierte bewaffnete Männer vom Bahnhof und marschierten durch das Dorf bis zum Gemeindehaus. In friedlicher Absicht schlossen sich Glaserhauer Männer den angeblichen Befreiern an. Etwa zur gleichen Zeit verunsicherte eine zweite Partisanengruppe, die von Krickerhau und Raztočno (Obere Maut) her die Waldwege benutzten, den Oberort. Die vermeintlichen Befreier verhafteten 41 Männer und sorgten für den Abschub. Unter den Verhafteten waren der Bürgermeister Balla mit seinen Mitarbeitern sowie der Leiter und die Kassierer der Raiffeisenkasse. Zwei Männer sind für immer verschollen geblieben.

Der Gemeindedienter mußte durch Austrommeln die Ablieferungspflicht aller Waffen, Fototapparate und Radios bekanntgeben. Obwohl niemand das Dorf verlassen durfte, flohen viele Männer in den Wald oder versteckten sich auf den Feldern. Lieferanten von Nachrichten waren der Tischlermeister Hazaj und sein Sohn, Slowaken, die das Vertrauen der hiesigen Bewohner ausnutzten. Sie waren über die Tätigkeiten aller Personen im Ort bestens im Bilde und trugen den Partisanen, deren Kommandeur ein russischer Offizier war, jede gewünschte Information zu. (13)

Über den Ablauf der Besetzung und die nachfolgenden Verhaftungen in der Gemeinde Kuneschhau berichtet ein damals 18jähriger Schüler: »Als die Kuneschhauer am 1. September 1944 abends von der Feldarbeit heimkehrten, erfuhren sie, daß ihre Heimatgemeinde von Partisanen besetzt worden war. Der Bürgermeister P. war in die Wälder geflohen. Als Gemeindeoberhaupt wurde G. von den Partisanen eingesetzt.

Ich hörte bald von der Verhaftung des Herrn D., der während des Krieges zeitweise den Bürgermeister P. vertreten hatte. Auch der Gastwirt G. kam nach Kremnitz ins Gefängnis. Der Landwirt Ignaz R. wurde in den ersten Septembertagen aus nicht geklärten Gründen von den Partisanen umgebracht.

Inzwischen wurde auch bekannt, daß sich mehrere Kuneschhauer Männer, etwa 20 an der Zahl, den Partisanen angeschlossen haben. Ihr Hauptquartier

war das Gasthaus W. Die Kuneschhauer Partisanen waren bis auf wenige Ausnahmen Bergarbeiter in Krickerhau und ehemalige Kommunisten.
Ich hatte in den ersten Septembertagen in Kremnitz etwas zu besorgen und konnte an einer Plakatwand einen längeren Aufruf an die Bevölkerung lesen, der mit dem Satz endete: »Hore do boja proti germanom!« (Auf in den Kampf gegen die Germanen!). Mir lief es dabei kalt über den Rücken«. (14)
Die Partisanengruppe in Kuneschhau bestand aus 26 Personen: 14 Arbeiter aus dem Kohlenbergwerk in Krickerhau, ein Arbeiter aus Kremnitz, ein Förster (Slowake), vier Handwerker und Geschäftsleute sowie sechs Zigeuner aus der Gemeinde.
Die Orte Kuneschhau, Johannesberg, Blaufuß, Honneshau und Deutsch-Litta waren in jenen Tagen den Weisungen des Bezirks-Nationalkomitees in Kremnitz unterworfen. Alle, die sich in Johannesberg und Blaufuß in der Öffentlichkeitsarbeit hervortaten, wurden von zu Hause oder vom Arbeitsplatz weg verhaftet und nach Kremnitz ins Gefängnis gebracht. Anschließend wurden sie nach Slovenská Lupča ins Internierungslager eingeliefert.
Der Kuneschhauer Bergmann Ignaz Neuschl, der mit den Partisanen sympathisierte, wurde auf dem Heimweg von seiner Arbeitsstelle, auf Krickerhauer Terrain von Partisanen erschossen, als diese merkten, daß sie einen Deutschen vor sich haben. Deutsche Bürger der Stadt Kremnitz mußten sich bereits am 24. August kommunistische Übergriffe gefallen lassen. Erst am 31. August 1944 erschienen Partisanen im Kremnitzer Rathaus und vollzogen den Machtwechsel. Alle slowakischen und deutschen Büros, ebenso die Schulen, hatten die Anweisung zu schließen. Am Münzamt wurden quer über die Straße deutsche Embleme ausgelegt. Jeder Passant mußte darauf herumtrampeln. Wer es nicht tat, wurde geschlagen und ins Gefängnis gesteckt. Zum Spott der Geschäftsleute mußte der Filialleiter der Fa. Bata auf Glasscherben tanzen. (15)
Wie anderorts, so fühlten sich auch die Deutschen im fast 900 Meter hochliegendem Bergdorf Blaufuß durch die Partisanen ständig bedroht. Frau Adelheid S. berichtet darüber:
»In den folgenden Tagen kamen immer wieder Partisanen ins Dorf. Der Bürgermeister Josef Strohner wurde abgesetzt und Anton Strohner als Vorsitzender des örtlichen Nationalausschusses eingesetzt. Ihre Anweisungen kamen immer aus Kremnitz und der Kleinrichter mußte sie durch Austrommeln der Bevölkerung bekanntgeben. In der Zwischenzeit lebten die Einwohner von Blaufuß in Ungewißheit und Angst, weil die schwerbewaffneten Partisanen jeden Tag andere Schreckensparolen ausgaben, Tag und Nacht durch das Dorf patroullierten und bei Bauern Vieh und in Gaststätten alkoholische Getränke beschlagnahmten«. (16)

In Honneshau vollzog sich der Machtwechsel am 1. September 1944. Malermeister Josef Kubisch erhielt den Auftrag, das örtliche Revolutionäre Nationalkomitee zu bilden. Mitglieder dieses Gremiums wurden ehemalige Sozialdemokraten oder Männer, die keiner deutschen Organisation angehörten. Mit der Zustimmung der Ortsbewohner und des Bezirks-Nationalkomitees in Kremnitz, übernahm der vorletzte Richter, Johann Strohner, den Vorsitz. Die Komitee-Mitglieder waren bestrebt den Partisanen keinen Anlaß zu Eingriffen zu geben. (17)
Das friedliche Nachbarschaftsverhältnis zu den slowakischen Dörfern mag die Ursache gewesen sein, daß die Gemeinde Deutsch-Litta ohne größere Störungen den Machtwechsel überstanden hat. Als Vorsichtsmaßnahme wurden die Sparkassen- und Verwaltunsunterlagen an einen sicheren Ort gebracht. Bestimmte Personen, die im öffentlichen Leben Funktionen hatten, begaben sich in Verstecke, bevor die örtlichen deutschen Partisanensympathisanten zugreifen konnten. Als Gesinnungsenossen der Eindringlinge traten hervor: Lukas Kohles, Matthias Lichtner, Paul Kirchner, August Lichtner, Stefan Kuttner und Lukas Ertl.
Bevor die Partisanen den Ort räumten, wurde das Vieh beschlagnahmt. Es wurde bis Blaufuß getrieben. Dort ließen die Partisanen überstürzt das Vieh laufen, um sich selbst vor einer näherrückenden deutschen Kampftruppe zu retten. Die Tiere fanden ohne Führung den Weg alleine nach Hause.

Repressalien, Folter, Mord

Die zunehmende Gefährdung, die aus dem konzentrierten Vorgehen der deutschen Verbände für die Aufständischen erwuchs, steigerte ihre Verbitterung und verleitete sie zu noch mehr Repressalien gegenüber dem Volksdeutschtum. Die Übergriffe richteten sich nicht allein gegen die Funktionäre der Volksgruppe, sondern gegen die Arbeiter- und Bauernbevölkerung allgemein, die ihrem sozialen und geistigem Verhalten nach wenig dazu neigte, sich politisch im Sinne eines übersteigerten Nationalismus zu betätigen.
Die örtlichen Partisanenauschüsse richteten Verhörräume ein, die zu Folterstätten wurden. Tag und Nacht wurden Menschen geholt, verhört, gequält und erschlagen. Die Verhöre fingen mit Fragen der Zugehörigkeit zu Verbänden deutscher Einrichtungen an. Zur Stimulanz setzte es Ohrfeigen und Fußtritte mit üblen Beschimpfungen. Um Geständnisse oder bewußte Falschaussagen zu erpressen, griff man zu härteren Mitteln, wie Durchladen entsicherter Maschinenpistolen, Schläge mit Fäusten, mit Gewehrkolben und Gummikabeln.

Die Opfer waren, wenn sie die Martern überlebten, der Einkerkerung in Slovenská Lupča sicher oder waren Kandidaten für Hinrichtungen in Sklabina und Mičina. Der Opfergang der Verschleppten von Hochwies-Paulisch in Schemnitz, der Massenmord von Glaserhau und die Liquidation der geistigen Oberschicht von Deutsch-Proben bildeten die furchtbaren Höhepunkte der Ausschreitungen dieser Art.

Die Abläufe von Verhören, Martern und Verschleppungen wie sie die damals 20jährige Frau Josefine M. aus Hochwies, erlitt wurden vielfach praktiziert. Sie berichtet: »Es war im September 1944, als ich von drei Partisanen morgens um sechs Uhr aus dem umstellten Haus abgeholt wurde. Sie trieben mich voran und folgten mir mit geladenen Gewehren auf die Gendarmeriestation. Ich wurde nach meinen Personalien gefragt. Darauf wurde ich vom Kommandaten angeschrien: »Schwäbische (gemeint deutsche) Hure, seit wann bist du in der Partei; seit wann bist du Ringführerin, du deutsche Sau?« - »Noch nie war ich es«, sagte ich. Schon brüllte er: »Hände hoch und an die Wand stellen!« Ein furchtbar harter Schlag traf mich auf den Kopf, daß ich taumelte und betäubt war. Man wollte von mir wissen, wo die Maschinengewehre und die Muniton versteckt sei, die ich vom Bann (Zentralstelle der 'Freiwilligen Schutzstaffel' und der 'Deutschen Jugend') bekommen hätte. Man fragte mich nach unmöglichen Dingen. Weil man von mir immer nur die Wahrheit hörte, schlugen zwei Partisanen auf mich ein und riefen: »Hure, wenn wir dich totgeschlagen haben, kannst du für immer schweigen«. Man schlug mich mit einem Gummiknüppel und einem Strick so heftig, daß auf meinem Körper kaum ein weißes Fleckchen zu sehen war. Außerdem wurde ich von einem Peiniger heftig getreten. Dieser hatte in seinen Schuhsolhlen lange Nägel, die meinen Körper bei jedem Tritt aufs neue zum Bluten brachten. Zum Schluß lag ich wundlahm am Boden. Die Hände mußte ich dabei hochhalten. Wenn ich sie krümmte, weil mich einer ständig prügelte, schlug ein anderer auf meine Hände. Ich schrie vor Schmerz. Sie lachten zueinander: »Seht sie euch an, wie sie uns den Wiener Tanz vorführt!« Immer häufiger fiel ich zu Boden. Sogleich befahl man, aufzustehen und die Hände hochzuhalten. Da ich aber am Boden liegend am härtesten getreten wurde, konnte ich mich nur mit Mühe wieder etwas aufrichten. Als ein zweiter auf mich zuschlug, sank ich abermals zu Boden. Man wollte von mir Aussagen erpressen.

Inzwischen wurde ein Hochwieser Namens M. gebracht. Ich wurde in einen anderen Raum abgeführt. Bald darauf folgte mir Herr M., den ich fragte: »Was ist denn hier los, daß ich unschuldig so harte Prügel bekomme?« Herr M. sagte mir: »Auch ich bin heute Nacht im Keller bis zur Bewußtlosigkeit geprügelt worden«.

Nun kamen noch mehrere Männer in diesen Raum. Wir standen eng aneinandergepreßt und konnten uns nicht bewegen. Ich war als Mädchen allein unter den Männern und fragte, warum man uns so quält. Schon brüllte ein Partisan: »Hure, halt deine Fresse!« Herr M. kam darauf in die Prügelkammer. Wir hörten seine Schmerzensschreie. So holte man mehrere Opfer. Einer wurde derart geprügelt, daß ihm Blut aus den Ohren quoll. Den Männern wurde zur Last gelegt, am Reichberg Gewehre gesammelt zu haben, die man von Flugzeugen für die Partisanen abgeworfen hätte. Dies war eine erdachte und infame Lüge. Plötzlich wurde das Schlagen eingestellt. Mehrere Autos standen für unsere Verschleppung bereit.
Ich wurde erneut in die Prügelkammer gebracht, wo man mich wieder vernehmen wollte. Einige Partisanen brüllten: »Sie muß fort!« Andere sagten: »Nein,erst wird sie verhört. Wenn sie sieht, daß ihre letzte Stunde schlägt, wird sie uns alles mit - ja - beantworten. Darauf entschied der Kommandant, mich zum Auto zu führen. Vorher mußte ich versprechen, keinem Menschen etwas über meine Mißhandlungen zu sagen. Ich bat die Posten, mich noch einmal zu meinen Angehörigen zu lassen. Zwei Bewacher begleiteten mich in mein Elternhaus. Jedoch durfte ich nicht einmal mit meiner Mutter sprechen. Bald danach forderte man mich auf, ins Auto zu steigen.
Kurz vor der Verschleppung wurde ich erneut auf die Gendarmeriestation gerufen, wo man mir mit Bedauern und höflich mitteilte, daß ich das Opfer eines Irrtums geworden sei«. (18)
In den Streugebieten, mitten unter Slowaken, sind Plünderungen vorgenommen und viele nur deshalb umgebracht worden, weil sie Deutsche waren. Die Greueltaten wurden erst meist nach der Befreiung durch deutsche Truppen bekannt. Zu erwähnen sind hier die Orte Harmanec, Schemntiz, Podbrezová und St. Martin.
In Unterdraschkowz (Dolne Držkovce), eine Krickerhauer Tochtersiedlung, waren die Deutschen der Beschlagnahme von Lebensmitteln, Kleidern, Hausrat und Geld ausgesetzt. In Podbrezová wurden ganze Familien verschleppt, in deren Häusern dann die Plünderer freie Hand hatten. In Liptau St. Nikolaus (Lipt. Sv. Mikuláš) wurden die Schmiedshauer Bauhandwerker Georg G. und Georg M. ohne Anlaß, nur weil sie Deutsche waren, ermordet.
In der Nähe von Zemianske Kostolany hatte der Baron Tarnocy mit seiner Frau einen kleinen Besitz. Obwohl der Baron nie einer deutschen Organisation angehört hatte, wurde die Familie überfallen. Frau und Tochter konnten in die Wälder entkommen, während der alte und kranke Besitzer, der nicht sofort öffnen konnte, einfach durch die Tür niedergeschossen wurde. Der Besitz wurde vollständig ausgeplündert.
Eine Vielzahl umherschweifender Partisanen operierten auf eigene Faust. An

Steinbrüchen und Sandgruben fand man ihre Opfer als vestümmelte Leichen.
Bereits nach dem 20. August 1944 ließ eine Schreckensnachricht in Oberstuben aufhorchen. Fünf Burschen badeten außerhalb des Ortes im Dorfbach, als unvermutet Partisanen vor ihnen standen und sie mitnahmen. Rudolf K. konnte flüchten. Ein Bauer befand sich mit seinem Pferdegespann auf der Heimfahrt von einem Viehmarkt, die Pferde mit dem Wagen kamen ohne den Fuhrmann zu Hause an. In einem Waldweg fand man später die verstümmelten Leichen der Männer. Nach Tagen holten die Partisanen den Augenzeugen K. von der Feldarbeit und brachten ihn nach St. Martin, wo er zu Tode gequält wurde. (19)
In Turz St. Martin (T. Sv. Martin) waren sechs Fundstollener Männer als Baufacharbeiter beschäftigt. Diese wurden von den Partisanen verschleppt. Zwei Arbeiter kamen nach dem Aufstand heim, ihnen half die Tatsache, mit slowakischen Frauen verheiratet zu sein. Die anderen vier Arbeiter sind verschollen geblieben. Sieben unbescholtene deutsche Männer aus Gaidel sind von Orts- bzw. slowakischen Partisanen aus den Häusern geholt und verschleppt worden. Nach der Befreiung fand man sie in Massengräbern.
Welche Ausmaße die Rachgier an Deutschen, die im öffentlichen Leben gestanden haben, angenommen hatten, zeigt der Leidenswqeg des Kremnitzer Ortsgruppenleiters und Bürgerschullehreres Alfons Rott.
Rott wurde bei der Heimreise auf einem Umsteigebahnhof von Kremnitzer Partisanen erkannt und unter Drohung der Erschießung nach Altsohl ins Arrest gesteckt. Die nächste Leidenstation war das Militärgefängsnis in Neusohl und das Internierungslager im Schloß Slovenská Lupča. Außer täglich verabreichten Prügeln auf die schon aufgeplatzte Haut, blieb ihm zusätzliche Dunkelhaft nicht erspart. Beim nächsten Verhör erhielt Rott mehrmalige Schläge mit einer Maschinenpistole ins Gesicht. Das Blut spritzte aus Nase und Ohren. Zum Spott spieen sie ihm ins Angesicht. Der Marter nicht genug, setzte es noch Fußtritte in die Bauchgegend. Partisanen nahmen Rott mit nach Kremnitz, um ihn weiter quälen zu können. Als das »Volksgericht« Rott zum Tode verurteilt hatte, wurde er durch die Straßen der Stadt gezerrt. In der rechten Hand trug er ein Hakenkreuzfähnchen, die Linke mußte er zum Hitlergruß erheben und dabei »Heil Hitler« rufen. Unter weiteren Mißhandlungen wurde er vor das Rathaus geführt, wohin man die erreichbaren Deutschen befohlen hatte. Sie wurden gezwungen, Rott mit Stöcken zu schlagen und anzuspucken, wenn sie nicht selbst abgeführt werden wollten. Die Hinrichtung sollte durch Erhängen vor dem Rathaus vollzogen werden. Der Bürgermeister verhinderte dieses Schauspiel. Daraufhin wurde Rott außerhalb der Stadt erschossen und verscharrt. (20)

Als die Partisanen Kremnitz besetzten, haben sie wahllos Männer und Frauen zusammengeholt und ins Gefängnis geworfen. Manche mußten als Folge von Mißhandlungen ihr Leben lassen. Als jedoch die deutschen Truppen herannahten, brach erst recht die Hölle los. Nun wurde mit Maschinenpistolen wahllos auf die Leidenden geschossen. So überlebten in einem Gefängnisraum nur zwei Frauen schwerverletzt das Massaker. (21)

Der Angestellte Josef S. fühlte sich in Kremnitz von den Partisanen bedroht. Als gebürtiger Blaufußer ist er mit seiner Familie in sein Heimatdorf gezogen. Seinetwegen erschienen am 7. September rote Kundschafter, um ihn gefangen zu nehmen. Zu dieser Zeit war S. weit draußen bei Feldarbeiten. Die Partisanen nahmen seinen 15jährigen Sohn und drei Nachbarn als Geiseln mit und hinterließen seiner Frau die Auflage, ihr Mann habe sich innerhalb von 24 Stunden bei der Kommandantur in Kremnitz zu stellen, sonst würden die Geiseln erschossen. Herr S. stellte sich am nächsten Tage nach Empfang der Hl. Kommunion den Partisanen. Wie Augenzeugen berichteten, wurde S. mit anderen Funktionären der Deutschen Partei, nach einigen Tagen als zusammengeschnürtes Bündel auf einen Lastwagen geworfen und mit unbekanntem Ziel abtranportiert. Er ist seither vermißt.

In brutalster Weise fand Lehrer Anton T. aus Krickerhau den Tod im Ort Kloster (Kláštor p. Znievom). Nach Folterungen u. a. durch Stoßen von Nägeln unter die Fingernägel, mußte auch er auf einen Pferdewagen durch den Ort fahrend die deutsche Fahne halten und den Hitlergruß erweisen. Außerhalb des Ortes mußte er sich sein Grab selbst graben.

In Krickerhau wurden auch an jungen Deutschen, die von ihrem Alter her politisch überhaupt nicht belastet waren, Greueltaten verübt. So erging es zwei Burschen, die bei einem Fliegeralarm in einem Notbunker hinter dem Haus Schutz suchen wollten. Zufällig hielten sich im Hof Partisanen auf, die sie ohne jede Erklärung mitnahmen. Am nächsten Morgen wurden sie am südlichen Ortsende ermordert aufgefunden. Die ausgestochenen Augen, zahlreiche Schnitt- und Schlagwunden über den ganzen Körper verteilt, zeugten von sadistischen Quälereien, denen sie vor ihrem Tode ausgesetzt waren.

Von Hinrichtungen in Krickerhau berichtet der Augenzeuge Anton K.: »Partisanen holten uns 21 Mann aus den Folterkellern des Arbeiterheimes. Wir marschierten in Richtung Pfaffenberg. Bei der ersten Fichtengruppe kam das Kommando, sich im Halbkreis aufzustellen. Vor uns postierte sich ein Offizier in Zivil. Er hielt eine Ansprache: die Unschuldigen müssen für die Schuldigen sterben. Ihr müßt für das büßen, was die Deutschen in Rußland verbrochen haben. Fleischermeister Pöß bettelte um Gnade: »Ihr kennt uns doch alle, wir haben doch nichts verbrochen. Ihr könnt doch nicht den Kindern die Väter nehmen«. Die Schergen berieten derweil. Kurzerhand schrie

ein Partisan dem Kommissar ins Gesicht. »Wenn du mir nicht drei Mann zum Erschießen gibst, dann bist du dran!« Als erster wurde Josef G. aus der Reihe geholt. Er mußte sich bis zur Unterhose ausziehen. Die Horde schlug mit Gummischläuchen auf ihn ein, bis er, mit dem Gesicht nach unten, zusammensackte. Als nächster kam Ignaz G. dran, der in Frankreich beschäftigt war und gerade in der Unglückszeit auf Urlaub nach Hause kam. Sein Betteln, daß er mit Politik nichts zu tun hätte, half nicht. Auch er wurde zu Boden geschlagen.Die Häscher suchten sich als drittes Opfer Anton M. mit den Worten: »Du hast doch einen Geheimsender (gemeint war nur das Radiogerät mit Antenne). M. war schon vorher bei Verhören schändlich zugerichtet worden. Vor den Augen seiner Mutter wurden ihm die furchtbarsten Qualen zugefügt. Die Mutter fiel vor Záni in die Knie und bat, sich ihres Sohnes zu erbarmen und ihm die Gnadenkugel zu geben. Als die Unmenschlichen weiter auf M. einschlugen hatte er kein Schmerzgefühl mehr. Die Partisanen schossen nun mit Maschinenpistolen rings um die Leidenden. Der Qualen noch nicht genug, zerbrach man ihnen die Knochen an Fingern und Händen. Nach diesem grausamen Geschehen wurden die Übrigen in die Keller der Arbeiterheimes zurückgeführt«. (22)

Inzwischen tobten sich die Partisanen und andere verbrecherische Elemente im Orte durch Plünderungen in Geschäften, Handwerksbetrieben, Banken und Sparkassen aus und scheuten selbst vor Mord nicht zurück. Die Frauen bedrohten sie mit Waffen, die Männer verhafteten sie und erpreßten für ihre Freilassung ein Lösegeld.

Angetrunkene Partisanen verunsicherten wiederholt den Mittelort. Wieder wurden die nächtlichen Raubzüge mit Musik über die Gemeindelautsprecher übertönt. Die Bande drang in das Uhren- und Juveliergeschäft S. ein und zog mit reicher Beute ab, aber nur etliche hundert Meter weiter zur Tischlerei S. Angeblich wollten die Partisanen wieder Geld haben. Vielleicht war es nur ein Vorwand. S. wurde aus dem Haus geschleppt und beim Versuch sich zu retten, streckten sie ihn hinterrücks nieder.

Infolge der nächtlichen Überfälle herrschte große Aufregung in der Bevölkerung. Die Partisanenführung sah sich gezwungen, einzugreifen und Abhilfe zu schaffen. Sie erklärten, daß die Raubzüge von auswärtigen Gruppen verübt wurden und gaben dem Zimmermeister W. den Befehl, auf dem Ringplatz einen Galgen zu errichten. Tatsächlich wurde dort ein Mann gehängt. Ob es der wirklich Schuldige war?

Einen Mord der auf sadistische Weise in Neuhau verübt wurde, schildert Frau M. D.: »Eines Abends überfielen vier Partisanen ein Bauernhaus im Oberort. Im darauffolgenden Gerangel verletzten die Eindringlinge drei Männer durch Messerstiche. Die Sadisten vergewaltigen zwei verheiratete

Töchter samt der Mutter und eine aus Deutschland stammende Schwiegertochter. Nach der Schändung verletzten sie diese Frauen durch Stiche am ganzen Körper. Eine zu Hilfe eilende Frau verlor durch Pistolenschüsse ein Auge, dabei kam ein kleines Kind ums Leben. Die Schwiegertochter starb an den Folgen der Stichverletzungen«. (23)

Am 15. September kam es in Honneshau zu einem Mord, der alle Dorfbewohner erschütterte. Herr Silvester P. schildert den Ablauf: »Schulleiter Ernst L. wollte, in Gesellschaft mit dem Lehrer H., in der evangelischen Kirche auf dem Harmonium üben. Um die Mittagszeit kamen in einem PKW zwei Burschen aus Kremnitz. Es waren die Partisanen M. Memčok und J. Donoval, offensichtlich suchten sie Schulleiter L.

Da sie in der Schulleiterwohnung niemanden vorfanden, fuhren die Partisanen zur evangelischen Kirche. Die Lehrer hörten das Nahen eines Wagens. Unheilvolles ahnend, erreichten sie die Kirchentür, wobei sie von den Partisanen erblickt wurden. Die Lehrer verschlossen die Tür von innen und versteckten sich. L. fand ein Plätzchen unter dem Kirchendach, H. kletterte bis ins Turmgebälk. Nachdem die beiden Späher die Kirchentür verschlossen vorfanden, erzwangen sie bei Frau Maria F. die Herausgabe des Zweitschlüssels. In der Kirche suchten die Partisanen jeden Winkel ab. Endlich entdeckten sie L. Nun forderten sie ihn auf, herauszukommen. Da er sich nicht von der Stelle rührte, feuerte Memčok einen Schuß ab. Dieser traf L. tödlich«.

Die Kunde von der Schändung in der Kirche veranlaßte Mutige, Hilfe zu leisten. Einige Männer hatten unterdessen L. ins Freie getragen. H. blieb im Turmgebälk bis die Partisanen verschwunden waren.

Lehrer H. und einige Amtsverwalter der Deutschen Partei suchten Schutz in einem Feldstall im Gemeindegebiet von Deutsch-Litta. Jeden Tag stieg die Witwe Amalia K. auf die 'Scheib', um ihre Kühe zu melken und auch die kampierenden Männer mit Lebensmitteln zu versorgen. Ein Nachbar schöpfte Verdacht und verriet die Frau. Partisanen brachten sie ins Gefängnis nach Kremnitz. Dort wurde sie gefoltert und zum Spott der Schaulustigen durch die Gassen der Stadt getrieben. Kurz vor der Befreiung von Kremnitz wurde Frau K. mit anderen erschossen. (24).

Die Versorgung mit Lebensmitteln der im Wald Untergetauchten oblag den Familienangehörigen. An dieser Stelle muß die Beherrschtheit und der Opfermut der vielen Frauen des Hauerlandes gewürdigt werden. Dem äußeren Anschein nach gingen sie mit Sense, Rechen und Falttuch der unverzichtbaren Feldarbeit nach. In unauffälliger Weise jedoch versorgten sie die Männer mit Lebensmitteln, die an verabredeten Stellen abgelegt wurden. Die Partisanen versuchten diese bäuerlichen Tätigkeiten zu unterbinden und verboten jeden Aufenthalt auf den Feldern.

In Krickerhau fiel ein Vater, der dem Sohn Essen bringen wollte, den Partisanen in die Hände. Sie zwangen ihn, das Versteck des Sohnes und vielleicht auch anderer zu zeigen. Der Vater wußte, was den Versteckten bevorstand und führte die Partisanen in eine falsche Richtung. Dort rief er nach dem Sohn, doch dieser meldete sich nicht. Ihm hat er das Leben gerettet, vom Vater sah und hörte man nichts mehr.
In Hochwies mußte sich Wilhelm M. auf dem neuen Friedhof für seine Hinrichtung das eigene Grab schaufeln, nur weil er vor Jahren einen Kommunisten geschlagen hatte. Josef S. aus Paulisch wurde bis zur Besinnungslosigkeit geschlagen und zum Ertrinken in einen Bach geworfen. Nach dem Auffinden waren noch grausame Verunstaltungen wie abgeschnittene Ohren und ausgestochene Augen festzustellen.
Es gab auch andere Methoden, die Dezimierung der deutschen Bevölkerung zu beschleunigen. Am 18. September 1944 sollten 36 Mädchen und Frauen von Deutsch-Proben verschleppt werden, wie die bei der überstürzten Flucht der Partisanen vorgefundenen Listen zeigten. Als erste sollten Frauen derjenigen Männer an der Reihe sein, die entweder nicht mehr am Leben waren oder sich bis dahin noch nicht gemeldet hatten. Der schnelle Vormarsch der deutschen Befreier machte diese Absicht zunichte.
Ebenso fand man in Zeche im Gemeindehaus eine Liste mit 17 Namen von Männern, die am 19. September erschossen werden sollten. Das Massengrab war bereits ausgehoben, ein Geviert zwei mal drei Meter, ein Meter tief, am Ortsende neben der Straße nach Deutsch-Proben.
Am 8. September wurden mit einem Lastwagen die Gaidler Männer Josef P., Erwin J., Alfons P., Johann S., Ladislaus E. und von Deutsch-Proben die Männer Josef N. und Ferd. Z. über Turz St.-Martin nach Necpaly in ein Jagdschloß transportiert, in dem ein sogenanntes 'Nationales Volksgericht' amtierte. Am nächsten Tag sollten die Festgenommenen die Brutalität und die Gewalt zu spüren bekommen. Als erster wurde Josef P. zum Verhör gerufen. Als er vom Verhörraum zurückkam, hatte er ein Schriftstück mit seiner von den Partisanen erzwungenen Unterschrift in der Hand mit dem Urteilsspruch: »Wegen Waffenbesitz festgenommen«. (Josef P. hatte zu keiner Zeit Waffen). Nach dem damaligen Partisanengesetz »Wer im Besitz von Waffen ist, wird erschossen«, hat er sein Todesurteil unterschrieben. Kurz darauf holte man Josef P. abermals. Lange waren seine Schmerzensschreie zu hören. Als Alfons P. bereits nach 15 Minuten vom nächtlichen Verhör kam, hatte er auch das von den Partisanen erzwungene Protokoll unterschrieben. Desgleichen erging es Erwin J. Um vier Uhr in der Frühe überstand Johann S. das zweite Verhör. Ihm wurde ins Gesicht geschrien: »Nicht nur ihr, auch die Kinder, sogar die Kinder im Bauch der Frauen werden erschossen.«

Um acht Uhr morgens wurden die Todesurteile für die Deliquenten verlesen. Die damals 'selbsternannten' Volksgerichte haben die Urteile verkündet und auch gleich vollstrecken lassen. Am Dorfbach in Necpaly wurden alle sechs Männer erschossen und mit dem vorher noch selbst erhängten Kameraden Josef P. in ein Loch im trockenen Teil des Bachbettes geworfen. Bei mehr Wasser ward das Grab zugeschlämmt. Nach der Befreiung haben die Gaidler ihre Toten in die Heimat überführt. (25)

Am 11. November 1944, bereits nach der Befreiung der Dörfer, überfielen etwa 400 Partisanen zum dritten Mal die Gemeinde Fundstollen. Die Kälte und der Hunger zwang die in den Bergen Kampierenden, sich mit Lebensmitteln zu versorgen. Vorposten der Partisanen trafen mit Wachposten des Heimatschutzes zusammen. Diese verfielen dem Trugschluß, es seien Angehörge der Wlassov-Armee. Als der Heimatschutz die Täuschung erkannte, hatte ein Partisanenoffizier das Telefonkabel bereits gekappt. Somit konnte für den Ort keine Verstärkung aus Deutsch-Proben angefordert werden.

Unterdessen verlangten Partisanen in einem Gasthaus nach Getränken. Sie fragten den Wirt nach der Stärke des Heimatschutzes. Als der Wirt von etwa 2000 Mann sprach, hatten es die Durstigen sehr eilig, abzurücken. Eine andere Partisanengruppe organisierte derweil Lebensmittel und Getränke.

Beim Abzug nahmen die Partisanen drei Geiseln mit; angeblich sollten diese nur den Weg zeigen. Nach Monaten fand man die Verschleppten auf dem Kamm der Magura ermordet. Sie hingen unbekleidet an Bäumen, mit den Köpfen nach unten. Unter den Toten konnte man Feuerstellen erkennen. (26)

Es hatten nicht nur Männer im öffentlichen Leben um ihr Leben zu fürchten, es war das Ziel der Herrschenden, das Deutschtum allgemein zu dezimieren. Für viele boten die vertrauten Wälder für kurze Zeit Schutz. Doch mußte der Standort laufend gewechselt werden. Das Heranholen von Verpflegung zu nächtlicher Zeit wurde immer riskanter. Um der im Wald versteckten Männer habhaft zu werden, übten die Partisanen immer mehr Druck auf die Angehörigen aus. In Schmiedshau wurden beim Austrommeln die Namen von 40 gesuchten Personen verlesen. Es hieß, wer diesen Unterkunft, Verpflegung oder Schutz gewährt, ihr Versteck kennt und es nicht anzeigt, wird sofort erschossen. Als sich durch die wiederholten Drohungen die Männer nicht stellten, griff das Partisanenkommando in Deutsch-Proben unter Kommissar Šofčik, zu 'scheinbar' milderen Tönen. Er versprach ihnen Straffreiheit, wenn sie sich freiwillig melden. Das Drängen der Frauen machte die Männer mürbe. Die Frauen der Gesuchten hatten unter dem psychischen Terror sehr zu leiden. Sie fürchteten die entwürdigenden Verhöre. Täglich wurde ihnen gedroht, daß sie mit ihren Kindern verschleppt und die Häuser niedergebrannt würden.

Die Schmiedshauer Männer blieben standhaft. Die Männer aus Deutsch-Proben (außer dreien) gaben ihr Versteck auf. Sie meldeten sich. Dieser Meldegang ins Rathaus wurde ihnen zum Verhängnis. Im Rathaus wurden sie verhört und geschlagen, nur weil sie Deutsche waren und sich für die Erhaltung der kulturellen und wirtschaftlichen Besitzstandes ihrer Volksangehörigen eingesetzt hatten. Der slowakische Minderheitenlehrer von Deutsch-Proben bat auf Knien vor Šofčik vergeblich um das Leben der untadeligen Männer.
Nach fünf Tagen Folter und strenger Verhöre, bestiegen 33 Männer auf dem großen Marktplatz einen Lastwagen. Die Fahrt ging nach Nováky in das bereits geräumte KZ. Das ehemalige Judenlager war nur Durchgangsstation für die Deutsch-Probener Gefangenen, sie wurden als 'schwere Fälle' weitergereicht.
Der weitere Leidensweg konnte von dem slowakischen Abgeordneten Klimko aus Priwitz berichtet und Frau Vilma E. aus Deutsch-Proben, dokumentiert werden: »Zusammen mit den Probener Häftlingen ist auch Klimko nach dem Ausladen an einem unbekannten Ort nach Neusohl getrieben worden. Kolbenhiebe und Fußtritte beschleunigten die Gangart. Bei den pausenlosen nächtlichen Verhören wurden Menschen vor ihren Augen von sadistischen Peinigern erschlagen. In den Morgenstunden brachte man die Probener, die von den Verhören schwer gezeichnet waren, in einem Lkw zu einem Waldstück bei dem slowakischen Ort Mičina, wo sie erschossen wurden. Herr Klimko hat sich in Neusohl für eine hohe Geldsumme freigekauft«.
Der Deutsch-Probener Bahnhofsstationsvorsteher F. und sein 16jähriger Sohn, kehrten im November 1944 als Verschleppte heim. Sie selbst waren Zeuge der Massenhinrichtung in Mičina. Sie konnten aufgrund ihres Flehens und der Erklärung, tschechischer Herkunft zu sein, der Hinrichtung entgehen. Nach ihren Aussagen haben sie die Todesschüsse gehört. Vor der Hinrichtung mußten sich die Probener sämtlicher Kleider entledigen, damit später keine Identifizierung möglich war. Das geschah am 10. September 1944.
Beim Freilegen der Massengräber bei Mičina war unter anderen auch Johann K. aus Schmiedshau dabei, er berichtet: »Bei den Ausgrabungen von ca. sechzig Leichen bin ich selbst Augenzeuge gewesen. Die Gräber waren zu dem Zeitpunkt nicht alle freigelegt. Unter den Toten waren Männer, Frauen und Jugendliche. Unser Interesse richtete sich auf die Opfer aus den deutschen Orten. Die meisten Opfer waren Slowaken . . . Je nach Umfang der hierher gebrachten Menschentransporte wurden im Anschluß an die zugeschütteten Gräber ein neues Massengrab errichtet. (27)
Ein Ort von kaum zu überbietender Grausamkeit und bestialischer Morde war Sklabina bei Turz St.-Martin (T. Sv. Martin). Das Massengrab ist erst im November 1944 entdeckt worden. Demnach gelangten die Aussagen über

Folter, Hinrichtung und Fundort sehr spät an die Hinterbliebenen der Opfer. Über das Auffinden der Gräber bei Sklabina bei T. St. Martin berichtet Josef F., Batteriemelder bei der »SS-Div. Wessel: »Ende November 1944 kamen wir über Lučenec in das Partisanenaufstandsgebiet. Wir machten sehr viele Gefangene, unter denen sich eine große Anzahl russischer Frauen im Offiziersrang befanden. . . . Meine Einheit bezog eine Ruhestellung in einem kleinen Badeort . . . Meine Gruppe erhielt den Befehl, in der Umgebung ein günstiges Übungsgelände zu erkunden. Als wir uns einem Walde näherten, war starker Verwesungsgeruch zu vernehmen. An Ort und Stelle angelangt, konnten wir uns davon überzeugen, daß mehrere 1,20 bis 1,50 Meter lange Vertiefungen Leichen enthielt, die mit einer dünnen Schicht Erde und einigen Ästen überdeckt waren.
Wir eilten in den nächstliegenden Ort und stellten den Bürgermeister darob zur Rede. Dieser tat, als wüßte er von nichts. Wir forderten ihn auf, mitzukommen. Beim Massengrab angekommen, kam er spärlich mit der Sprache heraus. Er sagte, daß vor etwa zwei Monaten solange die Partisanen dieses Gebiet noch besetzt hielten, ein schwarzes Auto tagtäglich Menschen in den Wald fuhr, die sich dann ihr Grab selbst ausgraben mußten und nach grausamen Folterungen erschossen wurden.« (28)
Eine von vielen Praktiken, denen die Todeskandidaten in Sklabina vor ihrer Hinrichtung durchstehen mußten, sei hier aufgeführt: die Verhafteten wurden nach einem Verhör auf eine Wiese getrieben, wo bereits an die 100 Männer lagerten, die von Spuren schwerer Mißhandlungen gezeichnet waren. Die Partisanen, die Wache hatten, nahmen sich ab und zu einen vor, der den Oberkörper freimachen mußte und dann der sogenannten 'Sonderbehandlung' unterzogen wurde. Diese bestand aus Peitschen- und Stockhieben, Fußtritten und nicht selten Schlägen mit dem Gewehrkolben. (29)
Ing. Herzog aus Krickerhau wurde in Sklabina zusammen mit einem katholischen Priester in einem Keller gefoltert., Der Geistliche mußte sich barfuß auf einen Betonsockel stellen, dann wurden ihm mit dem Gewehrkolben die Zehen zerschlagen. Darauf legten sie seine Finger in einen Schraubstock, der zusammengedreht wurde, wobei Schläge mit Gewehr und Stock auf den Gequälten niedersausten. Als er ohnmächtig zusammensackte, begoß man ihn mit Wasser, bis er wieder zu sich kam. Dann war Ing. Herzog an der Reihe. Zwei Jungen aus Krickerhau, die mehr zufällig nach Sklabina geraten waren, wurden gezwungen, der Folterung zuzusehen, damit sie wüßten, was den Deutschen bevorstand. Bevor man sie laufen ließ, mußten sie dem Folterknecht F. Záni versprechen, über das Erlebte zu schweigen. (30)
Der gleiche F. Záni verherrlicht in seinem Buch »Handlovčania v boji za slobodu« (Handlovaer im Kampf um die Freiheit) den Aufstand, verschweigt

aber, daß er am Mord zahlreicher unschuldiger Deutscher mitschuldig ist.
Ein deutscher Partisanenmitläufer aus Fundstollen war über das Hinschlachten der Menschen in Sklabina so entsetzt, daß er flüchtete. Aus seinem Ort sind sechs Männer nach Sklabina gebracht und nach Mißhandlungen ermordet worden. Der Gemeindevorsteher Adolf R. wurde zuerst gepeinigt, dann mit zerschundenem Körper in die Regennacht gejagt, um in der Kälte zu erfrieren. Da er am Morgen noch lebte, wurde er mit einem Genickschuß erledigt. Nach der Identifizierung des Ignaz D. aus Fundstollen stellte man fest, daß ihm die Geschlechtsteile fehlten und ein Hakenkreuz auf der Stirn eingebrannt war.
Dem Leiter des Deutsch-Probener Heimatmuseums Anton W. wurden durch Prügeln die Zähne zertrümmert und die Nase abgeschlagen. Silvester S., ein Deutsch-Probener, den eine slowakische Angestellte beschuldigte, mit slowakischer Kundschaft schlecht umgegangen zu sein, wurde nach totaler Entkräftung von einem Partisanenweib bei den Haaren gepackt und mit den Worten: »Kleiner, fürchte dich nicht, es tut nicht weh!« erschossen.
Gastwirt Storzer aus Fundstollen ist Augenzeuge der Vorgänge in Sklabina. Als er nach dem Peinigen mit den noch Überlebenden durch einen Hohlweg gehen mußte, war er ziemlich weit vorne, so daß er aus der Schußlinie war und entrinnen konnte. S. kann bezeugen, daß einer Frau auf der Brust und an mehreren Stellen des Körpers Hakenkreuze eingeschnitten wurden. (31)
In einem Massengrab bei Sklabina konnten neben zwei entkleideten Mädchen der Gastwirt Paul F. aus Krickerhau identifiziert werden. Außer der eingeschlagenen Schädeldecke und aufgeschnitteten Brust mit herausgeschnittenem Herz, konnten Schnittwunden am Unterschenkel, in welche Salz gestreut worden war, festgestellt werden. Um in den Besitz des Eherings zu gelangen, der sich nicht abstreifen ließ, wurde ihm der Ringfinger abgehackt. (32)
Es erwies sich, daß man die Opfer an Bäume, die als Marterpfähle dienten, gebunden hatte, um diese Schändungen vornehmen zu können. Im gemischten Massengrab fand man neben Deutschen, auch slowakische Patrioten, die nach erfolgtem Genickschuß hineingeworfen wurden.
Am 1. September 1944 wurde Glaserhau von den Aufständischen in Besitz genommen. Es erlebt am 21. September seinen blutigsten Tag, an dem bis auf wenige Ausnahmen sämtliche männliche Personen zwischen 14 und 60 Jahren ermordet wurden.

Eidesstattliche Aussage von Msgr. Josef Pöss:
»Über das grauenhafte Geschehen im Herbst 1944 in meiner Pfarrei Glaserhau kann ich aus eigenem Erleben folgendes unter Eid berichten.

In der zweiten Augusthälfte sickerten Gerüchte vom Auftreten von Partisanen in der nördlichen Slowakei durch. Auch von Morden wurde erzählt, doch erfuhr man nichts Sicheres, wollten es auch nicht glauben, lebten wir doch still und zufrieden weitab vom Lärm des großen Krieges in unserer dörflichen Abgeschiedenheit. Doch nur zu bald sollten wir erfahren, daß die Gerüchte wahr waren. In den letzten Tagen des August waren die umliegenden slowakischen Ortschaften von Partisanen besetzt. Die nächste deutsche Gemeinde Oberstuben war schon am 30. August in Partisanenhänden. Vom 30. auf den 31. August erlebten wir die erste schreckliche Nacht. Von Oberstuben kam eine Partisanenabteilung nach Glaserhau und sprengte den etwa drei Kilometer langen Tunnel auf der Strecke Glaserhau-Krickerhau. Danach zogen sie wieder ab und wir hatten noch Ruhe.

Die endgültige Besetzung Glaserhaus erfolgte am Freitag, 1. September 1944, 12 Uhr mittags. Ich war gerade von einem Versehgang heimgekommen und wollte mich zum Mittagessen setzen, als wir durch Gewehrschüsse aufgeschreckt wurden. Wenige Augenblicke darauf, war das Schulhaus neben der Kirche umstellt, an jeder Ecke ein MG. Man suchte den Lehrer Hans Höfner, der aber rechtzeitig geflohen war. Dann wurde bekanntgegeben, daß alle Rundfunkgeräte, Fototapparate, Jagdwaffen usw. am Gemeindeamt abgegeben werden müßten. Ich trug mein Radio und meine Kamera selbst auf das Gemeindeamt. Dann blieb es bis gegen Monatsende ruhig. Wohl mußten Männer und Burschen tagelang Munition tragen, doch wurden sie dafür bezahlt, erhielten Bier und Zigaretten und kamen abends immer nach Hause. Am späten Nachmittag des 20. September kamen ganz andere Partisanengruppen ins Dorf und zogen bis zur Bürgerschule im Oberort. Sie hatten diesmal auch schwere Waffen, Geschütze und dergleichen mit. Ich verstand ja nicht viel davon. Auch die ersten weiblichen Partisanen sah ich bei dieser Gelegenheit. Dieser Aufmarsch ließ uns schon nichts Gutes ahnen. Etwa um sieben Uhr abends kam noch Herr Hacaj, einer der wenigen slowakischen Pfarrangehörigen, und machte mich aufmerksam, wenn ich noch etwas Verdächtiges hätte, es verschwinden zu lassen. Die Partisanen würden eine »Razzia« machen, er müsse sie begleiten. - Ich wartete auf die »Razzia«, doch niemand kam. So ging ich mit meinen Angehörigen ziemlich spät zu Bett. Ich schlief trotz der Sorgen gut und stand am andern Morgen zur gewohnten Stunde auf.

Als ich in der Nähe des Pfarrhauses Schüsse, Frauenschreie und Kinderweinen hörte, wurde ich unruhig und begab mich in die Kirche, um die hl. Messe zu feiern. Unterwegs hörte ich, daß man nachts Männer aus den Betten geholt und entweder zum Bahnhof oder zur Bürgerschule gebracht hätte. Als ich aus der Kirche kam, wurde gerade öffentlich durch Austrommeln

bekanntgemacht, daß sich alle Männer von 15 bis 60 Jahren bei der Bürgerschule zu versammeln hätten. So ging ich mit meinem Vater und meinem Knecht dahin. Später erfuhr ich, daß man mich bereits während des Gottesdienstes gesucht hätte, um mich abzuholen. Unterwegs begegnete uns schon eine Schar Männer, die von schwerbewaffneten Partisanen durch den Ort zum Bahnhof getrieben wurden. Ich meldete mich beim damaligen Bürgermeister Großmann und fragte, ob auch ich kommen müßte. Auf seine Anfrage beim sowjetischen Kommandanten wurde geantwortet, daß ich auf alle Fälle mitmüßte, es würde nicht lange dauern. Einige Männer meldeten sich krank und wurden zrückgestellt. Die übrigen mußten antreten, es ging zum Bahnhof. Dort stand ein langer Güterzug bereit, in den wir verladen wurden. Die Frauen ahnten wohl nichts Gutes und umstanden weinend und händeringend das Bahnhofsgelände. Es durfte sich aber keine dem Zug nähern. Inzwischen war es Mittag geworden; der Zug setzte sich langsam in Richtung Oberstuben in Bewegung. Wir waren der festen Meinung, wir würden zu Erdarbeiten eingesetzt und am Abend wieder heimkommen. Beim Bahnwärterhäuschen in der Nähe des »Ebenen Waldes« hielt der Zug. Durch die Luken der Güterwagen konnten wir sehen, wie aus einigen Waggons etwa 20 bis 30 junge, kräftige Männer geholt wurden. Sie wurden mit Pickeln und Schaufeln ausgerüstet und zum Wald geführt, wo sie am Fuß der Böschung einer Nebenstrecke, die zu einem Feldflugplatz führte, zu graben begannen. Mit uns andern fuhr der Zug einige hundert Meter weiter, daß wir das Gelände nicht einsehen konnten. Die Stimmung im Waggon - wir waren etwa 45 Mann - war recht gedrückt. Ich erinnere mich, wie ein Mann sagte: »Jetzt werden wir wohl erschossen. Ist nur gut, daß wir den Pfarrer da haben. Er kann uns noch den Segen geben, und dann in Gottes Namen.« Bald darauf wurde die Tür aufgerissen, wir mußten aussteigen. Auch der nächste Waggon ging auf, die Männer kamen heraus. Da sah ich meinen Vater und trachtete, zu ihm zu kommen. In Dreierreihen ging es zurück dahin, wo die ersten gegraben hatten. Hier merkten wir gleich, daß unser Massegrab vorbereitet war. Die Männer, die gegraben hatten, standen in der Grube. Sie war etwa acht Meter lang, 1,5 Meter breit und 50 bis 60 Zentimeter tief. Wir mußten etwa 60 Mann hineinspringen. In etwa sechs bis acht Meter Entfernung waren um die Grube vier leichte und ein schweres MG aufgestellt, die auf uns gerichtet waren. Jetzt wußten wir, daß unsere letzte Stunde geschlagen hatte. Wir waren alle im ersten Schreck wie gelähmt. Die Männer begannen zu bitten und zu jammern. Doch es half nichts. Ein Russe, ganz in Leder gekleidet, gab das Zeichen, die MGs feuerten los. Ich ließ mich beim ersten Schuß fallen und war bald von Toten und Verwundeten bedeckt. Ich konnte aber alles hören, was gesprochen wurde. Das Schreckliche dieser Augenblicke zu

beschreiben, fehlen mir die Worte. Ich glaube, die Hölle kann auch nicht schlimmer sein.
Durch die MG-Salven waren die meisten tot oder schwer verwundet. Die noch ein Lebenszeichen gaben, wurden durch Handgranaten oder MPistolen einzeln erledigt. Die Köpfe der meisten waren so zerschlagen, daß sie später nicht mehr oder nur anhand von Kleiderfetzen identifziert werden konnten. Ich selbst hatte bisher nur einen Handgranatensplitter abbekommen und spürte, wie das Blut am Körper hinunterrann. Neben mir muß auch noch einer gelebt haben, denn noch einmal hieß es: »Tam sa ešte jeden hýbe.« (Dort rührt sich noch einer). Es krachte wieder ein Schuß. Er ging knapp an meinem Kopf vorbei durch meien linken Unterarm. Vorher hatte ich noch Herrn Stanzel, der eine slowakische Frau hatte, gehört, der bat, man möge ihn doch herauslassen, er sei doch Slowake. - Antwort: »Čo ty švábská svina.« (Was, du schwäbische Sau), eine Handgranate und er war erledigt. Wie schon



Freilegung des Massengrabes bei Glaserhau im Oktober 1944

gesagt, kann ich die Gedanken und Gefühle in diesen Minuten nicht wiedergeben. Ich segnete still die Leute, erweckte Reue und Leid und wartete auf den Tod. Ich brachte aber kein ganzes »Vater unser« zusammen. Nach dem Schuß in meinen Arm wurde es still.
Darauf wurde mit dem Zuschaufeln begonnen, gerade dort, wo ich lag. Ich überlegte, wie ich herauskommen könnte und hielt mich ganz ruhig. Erstikken konnte ich nicht, da die Grube nicht tief war, die Erde trocken und hart. Ich hörte einen russischen Befehl, und die Partisanen schienen sich zu entfernen. Ich fürchtete aber, daß ein Wachposten zurückgeblieben sei. Ich wollte aber alles auf eine Karte setzen und wühlte mich aus der Erde, um zu fliehen. Doch merkte ich von mir abgewandt einen Mann in der Uniform eines Eisenbahners, der noch an den Leichen herumsuchte. Als er sich entfernt hatte, suchte ich nach meinem Vater, sah ihn in etwa zwei Meter Entfernung tot durch einen Kopfschuß. Ich mußte nun versuchen, mich zu retten.
Ich lief geradeaus über die Wiesen zum Turzbach, dort versteckte ich mich für einige Minuten in einem Dorngebüsch, um etwas auszuruhen, und lief dann im Wasser des Baches weiter, um keine Blutspuren zu hinterlassen, in Richtung Agricola-Mühle, die etwas außerhalb des Dorfes stand. Unterwegs hatte ich eine Frau, die ahnungslos auf den Wiesen beim Grummet arbeitete, zu meiner Mutter und Schwestern ins Pfarrhaus geschickt, um diese zur Flucht zu bewegen, denn beim Massengrab hatte einige geschrien: »Die Männer haben wir, jetzt kommen Frauen und Kinder dran.« Ich bestellte sie zu einem bestimmten Acker der Pfarrfelder, wo wir uns treffen wollten, um gemeinsam in Richtung Neutratal zu fliehen, wo bereits deutsche Truppen stehen sollten, die gegen die Partisanen angetreten waren.
Als ich in die Mühle eintrat, ging die Schießerei wieder los, da wurden die zweiten hundert erschossen. Ich selbst lief, nachdem ich etwas Wasser getrunken hatte, wieder weiter, traf einen mir bekannten alten Mann, Josef Kappl. Er schnitt meine Hemdsärmel ab und verband notdürftig meine Wunden. Nach einigem Warten an der verabredeten Stelle des Pfarrfeldes kamen meine Angehörigen, und wir machten uns auf den Weg durch die Wälder nach dem Westen zu in Richtung zu den vermuteten deutschen Linien. Aber am Abend, als es schon dunkelte, liefen wir einer anderen Partisanengruppe in die Hände und wurden verhaftet. Die Frauen und Kinder, die schon bei uns waren, wurden in einem Waldhegerhäuschen eingesprerrt. Ich selbst wurde mit einem kaum 14jährigen Jungen Otto Antoni, der bei mir in Kost und Wohnung war, weggetrieben. Nun ging es die ganze Nacht zurück über Chrenovec, Ráztočno über den Ziegenrücken nach Kuneschhau bis nach Kremnitz, wo wir zuerst in die Kaserne gebracht und dann dem dortigen Partisanenkommandanten, einem höheren tschechischen Offizier, im Gymnasium

vorgeführt wurden. Hier nach der Ursache meiner Verwundung gefragt, erhielt ich auf meine Antwort, ich hätte sie von Partisanen erhalten, die ersten gründlichen Prügel, so daß ich mich nur so auf dem Boden wälzte. Nach einem kurzen Verhör wurden wir beide - Otto und ich, wir blieben die ganze Zeit unserer Haft beisammen - in ein Auto verladen und schwerbewacht nach Neusohl (Banská Bystrica) abtransportiert.
Dort wurden wir erst von einer Stelle zur anderen geschoben und landeten gegen Abend bei der GPU, die hier schon schwer tätig war. Immer waren vier Mann dabei. Einer, der diktierte, der andere, der schrieb, einer, der ständig die Pistole in den Nacken drückte, und der vierte, der den Gummiknüppel handhabte. Vorgeworfen wurde mir, ich hätte zum Widerstand gegen sie aufgerufen; ich hätte einen Geheimsender auf meinem Kirchturm und man hätte Waffen in meiner Pfarrkirche in der Sakristei und unter dem Altar gefunden. Bei diesem ersten Verhör ging es mir noch leidlich ab, schlimm erging es aber Otto, der gegen mich aussagen sollte. Als er wieder vom Verhör kam nach etwa zwei Stunden, hatte er einen hochroten, dick geschwollenen Kopf.
Für diese Nacht ging es dann ins Stadtgefängnis, gleich neben der Bischofskirche, in der ich vor vier Jahren die Priesterweihe empfangen hatte. Wir waren recht müde und hungrig. Wir hatten seit Mittwochabend nichts mehr gegessen und getrunken - jetzt war es Freitagabend. Durch inständiges Bitten ließ sich der Gefängniswärter erweichen, und ich konnte einen kleinen Zettel ins Priesterseminar schicken, von wo ich Essen erbat und es auch bald bekam. In einer Zelle für zwei Mann waren wir schon vier. Die anderen zwei waren Slowaken, ein Professor und ein Bezirksrichter. Ihre Namen sind mir entfallen. Man hatte uns vom Seminar auch zwei Decken gebracht, so schliefen wir infolge der Übermüdung diese Nacht recht gut.
Am andern Morgen, Samstag, 23. September 1944, wurden wir wieder aus der Zelle geholt, auf einen offenen Lastwagen verladen, und weiter ging es nach Osten. Gegen Mittag wurden wir auf dem alten Schloß in Slovenská Lupča abgeliefert. Dort hatten die Partisanen alle Zöglinge der Schulbrüder, die dort eine Erziehunganstalt für gefährdete Jugendliche unterhielten, entlassen. Ich wurde von dem Leiter dieses Konzentrationslagers, einem Juden namens Staudinger, speziell in Empfang genommen. Er brachte mich sofort in seine Privatgemächer, Nur dem Umstand, daß er zum Mittagessen gerufen wurde, habe ich es zu danken, daß ich der ersten schlimmen Tortur entging. Wie ich später erfuhr, wurde aus den Zimmer Staudingers mancher leblos herausgeschleppt.
Ich wurde in den Turnsaal des Schlosses gebracht, in dem sich schon viele Männer befanden. Ich traf manche Bekannte aus den Nachbargemeinden meiner Pfarrei. Am Abend wurde noch einmal ein Schub in den Saal

gebracht, etwa 25 Mann, alles Bekannte aus meiner Heimatgemeinde Krikkerhau. Nun war der Saal voll belegt. Wir waren 180 Mann. Darunter waren auch einige Schwerkranke. Dreimal am Tag wurden wir zum Essen geholt: eine dünne Salzwassersuppe und eine durchsichtige Scheibe Brot. Einmal durften wir im Hof spazieren gehen, d.h. wir wurden getrieben. Als wenige Tage nach mir mein Freund Kaplan Hickl Lukas auch eingeliefert wurde, begannen wir, die Spaziergänge zum Beichthören unserer Mitgefangenen zu benützen. Wir rechneten mit dem Tode. Ich selbst wurde fast jeden Tag nachmittags gegen vier Uhr geholt und erhielt meine Schläge. Das Schloß war in diesen Wochen mit etwa 500 bis 600 Häftlingen belegt. Darunter befanden sich sehr alte Männer und Frauen, ja selbst Säuglinge waren dabei.
Einmal wurde eine Abteilung zur Arbeit geholt. Ich hatte mich auch gemeldet, doch wurde ich zurückgestellt.
Die ersten zwei Wochen waren sehr schlecht, doch dann wurde der Kommandant Staudinger abgelöst und das Lager dem Befehl regulärer slowakischer Gendarmerie unterstellt. Unter ihnen befanden sich einige, die sehr gut zu uns waren. Ich erinnere mich eines gewissen Stastny, der half, wo er konnte. Während meiner Haftzeit wurde ich noch mehrfach zu Verhören geholt. Eines davon dauerte über 4 Stunden. Das Schlimmste war die Ungewißheit über unsere Zukunft. Verschiedene Gerüchte liefen um, die wenig ermutigend waren. Aber am 24./25. Oktober wurde es unruhig unter unseren Wachmannschaften, hörte man doch in ziemlicher Nähe Geschützfeuer. Was würde wohl mit uns werden? Bei einem Besuch in den ersten Wochen hatte doch Fero Zány, ein Partisanenanführer aus Krickerhau, zu einem internierten Landsmann gesagt: »Bevor wir euch den Deutschen lassen, sprengen wir das ganze Schloß in die Luft. Wir haben genug Dynamit aus dem Bergwerk geholt.«

Bevor am 25. Oktober das Abendessen ausgegeben wurde, waren unsere Wachposten ausgerückt, hatten uns aber eingeschlossen zurückgelassen. Doch bald wurden die Türen mit Hilfe von primitiven Mitteln aufgesprengt, und wir verließen vorsichtig unser Gefängnis. Jeder versuchte sich zu retten. Als wir den Schloßberg hinunterstiegen, es war bereits etwa 22.30 Uhr, feuerten plötzlich von irgendwoher schwere MGs in unsere Richtung. Jeder ging in Deckung, so gut er konnte. Otto und ich hatten uns bei einem Bauernhof auf den Misthaufen verkrochen und trachteten, nachdem das MG-Feuer aufgehört hatte, einen Heuboden zu gewinnen, um uns dort zu verstecken. Aber eine slowakische Frau hatte uns gesehen und den Partisanen verraten. Wieder wurden wir festgenommen, jenseits der Straße an eine Mauer gestellt. Nun schien doch noch unser letztes Stündlein gekommen zu sein, denn es hieß: »Ihned' odstrelit'« (Sofort erschießen). In dieser letzten Not

kam uns unerwartet von einem slowakischen Leutnant Hilfe, der vorbeikam und die Exekution verhinderte und uns aus den Händen der Partisanen befreite. Er sperrte uns über Nacht in eine Gastwirtschaft, ließ uns aber, als sich unsere Aussagen über die Verhältnisse im Schloß bewahrheiteten, am nächsten Morgen laufen. Aber was nun und wohin? In Slovenská Lupča wimmelte es von Partisanen und Soldaten. Der Eisenbahnverkehr war lahmgelegt, da von Altsohl (Zvolen) her schon deutsche Verbände vorrückten. Eine gute slowakische Familie nahm uns trotz der Gefahr für sie auf, gab uns zu Essen, versteckte uns und versorgte uns mit frischer Wäsche.
Am 27. Oktober rückten die deutschen Truppen in Slov. Lupča ein. So waren wir endlich frei. Wir wurden gleich nach Neusohl gebracht, von dort nach Kremnitz, wo wir noch einmal über Nacht bleiben mußten. Am 29. Oktober - Christkönigsfest - kam ich etwa um zehn Uhr in Glaserhau an, gebrochen an Leib und Seele. Kein Mensch erkannte mich zunächst.
Das Pfarrhaus war arg mitgenommen. Zwei Granattreffer hatten eine Ecke vollkommen zerstört. Von meinem Besitz und Hausrat fand ich nichts mehr vor. Alles war geplündert und geraubt worden. Mein ganzer Viehbestnd war weggetrieben. Der Schaden betrug etwa 300.000 slowakische Kronen.
Ich mußte mich erst wieder ans Leben gewöhnen. Das Überleben schien mir immer noch wie ein Wunder, daß ich das alles erlebt, erlitten hatte und nicht umgekommen war.
Das Massengrab am »Ebenen Wald«, wo ich mit der ganzen trauernden Gemeinde die Ermordeten einsegnete, legt, solange es besteht, Zeugnis von dem schrecklichen Geschehen ab.
Meine Pfarrgemeinde Glaserhau hatte in diesen Schreckentstagen insgesamt ca. 200 Männer verloren. Es gab keine Familie ohne Trauer«. (33)

Jeder Ort hatte seine Opfer zu beklagen. Aus zahlreichen, über das ganze Gebiet verstreuten Gräbern wurden diese Opfer nach dem entgültigen Zusammenbruch des Aufstandes von beherzten Männern geholt und unter Teilnahme der gesammten Bevölkerung in der Heimaterde zur ewigen Ruhe gebettet. Bei vielen allerdings blieb das Suchen und Forschen umsonst.

Zwangsarbeiten

Bereits am zweiten Tag der Partisanenbesetzung wurde den männlichen Bewohnern in Unter- und Oberturz durch Austrommeln bekanntgegeben, sich am nächsten Morgen auf dem Dorfplatz einzufinden. Nach einer kurzen Drohrede hatten sich die Männer Schanzwerkzeuge zu holen. Die Partisanen

drohten mit Erschießen der Angehörigen, wenn nicht alle erscheinen. Allmorgendlich zogen Arbeitsgruppen unter strenger Bewachung in die nähere oder weitere Umgebung, um Laufgräben auszuheben und Panzersperren zu errichten.
Eine Gruppe Oberturzer marschierte täglich 10 km nach Stará Kremnička. Anfangs schleppten sie sich jeden Abend denselben Weg nach Hause. Später wurden ihnen Güterwaggons als Nachtlager zugewiesen, um morgens gleich an verschiedenen Orten für Erdarbeiten eingesetzt werden zu können.
Der überraschende Vorstoß deutscher Verbände in das »Obere Neutratal« brachte die Aufständischen in arge Bedrängnis. Sie fürchteten, daß deutsche Panzerspitzen in schneller Folge über Oslany nach Priwitz vordringen könnten. Es galt, im Vorfeld der Kreisstadt, im Raum Nováky - Koš, Verteidigungsanlagen zu errichten. Dafür bedienten sich die Partisanen deutscher Männer aus den Orten Zeche, Fundstollen, Beneschhau und aus Krickerhau. Die Zwangsarbeiter leisteten mehrere Tage hindurch Schwerstarbeit. Es gab keine Verpflegung, außer dem, was sich die Männer von zu Hause mitgenommen hatten. Zum Schlafen wurden sie in das bis zum Aufstandsbeginn mit Juden belegte Lager Nováky getrieben.
Die Front näherte sich. Als am 12. September 1944 um die Mittagszeit in unmittelbarer Nähe der Schanzarbeiter Artilleriegeschosse einschlugen, waren die Wachposten verwirrt. Jeder suchte für sich sein Heil in der Flucht. Die ebenfalls bedrohten deutschen Männer warfen das Handwerkzeug weg und versuchten, im Schutz der Waldhänge nach Hause zu gelangen.
Um das Vorrücken deutscher Verbände, über Deutsch-Proben zum Gaidler-Paß in das Rajectal, zu verhindern, mußte der Paßübergang verteidungsgerecht ausgebaut werden. Für die Schanzarbeiten wurden die Männer aus den deutschen Orten um Deutsch-Proben verpflichtet. Die Verpflichtung zur Zwangsarbeit wurde durch Austrommeln bekanntgegeben. Danach mußten sich die Männer vom 16. bis zum 60. Lebensjahr mit entsprechendem Werkzeug stellen.
Die Schmiedshauer traten am 6. September 1944 mit 150 Mann an. Einige Bauern mußten Gespanne stellen, um die Arbeiter zu befördern. Sie fuhren in der Früh über Deutsch-Proben nach Gaidel. Von dort in das Terrain der Neutraquelle unterhalb des Passes, wo sie unter Aufsicht Verteidigungsanlagen zu errichten hatten. Manche Arbeitsgruppen wurden von fanatischen Deutschhassern schikaniert. Slowakische Soldaten als Aufpasser jedoch zeigten manches Entgegenkommen. Ein Posten ließ am Abend die Arbeiter abzählen, ernannte den Schuldirektor Horak zum Verantwortlichen des Trupps mit der Drohung aufgehängt zu werden, wenn morgen nur ein Mann fehlt.

Als die Zwangsarbeiter am nächsten Morgen auf demselben Weg nach Gaidel zogen, erschienen zwei Flugzeuge. Diese umkreisten einigemale die Arbeitskolonne. Plötzlich fingen sie an zu schießen, worauf die Männer Deckung suchten. Es entstand eine Panik. Nach dem Abdrehen der Flugzeuge -es waren deutsche - wurden vier Tote und etwa dreißig Verletzte gezählt. Die Flugzeuge machten wahrscheinlich Beobachtungsflüge. Sie schossen im Glauben es mit Partisanen zu tun zu haben in die Menge hinein.
Waren die Partisanen unzulänglich mit Waffen ausgerüstet, so mangelte es noch mehr an Transportmitteln. Deshalb zwangen sie Fuhrleute, Kriegsmaterial mit Pferdewagen zu befördern. Von einer Krickerhauer Fuhrwerkskolonne, die Güter nach Heiligenkreuz zu fahren hatte, kehrten zwei Bauern nicht zurück. Sie blieben verschollen.
Mitte September 1944 wurden die Männer aus den Orten Glaserhau, Kuneschhau und Oberstuben, sowie Fuhrwerke aus Krickerhau an die Eisenbahnlinie Priwitz - Obertuben zum Eingang des Masaryktunnels befohlen. Bis an den Tunneleingang konnten Munitionszüge von Krickerhau aus herangefahren werden. Die Fuhrwerke, als auch die Männer selbst, mußten die Munitionskisten über den Bergrücken des Krönlsteins bis zum Glaserhauer Bahnhof schaffen. Die Umladung dauerte drei Tage. Nach diesem strapaziösen Arbeitseinsatz brachten die Krickerhauer Landwirte ihre Zugtiere in Waldställen in Sicherheit.
Turzer Pferdebesitzern befahl man, für die Partisanen in Bereitschaft zu stehen. Nach einer Woche mußten die Fuhrwerker Partisanenmannschaften mit dazugehöriger Ausrüstung über die 1200 Meter hohen Kremnitzer Berge, die Skalka transportieren. Auf der Skalka mußte die Fahrkolonne zwei Tage pausieren, bis ein Weg gebahnt war. Auf dem Weg nach Neusohl, in Tajov, enteignete man den Turzern die Pferde. Die Fuhrleute kamen nach Vlkanova zum Schanzeinsatz. Dort trafen sie Leidenskameraden aus ihrem Ort, die bereits früher verpfichtet worden waren.
In der zweiten Hälfte der Besetzungszeit mußte sich aus jeder Honneshauer Familie eine Person zum Ausheben von Schützenlöchern zur Verfügung stellen. Bei Familien ohne Männern, mußten Frauen zur Arbeit antreten. Nach und nach zog sich außerhalb von Honneshau eine Löcherkette als Verteidigungslinie in Richtung Deutsch-Litta und Kuneschhau. Auch im nahen slowakischen Ort Windischdorf (Horná Ves) mußten Honneshauer Schützenlöcher ausheben.
Ebenso erging es Frauen aus Blaufuß, die bei Johannesberg Schanzarbeiten verrichteten, wobei ihre Männer mit gleichen Arbeiten im Grantal unter noch schwereren Bedingungen befaßt waren.
In der dritten Septemberwoche durchlebten die Bewohner von Oberstuben

schicksalschwere Tage. Am 19. September 1944 mußten sich alle Männer zwischen 15 und 60 Jahren am Marktplatz stellen. Gegen Abend wurden die Männer - es mögen über 500 Personen auch aus anderen Ortschaften gewesen sein - in den Hammerschen Saal gesperrt. An allen Ecken und Türen standen, mehr nach wildwest aussehende mit Maschinenpistolen und Eierhandgranten behangene Partisanen.
Am nächsten Tag marschierten die Männer in einer langen Kolonne nach Kremnitz unter ständiger Einschüchterung von Kommissaren. In einem Saal mußten sich alle hinlegen, obwohl kaum Platz zum Stehen war. Nach dieser kurzen Rast wurden Schaufeln, Spaten und Krampen ausgegeben, und weiter ging es zur Nachtzeit über Johannesberg, Unterturz bis fast zum Bahnhof von Oberstuben. An Wald- und Wiesenhängen mußten in kurzer Zeit Schützengräben zur Verteidigung ausgehoben werden.
Als die Angehörigen erfuhren, wo ihre Männer und Söhne im Arbeitseinsatz waren, brachten sie ihnen Verpflegung. Einige Frauen verirrten sich auf die Glaserhauer Gemarkung. In einer Waldlichtung bot sich ihnen ein grausiges Bild. Aus einer nicht ganz zugeschütteten Grube ragen menschliche Arme und Beine heraus. Manche Leichen waren kaum mit Erde bedeckt. Panik ergriff die Frauen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht über den Massenmord von Glaserhau. (34)
Unter dem Vorwand es handele sich nur um einen kurzfristigen Arbeitseinsatz, sollte das Leben der Männer von Münnichwies in Massengräbern enden. Herr Emil B. aus Münnichwies berichtet: »In jenen Tagen schämte man sich nicht, die männliche Bevölkerung vom 16. bis zum 65. Lebensjahr, wie das Vieh zu einer Sandgrube bei Münnichwies zu jagen. Dort mußten sie sich im Kreis dicht nebeneinander aufstellen. Doch als die Partisanen die Verängstigten zur Erschießung mit Maschinengewehren umstellt hatten, kam ein glücklicher Umstand, ein russischer Offizier einer Partisaneneinheit angefahren. Dieser erkannte sogleich die Situation und gebot Einhalt. Aus der kaum verständlichen Ansprache des Offiziers war zu entnehmen, daß jeder schnell nach Hause gehen soll. Die Freude war riesengroß.« (35)
Am 18. September 1944 geschah es dann zum zweiten Mal, daß sich die Münnichwieser Männer mit Schanzwerkzeugen im Unterort zum Arbeitseinsatz zu stellen hatten. Auf einer Wiese inmitten des Waldes, unter dem »Gaidlerhohen« mußten die Männer zwei lange Gräben von etwa zwei Meter Breite ausheben. Danach mußten sich die ein Unheil Ahnenden am Rande beiderseits der zwei Gräben dicht nebeneinader aufstellen. Währenddessen bezogen die Partisanen am Waldrand mit Maschinengewehren Stellung, um auf das Kommando die unschuldigen Dorfbewohner zu erschießen. Das unvermutete Auftauchen eines deutschen Panzers und die panikartige Flucht der

Partisanen verhinderten diesmal das Massaker. So wie am 15. September 1944 die Männer von Hedwig und Bries zu Schanzarbeiten am Majzel-Paß, beim Vyšehrad, befohlen wurden, so mußte am 19. September die männliche Bevölkerung von den beiden Orten, etwa 250 Personen, bei Windisch-Proben (Slov.-Pravno), nach Anweisung Schützengräben ausheben. Am Arbeitsplatz angekommen, galt es einen Graben zu vertiefen.
Am frühen Nachmittag brachten Partisanen Maschinengewehre in Stellung. Obwohl der Graben genügend Tiefe hatte, mußte das Arbeitstempo beschleunigt werden. Unterdessen schafften die Partisanen noch mehr Munition für die Maschinengewehre heran. Nun begriffen alle, welches Schicksal ihnen bevorstand. Unter den Arbeitern entstand eine Unruhe, sie hörten auf zu arbeiten. In dieser gereizten Stimmung erschien ein Offizier mit der Meldung: »Ihr könnt alle nach Hause gehn, morgen wird weitergearbeitet!«
Die Hedwiger Männer eilten in kleinen Gruppen heimwärts. Als sie sich ihrem Ort näherten, sahen sie, daß Hedwig von Partisanen umstellt war. Den im Ort Verbliebenen wurde in Abwesenheit der Männer gedroht: »Heute Nacht wird Hedwig in Schutt und Asche gelegt, niemand bleibt am Leben.« Noch am späten Nachmittag räumten die Partisanen in aller Eile vor anrükkenden deutschen Kampfverbänden ihre Stellungen.
Die Frage, warum es am Majzel-Paß nicht zur Massenerschießung kam erfuhr Herr Michael T. aus Hedwig bei einem Heimatbesuch. Der Offizier, der die Arbeiter nach Hause schickte, hörte in seinem Ort Windisch-Proben bei einem Wirtshausgelage von besoffenen Partisanen von der Massenhinrichtung und der Einäscherung der Gemeinde Hedwig. Er gab zu bedenken: »Soldaten, das ist kein Krieg, das ist Verbrechen. Bedenkt, deutsche Truppen sind bereits in Deutsch-Proben, morgen können sie hier sein. Was wird dann aus uns? Ihr seid weg, und unser Ort wird nicht nur niedergebrannt, alles wird niedergemacht, was ihnen vor die Gewehre kommt. Wir wären dann keine Helden, sondern Mörder. Wer kann es später verantworten, so einen Befehl gegeben zu haben?« (36)
Wie bereits mehrere Tage vorher, so mußten am 5. Oktober 1944 alle arbeitsfähigen Johannesberger Mädchen, Frauen, und die männlichen Bewohner die nicht zu Zwangsarbeiten verschleppt worden waren, zum Einsatz antreten. In zwei Arbeitskolonnen aufgeteilt, hatte jede Gruppe hinter einem Kiefernwald eine Grube von sechs mal vier Meter auszuheben. Die Arbeitenden bekamen es mit der Angst zu tun, sie fürchteten um ihr Leben im selbstausgehobenen Massengrab. Noch am Vormittag setzte verstärktes Artilleriefeuer ein, die Partisanenfront löste sich auf. Mehrere Wachposten verschwanden heimlich. Um sich selbst zu retten, gab der Wachoffizier den Befehl zur Arbeitseinstellung. Jeder versuchte, unbeschadet ins Dorf zu gelangen.

Das Konzentrationslager Schloß Slovenská Lupča



Außer den Verschleppungsorten entlang des Grantales, war das Schloß in Slovenská Lupča die Hauptinternierungsstätte für »schwere Fälle« in der Art eines Gefängnisses. Vom Beginn des Aufstandes bis zu seiner Niederschlagung, nach sieben Wochen, sind nahezu sechshundert Männer, Frauen, Kinder, ja sogar Säuglinge im Schloß in unmenschlicher Weise gefangen gehalten worden. Der größte Anteil der Inhaftierten waren Deutsche, davon allein über 100 Gefangene aus Krickerhau, daneben Slowaken, die der Hlinka-Partei angehörten, aber auch Tschechen, Ungarn, sogar Ukrainer und Juden, die im Schloß einsaßen.

Die Inhaftierten wurden einzeln, in kleinen Gruppen oder in großen Schüben, wie es Herr Anton K. aus Krickerhau selbst erlebt hat, auf das Schloß gebracht: »In der dritten Septemberwoche wurde ich mit vielen Männern aus den Marterkellern des Arbeiterheimes herausgeholt, um nach Slovenská Lupča gebracht zu werden. Wie eine Viehherde, die zum Schlachthof geführt wird, schleppten sich annähernd 70 ausgemergelte Gestalten durch den Heimatort auf der Hauptstraße über Neuhau ins 16 Kilometer entfernte Heiligenkreuz. Nach einer schlimmen Nacht in einer Scheune, wurden wir in Viehwaggons verladen und nach Slovenská Lupča gebracht. Im Schloß erfolgte die Einweisung in einen Saal, in dem mehr als 100 Männer in drangvoller Enge auf dünner Strohschicht vegetierten.« (37)

Die Insassen waren anfangs dauernd terroristischen Eingriffen und Mißhandlungen durch den berüchtigten jüdischen Lagerleiter Staudinger und seine Peiniger ausgesetzt. Nachts verschwanden immer einige der bedauernswerten Gefangenen, wohin wußte niemand. Die übrigen zitterten, da sie nie wissen konnten, wann sie abgeholt würden.
Infolge Unterernährung, Schmutz und Fehlen jeglicher hygienischen Einrichtungen, wurden die meisten krank. Kleine Kinder bettelten um Brot und Milch - vergebens. Familienangehörige waren voneinander getrennt. (38)
Die abgeschlossenen Zimmer durften nur zu den Mahlzeiten für ganz kurze Zeit verlassen werden. Bei den täglich ersehnten Spaziergängen auf dem Schloßhof hielten die Gendarmen, die noch mit der Preßburger Regierung sympathiesierten, den Gewehrlauf zur Erde. Partisanenangehörige hielten die Läufe schußbereit. Standhafte, denen die Wassersuppe und etwas Brot noch Stehvermögen gab, mußten unter Peitschenhieben, Fußtritten und Schlägen mit Gewehrkolben schwere Arbeiten verrichten und Schützengräben in der Umgebung ausheben.
Die Kunde von der unmenschlichen Behandlung der Internierten auf dem Schloß drang bis nach Preßburg. Der Rundfunk brachte darüber Meldungen. Als Folge spürten die Inhaftierten noch mehr Repressalien. Unter dem Druck der öffentlichen Meinung kam schließlich eine Untersuchungskommission auf das Schloß. Der Verwalter Staudinger wurde abberufen, ein neutrales Gendarmeriekommando hatte das Lager übernommen. Einige wachhabende Gendarmen verhielten sich gutmütig zu den Inhaftierten und halfen, wo sie nur konnten. Dadurch ist die Behandlung menschlicher, die Lage der Gefangenen erträglicher geworden. Die mutwilligen Quälereinen hörten auf. Beim Rundgang im Schloßhof durfte man Plätze wechseln, so daß es möglich war, zu einem inhaftierten Priester zu gelangen und zu beichten. Auch Gottesdienste waren erlaubt, aus denen die Eingesperrten Trost und Hoffnung schöpften.
Die Hoffnungslosigkeit steigerte sich indes ins Unerträgliche. Von außen drangen keine Nachrichten nach innen. Einzig der anschwellende Kanonendonner ließ die Nähe des Frontverlaufs erahnen. Am 25. Oktober 1944 war die Lage zum Zerreißen gespannt. Irgendwie war das Gerücht aufgekommen, daß das Schloß mit den Insassen in die Luft gesprengt werden sollte. Diese Absicht wurde später von den Partisanen bestätigt. Es war alles zur Sprengung vorbereitet, aber die Zündschnüre waren infolge des langen Regens naß und unbrauchbar. Die letzten ereignisreichen Stunden im Schloß, die abenteuerliche Flucht und den gefahrvollen Heimweg der Inhaftierten und der Verschleppten schildert, für viele parallele Berichte, Mithäftling Anton K. aus Krickerhau:

»Mein Quartier war, zusammen mit etwa 150 Mithäftlingen, ein großer Raum, der zu einem Turnsaal umgebaut war. Ich hatte das Glück, zusammen mit einem Slowaken, der Küche zugeteilt zu werden. Meine Arbeit war, Kartoffeln zu schälen und Wasser von der Pumpe im Schloßhof zur oben gelegenen Küche zu bringen. Diese befand sich unterm Dach. Mein slowakischer Küchenkollege hatte Beziehungen zur Gendarmerie. Heimlich erhielt er die Mitteilung, es wird kein Abendessen ausgegeben, die Wachen ziehen sich um sechs Uhr abends zurück. Und nach drei Stunden, um neun Uhr, wird das Schloß gesprengt. Mein Kollege bewohnte neben der Küche ein Zimmer. Ein Gendarm öffnete vor seinem Abgang sein Zimmer mit der Weisung, er solle die Türen der Gefangenen nach einer Stunde öffnen.
Da die Gefangenen kein Essen bekamen, fing es hinter den verschlossenen Türen an zu rumoren. Oben erschien auf einmal ein rabiater Partisan. Es entstand ein Gerangel. Mein Kollege entschwand treppabwärts. In einer Reflexbewegung schob ich den Partisan zur Seite und entfloh mit riesigen Sätzen die Treppen hinunter. Unten angelangt, stand ein Gendarm vor der verriegelten Eisentür des Turnsaales. Ich schrie laut auf: »Laßt mich schnell rein!«
Die nach »Essen« schreienden Mitgefangenen bestürmten mich mit Fragen. Ich konnte sie doch wegen der Sprengung nicht noch mehr in Unruhe versetzen. Die Zeit auf dem Pulverfaß verstrich. Irgendwann machte sich jemand an der Eisentür von außen zu schaffen. Wir suchten im Dunkeln einen Gegenstand, um von innen die Tür aufzubrechen. Nach großer Kraftanstrengung barst die Tür. Alles strömte in den finsteren Hof hinaus. Mein Küchenkollege, nun als Unteroffizier der Slowakischen Armee kenntlich gemacht, rief zur Besonnenheit auf und warnte, sich einzeln auf die Flucht zu begeben. Der Schloßhof füllte sich mit immer mehr Menschen. Jeder genoß den ersten Taumel der Befreiung.
Es bildeten sich Gruppen, die in die schwarze Nacht ausschwärmten. Meine Gruppe ging im Nieselregen den Schloßberg geradewegs talwärts. Im Dunkeln tauchte ein Gehöft auf. Ein Partisan stand plötzlich vor uns und fragte: »Woher, wohin?« Ein anderer abseitsstehender Partisan schrie: »Das sind Gefangene aus dem Schloß die türmen wollen«. Gleich darauf erhielten wir MG-Feuer von vorne. Im Umdrehen rannte ich in die finstre Nacht hinein. An mehreren Stellen hämmerten nun Maschinengewehre aus dem Tal. Ob durch dieses Streufeuer jemand getroffen wurde, weiß ich nicht.
Ingendwann nachts traf ich einen Landsmann. Zu zweit irrten wir drei Tage, durchnäßt und hungrig, durch das von Partisanen belegte Gebiet umher. Am vierten Tage sahen wir eine Familie mit einen Pferdefuhrwerk auf einer Waldlichtung stehen. Ich näherte mich und gab mich als Flüchtender von Slovenská Lupča aus. Man wies mir eine Wegrichtung an. Ein Mann, der in einiger

Entfernung das Gespräch verfolgte, gab zu bedenken, ich solle bloß nicht in die angegebe Richtung gehen, da hätten sich Partisanen konzentriert. Er beschrieb mir einen Weg, der ins Tal zu einem Dorf führen sollte. Wir mußten uns in Frontnähe befunden haben, denn unentwegt flogen Ratas (russische Jadgflugzeuge) Einsätze.
In Dorfnähe schlichen wir durch die Gärten und betraten das erste Haus. Eine junge Frau, durch unsere äußere Erscheinung sehr verängstigt, sagte, jeden Moment könnten die Deutschen das Dorf besetzen, dann werde alles niedergeschossen. Wir gaben uns als Deutsche aus. Als Dank für die gute Bewirtung versicherten wir den Hausleuten, ihnen jegliche Hilfe zukommen zu lassen. Auf der Dorfstraße fuhren bereits die deutschen Kampffahrzeuge. Das deutsche Militär wußte von flüchtenden, heimwärtsziehenden Gefangenen. Bald saßen wir in einem Auto, welches uns nach Neusohl brachte. Die Befreiten hatten sich da registrieren zu lassen. Nach Erhalt neuer Kleidung fuhr am nächsten Tag ein Lkw mit hoffnungsfrohen Heimkehrern nach Kremnitz. Da konnten wir uns gründlich waschen und der langsprießenden Barthaare entledigen. Der Körper hatte noch soviel Kraft, um den mehrstündigen Fußmarsch nach Hause zu bewältigen, mit der nötigen Vorsicht vor versprengten Partisanen.« (39)

Verschleppung in das Grantal und Heimkehr

Die Befreiung der Orte im Oberen Neutratal durch die Kampfgruppe »Schill«, Krickerhau wurde am 23. September befreit, veranlaßte die Aufstandsführung, in den noch von ihr beherrschten deutschen Orten, vornehmlich der Orte um Kremnitz, alle greifbaren Männer festnehmen zu lassen und sie mit der Bahn in das Grantal, ins Zentrum des Aufstandsgebietes zu deportieren.
Die Preßburger Staatsregierung ließ im besetzten Gebiet Flugblätter abwerfen mit der Parole: Neusohl, der Mittelpunkt der Aufständischen, ist vor dem Fall. (40) In der dritten Septemberwoche brach trotz der schon angekündigten Befreiung, in diesen deutschen Bergdörfern das Unheil herein. Vordergründig war diese Aktion als »Schanzarbeit für mehrere Tage« deklariert. Aber es war eine geplante Absicht, mit Verschleppung der Männer den Lebensnerv der deutschen Bevölkerung zu treffen.
Die Tragödie nahm in den Dörfern ihren verhängisvollen Lauf mit der Bekanntmachung durch Austrommeln: »Alle Männer von 16 bis 60 Jahren müssen sich mit Krampen, Schaufel und Verpflegung am Dorfplatz einfinden. Wer nicht erscheint, muß mit Erschießung der Angehörigen rechnen.«

Die zum Abschub versammelten Arbeiter wurden von halbunifomierten Partisanen und brüllenden Kommissaren umstellt. Frauen, die auf Knien um ihre Männer und Söhne flehten, wurden von Wachposten zur Seite gestoßen oder mit der Waffe bedroht.
Nachdem noch Säumige herbeigeprügelt worden waren, bewegten sich lange Arbeitskolonnen in die Kreisstadt Kremnitz. Zu der größten Gruppe der Oberturzer mit 320 Mann, stellten sich Leidensgefährten aus Oberstuben mit über 300, Unterturz mit 172, Kuneschhau 300, Johannesberg 120, Blaufuß 120, Honneshau 206, Deutsch-Litta mit 285 und eine nichtbekannte Zahl von Kremnitz selbst. Das Aufgebot der Drexlerhauer mit 300 Mann marschierte unter schwerer Bewachung nach dem 12 Kilometer entfernten Heiligenkreuz zum Bahnhof und schließlich folgten die Betroffenen von Hochwies-Paulisch mit 520 Mann. Beim Eintreffen der Kolonnen auf dem Kasernenhof in Kremnitz, wurden sie wie Viehherden in leerstehende Stallungen getrieben und die Verschläge verriegelt. Niemand glaubte mehr daran, in den nächsten Tagen wieder zu Hause zu sein. Jeder machte sich Sorgen, auch um das Ergehen der Angehörigen.
Am nächsten Morgen machten sich die Eingeschlossenen durch Schreien bemerkbar. Sie hatten Hunger und Durst. Die Notdurft wollten sie nicht wie das Vieh verrichten. Gegen zehn Uhr ließ man die Eingesperrten in Schüben für wenige Minuten hinaus. Man gab ihnen einen Eimer mit Wasser und etwas Brot mit dem Zuruf: »Da, freßt ihr deutschen Schweine.«
Im Laufe des Tages mußten alle auf dem Kasernenhof einige Male in Reih und Glied antreten. Sie wurden mit wiederholten Zählappellen schikaniert. Es fiel auf, daß auch andere Nationalitäten, nicht nur Slowaken, die Befehlsgewalt innehatten. Zu essen gab es nichts. Beherzte Frauen brachten den Hungernden Nahrung und Getränke. (41)
Eine Ausnahmeerscheinung dieser Verschleppungsaktion stellte die Zurückstellung Honneshauer Männer dar, die auch für den Abtransport bereitstanden. Es war dies das Verdienst des Komitee-Mitgliedes in Honneshau, J. Kubisch (kein Kommunist), der mit dem Steinbrucharbeiter und damaligem Offizier der 4. Partisanenbrigade, Gejza Lacko Kremnitz, gut bekannt war. Kubisch gelang es, 96 Mann unter besonderen Bedingungen nach Honneshau zurückzuführen. (42)
Die Zurückstellung Johannesberger gelang auch dem damaligen kommissarischen Bürgermeister Johann Gliestsch. Durch geschickte Verhandlungen erreichte er die Freilassung aller verheirateter Männer. (43)
Nach einem wiederholten Antreten der Inhaftierten am Nachmittag in der Kremnitzer Kaserne kam der Befehl: die Arbeitsgeräte auf einen Haufen zu werfen und sich in Viererreihen zu formieren. Spätnachmittags marschierten

mehr als 1.720 Männer zum nahen Bahnhof und im Laufe des Abends wurde dann das »Stückgut« Mensch zu je 50 Mann in Viehwaggons verladen, die von außen verriegelt wurden. Noch vor dem Verladen mußten die Männer den ersten Raubzug habgieriger Partisanen über sich ergehen lassen. Uhren, Trauringe, Messer, ja sogar Ausweise wechselten den Besitzer. Wer gute Schuhe anhatte, mußte sie jetzt ausziehen. Wenn er Glück hatte, bekam er ein altes Paar hingeworfen.

Als die Sonne sich hinter den heimatlichen Bergen senkte, setzte sich der Zug über Heiligenkreuz in Richtung Süden ins Grantal in Bewegung. Gelegentlich wurde auf freier Strecke angehalten. In Altsohl als auch in Neushohl hängte man Waggons ab, ohne Rücksicht zu nehmen, daß Mannschaften aus demselben Ort auseinadergerissen wurden. Ein Teil Honneshauer und andere deutsche Dörfler mußten in Sliač und Vlkanova den Zug verlassen. Irgendwann nachts war 'Halt' in Slovenská Lupča. Der Hexenkessel brach los. Partisanen stürzten sich wie Besessene auf den Zug. Das Schlimmste war zu befürchten. In der höchsten Gefahr erschien die Gendarmerie, die ein Übergreifen verhinderte. Nach diesem Ereignis fuhr der Zug weiter, entlang der Niederen Tatra. (44)

Der Transport kam gegen Mittag in Hronec, im Oberen Grantal, zum Stehen. Die entnervten Männer wurden in eine ausgeräumte Fabrikhalle getrieben, die nun die Unterkunft für etwa 800 deutsche Gefangene sein sollte. In diesem Lager fehlte es an sanitären Anlagen. Die Notdurft mußte an einem Wasserlauf verrichtet werden, der gleichzeitg die einzige Waschmöglichkeit bot. Der harte, bloße Fußboden als Liegestatt, die kalten Nächte und der immer größer werdende Hunger, drückten die Stimmung.

Wer genügend Geld bei sich hatte, ließ sich von slowakischen Kindern, die an den Zäunen gafften, Lebensmittel bringen. Erst am vierten Tag, zur späten Stunde, wurde das erste Essen ausgegeben, es war eine verdorbene Erbsensuppe. Die wenigsten hatten Eßgeschirr. So mußte die Suppe durch Weiterreichen der vorhandenen Gefäße in Schichten getrunken werden. In den folgenden Tagen besserte sich die Hungerkost. Dafür waren die Eingesperrten, je nach Lust und Laune, den Schikanen plündernder und prügelnder Aufsehern ausgesetzt. Erst als Gendarmerie die Lagerwache übernahm, hörten die Mißhandlungen durch die Partisanen auf.

Nach einigen Tagen brachte man noch einen Schub in das Lager. Es waren 150 Männer aus Glaserhau. Diesen stand noch das Grauen hingerichteter Landsleute im Gesicht gezeichnet. Mit Entsetzen vernahm man die Aussagen von dem Massenmord an 189 Glaserhauer Männern.

Nach Tagen der zehrenden Ungewißheit stellte man im Lager Arbeitsgruppen auf, die im täglichen Einsatz, von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr

abends, außer einer kurzen Mittagspause, Panzergräben- und Sperren im Grantal errichteten. Eine andere Gruppe hatte den Auftrag, im nahen Podbrezová aus Waggons Weizen zu entladen. Dort wurden im Bahnhofswartesaal, den Schulen und Kinos, Getreide und Reis gelagert. Manche Handvoll der kostbaren Früchte füllte die Taschen als auch die ausgehungerten Mägen der Verschleppten.

Eines Tages verlegte man eine größere Gruppe Gefangener von Hronec nach Brenzno. Dafür wurden kräftig aussehende Männer ausgesucht. Dort legten sie einen Feldflugplatz an. Von den Kuneschhauern in dieser Gruppe kehrten 62 Mann nicht zurück. Ihr tragisches Schicksal war lange nicht bekannt und konnte erst in jüngster Zeit aufgehellt werden.

Am Mittwoch, 25. Oktober 1944, sagten die Wachmannschaften nach Rückkehr von der Arbeit in die Unterkunft zu den Gefangenen: »Chodte domov« (Geht heim!). Unter den Männern machte sich Unsicherheit breit, denn wie sollte man von Podbrezová in die Heimat gelangen?

Anton G., Gastwirt und Posthalter in Kuneschhau, scharte 72 Männer um sich und versprach ihnen, sie auf dem schnellsten Wege auf die Nordseite der Niederen Tatra ins Waagtal nach Rosenberg (Ružomberok) zu bringen. Vielleicht war er davon unterrichtet, daß Rosenberg damals schon von deutschen Truppen besetzt war. Die Gruppe marschierte die ganze Nacht hindurch. Geschlafen wurde am nächsten Tag in einem leeren Schafstall. In der folgenden Nacht waren die Männer wieder unterwegs. Am Freitag, 27. Oktober 1944, gegen zehn Uhr, kamen sie nach Überquerung des Kammes der Niederen Tatra zu einigen leerstehenden Gebäuden. Man konnte erkennten, daß hier Pferde gehalten wurden, die man zur Holzabfuhr brauchte.

Die Männer ereilte hier ein schreckliches Schicksal. Sie gerieten einer bewaffneten kleineren Partisaneneinheit in die Hände. Alle 72 sind wieder Gefangene geworden und wurden in einen Raum gesperrt. Jeweils zwei Partisanen brachten nacheinader immer 10 bis 15 Mann in einen nahen Wald. Zuvor mußten Uhren, Ringe und Taschen abgegeben werden. Bald hörte man Feuer aus Maschinenpistolen. Es dauerte bis vier Uhr nachmittags, bis alle erschossen waren.

Anton P. hatte sich im Stall versteckt, wurde aber von den Partisanen aufgestöbert und sollte nun auch erschossen werden. In seiner Verzweiflung wagte er die Flucht, die ihm unter dramatischen Umständen gelang. Mit Hilfe eines gutmütigen slowakischen Bauern und mehreren slowakischer Offiziere gelang es ihm, nach etlichen Tagen anstrengender Wanderung durch das Gebirge Rosenberg zu erreichen. Hier traf er zwei Kuneschhauer, die dem Massaker entkommen waren, weil sie sich bei den ersten Schüssen zu Boden geworfen hatten und kriechend im Wald verschwunden waren.

Ein in der Slowakei lebender Kuneschhauer verlor in der Niederen Tatra seinen Vater und stellte solange Nachforschungen an, bis er die Stelle des Massengrabes fand, an der 62 Kuneschhauer und sieben andere Hauerländer einen schrecklichen Tod gefunden hatten.
Anläßlich einer Slowakeifahrt suchte die Ortsgemeinschaft der Kuneschhauer die letzte Ruhestätte der Toten am Dienstag, dem 5. August 1986 auf und veranstaltete zum Gedenken an die Ermordeten eine schlichte Feier, die in Bild und Ton festgehalten wurde.« (45)
Noch weiter südlich, in Bacúch bei Polomka, mußten etwa 100 Gefangene unter schwersten Bedingungen Eisenbahnschwellen für einen Flugplatzbau einen steilen Berghang zur oben gelegenen Ebene tragen. Windzügige Bretterverschläge als Behausung und die schwere Arbeit zehrten bei Regen und Kälte die letzten Kraftreserven auf. Niemand besaß zusätzliche Kleider oder Wäschestücke. In denselben Kleidern, mit denen man arbeitete, mußte auch geschlafen werden. Das waren Brutstätten für Ungeziefer, weil weder Seife, Handtuch noch Rasierzeug vorhanden waren.
Ein weiteres Einsatzgebiet zur Errichtung von Verteidigungsanlagen war das Gebiet zwischen Bad Sliač und Neushohl. Wie schon erwähnt, mußte hier eine große Zahl Verschleppter den Sammelzug verlassen, die auf die Orte Velka Lúka, Vlkanová und Kremnička verteilt wurden. Allein in Vlkanová wurden über 1.000 Zwangsarbeiter bei spärlicher Verpflegung von fanatischen Antreibern zu immer höheren Arbeitsleistungen angetrieben. Außer Slowaken brachte man auch die Männer aus Drexlerhau hierhin. Sie waren vorher in Brezno in einer Schule eingesperrt gewesen und von einem slowakischen Militärkommando bewacht worden. (46)
Für die Verschleppten dieser Region gab es geringe Überlebenschancen. Nur für einen Teil gab es Baracken. Die meisten mußten in zügigen Viehwaggons zu je 50 Mann nächtigen, die auf freier Strecke abgestellt waren. Langsam bekamen die Verschleppten Angst vor dem Winter, denn von den Höhen schaute schon Schnee herunter. Man war bereits vier Wochen von zu Hause weg, die Kleider waren verschlissen. Als Verpflegung gab es für je 50 Mann ein Kilogramm Brot, morgens etwas Kaffee-Ersatz, mittags drei halbgare Kartoffeln und abends Bohnen oder Erbsen, nicht selten mit Steinen vermischt. Die Waggons mit den Zwangsarbeitern die in Neusohl abgehängt worden waren, verfrachtete man auf demselben Weg zurück nach Hronská Breznica (zwischen Altsohl und Heiligenkreuz). Außer Leidensgefährten aus Unterturz, stellten die Oberstübner Männer die größte Gruppe.
Einer ihrer Arbeitseinsätze ist im Buch »Oberstuben« festgehalten: »Um den Vormarsch der deutschen Verbände gegen die Partisanen aufzuhalten, mußten zwei Meter tiefe und vier Meter breite Gräben ausgehoben werden.

Etwa eine Woche schufteten wir in Regen und Sonne. Abends jagte man uns in die Waggons. Sitzend oder quer übereinanderliegend verbrachte man todmüde die Nacht. Wer krank wurde, war sich selbst überlassen. Als die Panzergräben fertig waren, fuhr man uns nach dem Süden des Landes, der ungarischen Grenze entgegen.« (47)

Auf der anderen Granseite von Hronská Breznica in Hronská Búbrava, durften die Männer, die meisten waren Türzer, nach zweitägigem Rangieren zum erstenmal austreten um die Notdurft zu verrichten. Die Bewachung half mit Fußtritten und Kolbenhieben nach. Und wieder mußten die Männer ohne Nahrungsaufnahme in die Waggons, die hinterher verriegelt wurden. Nach dem Öffnen der Waggons wurden aus mehreren Wagen Ohnmächtige herausgeschleppt, die den Strapazen nicht gewachsen waren. (48)

Vom Standort Hronská Búbrava bewegten sich täglich Arbeitskommandos nach Heiligenkreuz und darüber hinaus bis nach Stará Kremnička, oder in die andere Richtung nach Altsohl. Bei unzureichender Verpflegung und schwerster Arbeit verfielen die Männer derart, daß sie kaum die Kraft zum abendlichen Heimweg hatten. Vor Hunger aßen sie rohe Kartoffeln und Futterrüben, die unterwegs zu finden waren. Doch im Vergleich zur harten Arbeit waren die Nächte die größere Qual. Weil auch im Regen gearbeitet werden mußte, trieb man die Arbeitssklaven mit den am Leibe durchnäßt hängenden Kleiderfetzen in die überbelegten Waggons. Gestank, Ungeziefer und Krankheiten erhöhten die Hoffnungslosigkeit.

Bei einem späteren Schanzeinsatz erhielten die Arbeiter Beschuß von deutscher Artillerie. Es war gleichzeitig die Hoffnung, infolge der Frontnähe bald befreit zu werden. Die Hoffnung trügte. Die Verzweifelten wurden nach Kremnička (bei Neusohl) geführt. Am dortigen Bahnhof standen die Partisanen, die jeden Einzelnen musterten. Wer noch gute Stiefel besaß, mußte sie den Partisanen überlassen, dafür wurden ihnen schlechtere zugeworfen. Dieses beobachtete ein jüdischer Oberleutnant der Transportwache. Auf seine Veranlassung mußten die requirierten Stiefel zurückgegeben werden. (49)

Sobald eine Verlegung zu einem anderen Arbeitsplatz erfolgte, gab es neue Bewacher, die sich wie Bestien benahmen. Es brauchte viel Überredungskunst und härtesten Arbeitseinsatz, um ihre Meinung und ihr agressives Verhalten zu ändern.

Eines der schwärzesten Kapitel während der Partisanenbesetzung ist die Tragödie des Massenmordes an den Verschleppten von Hochwies-Paulisch in Schemnitz. Herr Pfarrer Josef M. damals Seelsorger in Hochwies, beschreibt den Leidensweg:

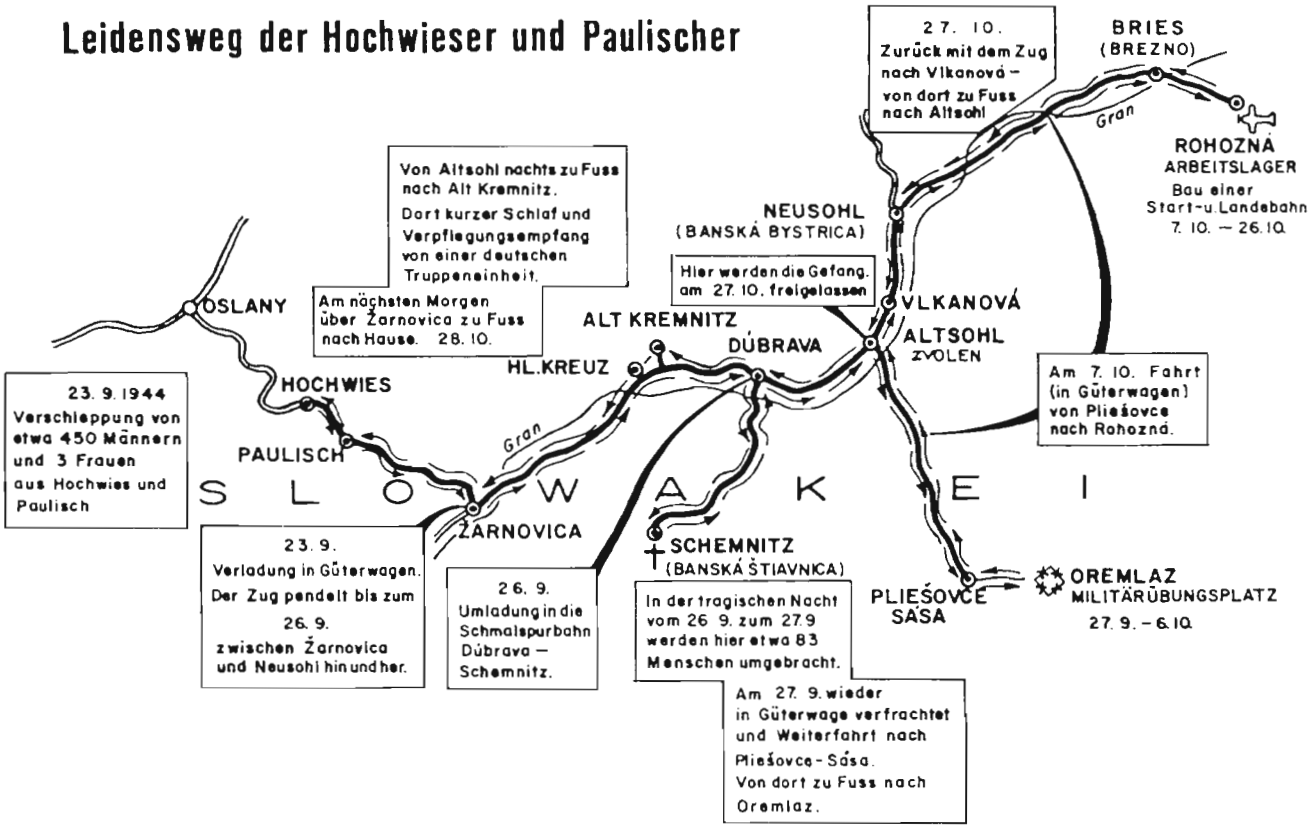
» . . . Aber es war beschlossen, daß ich mit dem ersten Lkw abtransportiert werde. Unterdessen war nebenan Lehrerin T., Mutter von sieben Kindern,

herbeigebracht worden. Weil ihr Mann sich versteckt hatte, hatte man sie genommen. Auch die zwei 16jährigen Mädchen, die einen kleinen Erntekindergarten im Ort leiteten, damit die Mütter zur Zeit der Ernte entlastet sein sollten, verhaftete man. Ein Mädchen, das auf eine falsche Anzeige hin als Jugendführerin verhaftet wurde, wurde schwer mißhandelt und mit ordinärsten Ausdrücken bedacht, besonders, wenn sie in ihrer Verteidigung die eigentliche Führerin nennen wollte. Ein zweites Mädchen konnte sich verstecken, dafür verhaftete man den über 60 Jahre alten Vater. Das verhaftete und mißhandelte Mädchen wurde vom Lkw herunter von einem Verwandten, der bei den Partisanen war, gerettet.
Meine Mutter, die mir Essen bringen wollte, wurde nicht mehr zu mir gelassen. Ich sah niemanden mehr. Wir rollten zum Dorf hinaus. Über die Fußwege sahen wir Partisanen, die, angeführt von den wegkundigen ortsansässigen Kommunisten, immer neue Gruppen von Männern heranbrachten. Man hörte auch vereinzelt Schüsse. Beim Verlassen des Ortes warfen wir einen Blick zum Friedhof. Vor dem Friedhof war ein neues Grab. Das hatte sich am Morgen ein Mann graben müssen, der vor Jahren einen Kommunisten geschlagen hatte. Dann war er erschossen worden.
In Paulisch hielten wir kurz. Im Schulhof war das gleiche Bild wie in Hochwies vor der Gendarmeriekaserne. Ein Haufen von Männern, umgeben von Posten mit LMG und MP russischer Herkunft. Ein Reserveoffizier (Arzt) setzte sich mit einem Pkw an die Spitze. So fuhren wir zur Verladestelle des Bahnhofes Žarnovica. Der Offizier ordnete militärische Verladung an, darauf bestand auch der Stationvorsteher. So kamen wir 45 Mann in den Waggon. Das geschah aber nur bei zwei Waggons, wie ich später erfuhr, dann waren für die vielen Männer nicht genug Waggons da, da wurden bis über 70 hineingeschickt. Aus unserem Waggon holten die Hochwieser Kommunisten, die als Posten mit den Partisanen zuletzt einen großen Transport Fußgänger herantrieben, zwei Männer heraus, die mit ihnen sympathisierten. Sie wurden dann von ihnen mitgenommen. Unsere Gefühle waren sehr niedergedrückt. Viele der Männer waren noch nüchtern. Nachdem die zwei Mann herausgeholt worden waren, wurde der Waggon geschlossen. Es war Samstag abends, geöffnet wurde zum ersten Mal am Dienstag abends, als man uns für die Todesfahrt nach Schemnitz (Banská Štiavnica) auf die dorthin führende Schmalspurbahn umlud. Diese Tage ohne Wasser, während draußen am Montagabend der Regen rauschte, waren furchtbar.
Am Dienstag erwarteten wir in Altsohl (Zvolen) den Tod. Ein Mann hatte am vergitterten Fensterchen gestanden und folgende Unterhaltung gehört, die zwei schwarz uniformierte Partisanen führten:
»Wieviel willst Du denn von der Bande umlegen?«

»Ein Dutzend mindestens.«
»So viel nehme ich auch zum Erschießen.«
»Los komm da runter, da werden sie anrollen.«
Bald darauf begann die Lokomotive, unsern Zug durch den Bahnhof hin und her zu schieben, wie wenn immer ein Waggon abgestoßen würde. Das wiederholte sich in Abständen von zehn Minuten fünfmal. Nun meinten wir, an der Reihe zu sein. Im Waggon herrschte Verzweiflung oder Apathie. Dabei schlug immer wieder eine Faust an die Wände: »Totschlagen, die Hunde!« usw. Ich betete ein Reuegebet vor, ermahnte die Männer, wenn wir sterben müßten, ruhig und gefaßt zu sterben und erteilte die Generalabsolution. Im Geiste begleitete ich die Männer der anderen Waggons. Da rollte der Zug wieder an. Er rollt weiter als bisher, Zvolen, Hrad, Budca, wir glaubten zu träumen. Endlich hielten wir in Dúbrava. Ein ohrenbetäubendes Brüllen empfing uns am Bahnhof. »Aussteigen!« Als unser Waggon geöffnet wurde, wurden wir zum Aussteigen aufgefordert. Ich blieb etwas zurück und konnte gerade noch den verzweifelten Selbstmordversuch eines unserer Männer hindern. »Da ist ja auch ein Pfarrer!« johlte es mir draußen entgegen. Einige Püffe milderte mein verdreckter Mantel. Wir stolperten über Geleise hinüber zur Haltestelle der Schmalspurbahn nach Schemnitz (B. Štiavnica). »Hinein mit Euch!« Die Kolben halfen nach. Da müssen noch mehr hinein.
In dem Personenwaggon, der uns aufnahm, waren nach meiner Schätzung 50 Sitzplätze. Am Morgen zählten wir, daß 156 Männer darin hatten Platz finden müssen. Ein zerbrochenes Fenster gab uns etwas Luft. Ein auf dem Gepäckbrett gefundener abgenagter Apfelrest, einen Tropfen Flüssigkeit. Schlimmer war es in den angekoppelten Güterwaggons. Sie waren kaum halb so groß wie normale Güterwagen, der Boden war bedeckt mit feinem Karbidstaub, der sonst darin befördert wurde, und es waren keinerlei Fensterchen oder Luftöffnungen vorhanden. Bis über 70 Mann wurden da hineingepreßt. Tür zu, ab! Langsam kroch der Zug die Strecke hinan. Die Lokomotive hatte wenig Dampf. Der Zug war überbelastet. Die Dunkelheit senkte sich herab. Schauerlich schallte das Brüllen des Wahnsinns aus den Güterwaggons durch die Nacht. Gegen 22 Uhr Ankunft in Štiavnica. Reisende verlassen schleunigst den Bahnhof. Nur uniformierte Partisanen sind zu sehen und zu hören.
Das zerbrochene Fenster, vor dem ich halb hocke, halb knie, erlaubt mir einen mäßigen Ausblick über das Bahnhofsgelände. Hinauslehnen würde freilich Selbstmord bedeuten. Nach einer Weile Wartens erscheint auf dem Bahnhof ein Hauptmann, Ortskommandant von B. Štiavnica. Das Toben in den Güterwaggons ist nicht geringer geworden. Seit die Waggons stehen, findet ja gar kein Luftzug mehr in das Innere. Der Hauptmann will sprechen.

Es wird still. Er ist aufgeregt. Er entschuldigt sich. Der Transport ist ihm nicht gemeldet. Er weiß nicht, wozu wir daher gebracht wurden, will noch in der Nacht in B. Bystrica anfragen, verspricht, wenn wir uns ruhig halten, Überführung in die Stadt. Für den Morgen verspricht er auch Essen. Er zeigt guten Willen, aber er weiß nicht, was in den Waggons los ist. Die Not der Männer ist zu groß. Sie brüllen wieder los, Der Hauptmann dringt nicht mehr durch. Er wird erregt. Er droht, uns eingeschlossen zu lassen bis zum Morgen, wenn wir uns nicht gefügiger zeigten. Ich versuchte einigemal mit schwacher Stimme, mich zu melden, komme nicht durch. Der Hauptmann geht. Um den Zug werden Scheinwerfer aufgebaut. Das Schreien dauert. Endlich können wir uns einem Posten verständlich machen, erklären ihm die Lage, bitten um Wasser. Er bedauert, geht zu anderen. Die Meinung ist geteilt. Ein Unteroffizier Prokay, er stammt aus der Umgebung von Štiavnica, ist besonders fürs »Verreckenlassen«. Andere sind milder. Bei einem Waggon wird die Tür einen Spalt geöffnet. Die Männer drängen zur Luft. Die vordersten Männer fallen heraus, bleiben liegen, halb bewußtlos. Es sind vier bis fünf Mann. Ein Posten holt Wasser im Helm. Er neigt sich über den ersten, um ihm etwas einzuflößen. Das Wasser aus dem Helm fließt im Schwall über. Der Bewußtlose kommt halb zu sich, schluckt, zugleich zucken konvulsivisch Arme und Beine, er schlägt um sich, trifft einen Posten, der bei ihm niederkniete, in den Unterleib, daß dieser umkippt. »Seht ihr, das Schwein«, schreit der daneben stehende Unteroffizier, »ihr wollt ihm Wasser geben, und er tritt mit Füßen. Ausrotten muß man das!« Der Knall seiner Pistole kündet den ersten Toten. Die andern, die am Boden liegen, sind bei dem Knall aufgezuckt, blicken einen Augenblick irr um sich, dann wollen sie fliehen. Der Schützen sind zu viele. Zwei Männer fallen am Zug, einer unter dem Waggon, einer, als er fast das schützende Dunkel erreicht hatte, durch einen Zufallstreffer. Einer entkam, wohl verwundet, aber er wurde wohl von anderen Partisanen im Walde gefangen und am nächsten Baume aufgehängt. (Das erfuhr ich nach vielen Monaten von slowakischen Einwohnern von Schemnitz, die in der unkenntlichen Leiche den entkommenen Hochwieser vermuteten.)
»Ich mach Luft«, ruft da dieser Unteroffizier. »Wer braucht Luft?« fragt er durch eine Türspalte. Ungefähr 14 Männer und Burschen läßt er durch Posten in das Magazin führen. Dann läßt er die Türe wieder schließen. Er geht ins Magazin. Von dort hören wir nun die einzelnen Schüsse einer Pistole. Nur zweimal hören wir ein Stöhnen, dann folgt immer schnell ein Schuß.
Unterdessen ist das Toben in einem anderen Güterwaggon ganz schlimm geworden. Außer Hochwiesern und Paulischern sind dort auch einige Deutsche aus Žarnovica und aus Sandrik, darunter eine Frau mit ihrer Tochter. - Ich berichte nach den Angaben eines der wenigen Überlebenden. - Am Boden

Leidensweg der Hochwieser und Paulischer



lagen bereits bei der Ankunft in Štiavnica eine Anzahl, die einem Herzanschlag oder der Erstickung zum Opfer gefallen waren, es waren auch Ohnmächtige, die anderen Männer traten oft auf sie. Die Kleider rissen sich die Männer vom Leib. Das Mädchen aus Sandrik lag vor der Tür. »Wir verrecken hier doch alle. Dann sollen die Hunde lieber schießen. Wir müssen die Tür aufsprengen.« Mit der Kraft der Verzweiflung gelang dies auch. Die Leiche des Mädchens wurde gleich in die Öffnung geschoben, da sie am nächsten bei der Türe lag. Die Posten versuchten, die Türe zu schließen, aber die dazwischengeklemmte Leiche verhinderte dies. Mit Draht und ähnlichen Dingen wurde ein weiteres Öffnen verhindert. Unterdessen war dieser Prokay mit seiner Henkerarbeit im Magazin fertig. (Wie weit er an dem Folgenden persönlich beteiligt ist, weiß ich nicht.) Es wurden MP in die Türspalte geschoben und das Magazin in den Knäuel der Menschen entleert. Eine Handgranate nach. Nur noch ein Stöhnen. Blut sickert durch den Boden. Es leben aber immer noch (welche). - Die Toten schützen die Lebenden. Von denen, die am Boden lagen, hätten auch noch manche gerettet werden können. In der Übermüdung wollte sich mancher auf die Leichen hinfallen lassen und fuhr wieder hoch, wenn die vermeintliche Leiche aufstöhnte. Zwanzig Überlebende, davon eine Anzahl Verletzter, zählte der Waggon am Morgen von über 70 Insassen. Einer der Verletzten, ein junger Bursche, wurde nach dem Massaker in das Krankenhaus von Neusohl geliefert, wo er von den Deutschen befreit wurde.

In einem anderen Waggon ging der Wahnsinn um. Es waren da schon kleine Lüftungsfenster. Ein Mann versuchte, sich mehreremal aufzuhängen, er starb. Ein anderer zwängte sich durch das Lüftungsfenster, als die Apathie allgemein war. Er starb unter den Bajonetten der Wachen.

Nach diesem blutigen Gemetzel, das sich hauptsächlich in der Zeit zwischen elf und ein Uhr nachts abspielte, wurde es still. Auch in den Waggons war es still. Nur hie und da ein Stöhnen. Die ruhigeren Posten, die sich während des Massakers selbst hatten zrückziehen müssen, kamen wieder herbei. Die Mörder zogen sich mehr zurück. Ein Lkw wurde von ihnen geholt und die Leichen der Männer im Magazin und um den Zug weggefahren. Über die Blutlachen wurde Sand und Kalk gestreut.

Als Posten aus dem Waggon, in dem die Lehrerin und die zwei Kindergärtnerinnen aus Hochwies waren, Mädchenstimmen hörten, öffneten sie auch einen Spalt. Ein Posten brachte einen Becher Wasser. Es bekamen zuerst die Mädchen und die Frau, dann schluckweise die Männer. Die Gier der Männer nach Flüssigkeit war schon so groß, daß sie dem einen Mädchen gänzlich die Kleider von rückwärts zerfetzt hatten, bis der Morgen kam.

Nach neun Uhr kam der Hauptmann. Als er die Meldung hörte, ließ er sofort

eine Sanitätsbereitschaft des Roten Kreuzes alarmieren und das Gericht um Entsendung von Sachverständigen bitten. Telephonisch ging die Meldung nach B. Bystrica. Die Posten wurden abgelöst. Das Bahnhofsgelände wurde mit Posten umstellt. Dann durften wir heraus. Es gab zunächst Wasser. Die Leichtverletzten wurden etwas verbunden. Der junge Bursche auf einer Bahre fortgebracht. Entsetzt standen dann die Offiziere vor den Leichen. Bald kam auch eine Zivilist. Man sagte, er sei von der Provisorischen Regierung in B. Bystrica.
Die Leichen waren unterdessen von einigen unserer Männer aus den Waggons gezogen und auf einen Haufen gelegt worden. Da lagen sie nun mit verkrampften Fäusten und verzerrten Gesichtern, blaß und ausgeblutet. Von den Toten, einschließlich die Toten, die in der Nacht schon fortgeschafft worden waren, waren ungefähr 60 aus Hochwies, gegen 20 aus Paulisch, zwei oder drei aus Žarnovica und aus Sandrik ein Mann und ein Mädchen. Die Gesamtzahlt der Toten betrug jedenfalls 83.
Ich sah den Vertreter der Provisorischen Regierung sich die Haare raufen. »To se nemelo stat! Takove veci nechceme. To se vypomsti!« »Das alles sollte nicht geschehen! Solche Sachen wollen wir nicht. Das wird sich rächen.« Ich höre das heute noch in den Ohren klingen. Es war geschehen. . . .« (50)

Der Leidensweg der Männer aus Hochwies-Paulisch war nach dem Zurücklassen ihrer toten Kameraden in Schemnitz, damit nicht zu Ende, wie es Überlebende im Buch »Hochwies-Paulisch« berichten:
»Wir wurden trotz unseres Widerstrebens wieder in die Waggons verfrachtet. An der Gran hielt der Zug, und wir konnten uns waschen und säubern. Bisher waren ja alle Ausscheidungen in den Waggons geblieben. Über Altsohl brachte man uns im Güterwagen in südlicher Richtung nach Pliešovce. Von da mußten die 13 km bis zum Truppenübungsplatz Oremlaz zu Fuß zurückgelegt werden. Das Lager auf blanken Brettern war hart und die Nächte wurden kalt. Die wenigsten hatten warme Kleidung. Man brachte einen weiteren Schub Männer aus der Umgebung von Kremnitz.
Am 7. Oktober wurden wir wieder in Marsch gesetzt. Es bedurfte mancher Kolbenstöße, bis wir etwa zu 50 Mann in die Waggons gebracht waren. Der Schock der Schreckensnacht in Schemnitz saß noch tief in uns. Die Fahrt ging über Neusohl bis Brezno, dann in Richtung Tisovec bis Rohozná, eine kleine Haltestelle.« (51)
Eine Gruppe Stübner wurde zum Bau von Baracken auf einer sumpfigen Wiese abgestellt, das Lager für die nächsten drei Wochen. Zu einer zwei Kilometer entfernten Wiese mußten von der Haltestelle Schlacke, Bohlen und Schwellen getragen werden. Auf zuvor ausgehobenen Drainagegräben wurde

die Schlacke planiert. Darauf kamen in Schachbrettmuster die Schwellen zu liegen. Die Bohlen als letzte Auflage ergaben die Rollbahn für die Flugzeuge. Während der Arbeitszeit, und auch in den Bretterbehausungen herrschte strengstes Sprechverbot, Durch die Ritzen regnete es. Viele litten unter Durchfall bei dem naßkalten Wetter. Zur Nachtzeit durfte niemand den Verschlag verlassen. Weil einige dennoch hin- und hergingen, mußten am nächsten Morgen alle Männer dieser Bude spießrutenlaufen. Ein Dutzend Partisanen schlugen mit Latten und Gewehren auf sie ein. Ein Hochwieser starb an Entkräftung.

Zwei Stübner, die trotz Warnung vor einer Flucht mit Erschießen anderer Kameraden gewarnt wurden, wurden nach einem Fluchtversuch aufgegriffen und erhielten schwere Schläge von den Bewachern. Ihre Kleider wurden mit Kalk gezeichnet. Und als besondere Bestrafung mußten sie Schwellen einzeln tragen. (52)

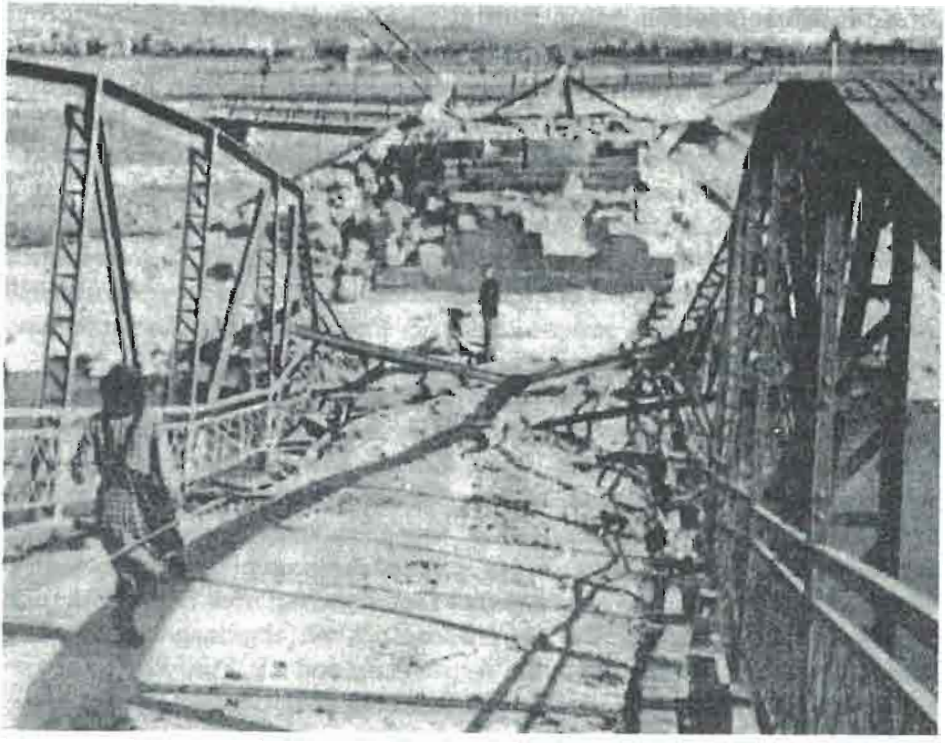
Nicht zu vergessen sind die slowakischen Bauern der dortigen Umgebung, die ebenfalls mit ihren Gespannen zu Fuhrarbeiten herangezogen waren. Sie brachten manches Stück Brot und steckten es heimlich Ausgehungerten zu. Auch munterten sie die Verzweifelten auf und berichteten regelmäßig über den Verlauf der Kämpfe. (53)

Als der Ring um das von den Partisanen beherrschte Gebiet mit dem Zentrum Neusohl infolge erfolgreicher Gegenangriffe deutscher Verbände immer enger wurde, erlahmte die Kampfmoral der Aufständischen. Die Partisanen sprengten Flugzeuge, wie auf dem Flugplatz in Sliač geschehen, Einrichtungen gingen in Flammen auf. Die Gendarmeriebewachungen legten ihre Partisanenembleme ab. In Sliač landete bereits am 24. Oktober ein deutsches Flugzeug. (54)

Am 26. Oktober flüsterten gutherzige Offiziersposten: »Der Aufstand geht zu Ende, ihr werdet nach Abkommen freigelassen!« Die verschleppten deutschen Männer erhielten an ihren Einsatzstellen den letzten Befehl, sich zu den Transportzügen zu begeben. An zahlreichen Stellen des Grantales stiegen Elendsgesalten wiederum in überfüllte Waggons. Die letzten wurden mit Gewehrkolben hineingezwängt. Die Menschenfracht rollte über Neusohl hinaus. Ein Oberstübner überlebte die Fahrt nicht, er wurde in Vlkanová, wo der Zug hielt, auf den Bahnsteig gelegt. Der Transportzug hielt erst bei Sliač, einige Kilometer vor Alsohl auf freier Strecke. Als endlich die Türen geöffnet wurden und alle nach Luft schnappten, gab ein Offizier bekannt: »Ihr seid frei, ihr könnt hingehen wohin ihr wollt!«

Von Vlkanová über Bad Sliač zog sich eine endlose Marschkolonne Verschleppter nach dem 13 Kilometer entfernen Altsohl. In die Kolonne haben sich auch Insassen aus anderen Arbeitslagern eingereiht. Unterwegs sackten

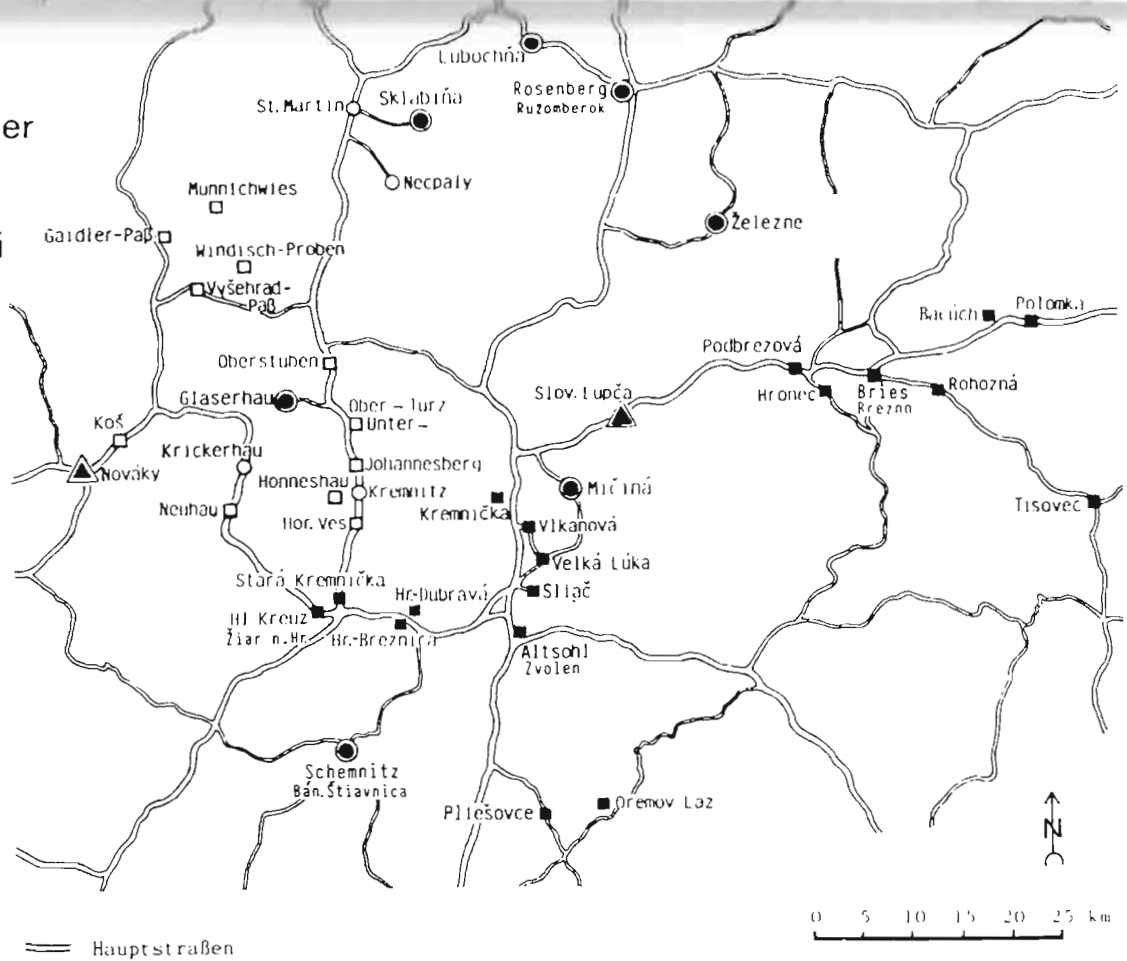
viele wegen Entkräfung zusammen. Kameraden packten sie unter die Arme und leisteten moralischen Beistand.
Auf der anderen Straßenseite schleppte sich ein endloser Zug von geschlagenen Soldaten, Zivilisten, Russen, Lkws und Fuhrwerke mit Familien mit unbekanntem Ziel vorbei. Manchmal fürchteten die in die Freiheit Entlassenen im letzten Moment noch massakriert zu werden. Zur Ehre der Begleitwache sei gesagt, daß sie energisch einschritten, wenn ein Gewehr oder eine Maschinenpistole, von einem flüchtenden Aufständischen auf die Wehrlosen angelegt wurde. (55)
Die Gunst der Stunde nutzten nun auch Partisanenmitläufer volksdeutscher Herkunft. Sie schlüpften in die bald 2000 Mann zählende Elendskolonne, um einer Gefangennahme durch den deutschen Sicherheitsdienst zu entgehen.
Eine merkwürdige Begegnung der eskortierten Prozession der Ziellosen verdient erwähnt zu werden. Diesen kamen u.a. auch Kraftwagen mit slowakischen Offizieren entgegen. In einem der Wagen war der aus Kuneschhau stammende Berufsoffizier Major Johann Mathes. Dieser erkannte unter den



Brücke über die Gran

Vorbeiziehenden seinen Bruder und hielt an. Sie fragen einander: Wohin geht bzw. wohin fahrt Ihr? Und beide andworteten: Ich weiß es nicht!
Die Bewohner der slowakischen Dörfer weinten als sie die Elendgestalten mit vollen Bärten schmutzigen und verwahrlosten Kleidern und zerfledderten Schuhen wie eine Prozession von Bettlern vorüberwanken sahen.
Nach Überschreiten der Granbrücke in Altsohl hielt ein Lagerkommandant eine Entlassungsrede. Er warnte davor, sich den deutschen Kampftruppen anzuschließen um gegen die Partisanen zu kämpfen und schloß mit den Worten: »Chod' te, kade chcete!« (Geht wohin Ihr wollt!)
Jeder hatte den unbändigen Drang, schnellstens und wohlbehalten in die Heimat zu gelangen. Es bildeten sich Gruppen die, jede für sich, ein Ziel hatten, aber von der Angst begleitet wurden, plötzlich von Partisanen überfallen und niedergemetzelt zu werden.
Eine größere noch marschfähige Schar zog noch am Abend bei Fackelschein dorfgruppenweise weiter. Auf ihrem Wege mußten sie einen hohen Berg bewältigen, um auf der anderen Seite die Talstraße zu erreichen. Aber am Morgen erreichten die Heimkehrer dieselbe Stelle, wo sie abends losgezogen waren. Kostbare Kräfte waren nutzlos vertan.
Der fünfwöchige Arbeitseinsatz der Zwangsarbeiter und der Verschleppten im Grantal, hat zeiträumlich Parallelen mit der Leidenszeit der Inhaftierten in Slovenská Lupča, die alle auf die Befreiung harrten. Nach der Befreiung vollzog sich die Heimkehr für mehr als 3310 Verschleppte und Gefangene auf abenteuerliche Art. Man kann es mit einem Glücksspiel vergleichen. Nur mit geringer Orientierung und der Angst, versprengten und rachsüchtigen Partisanen in die Hände zu fallen, war man auf das eigene Gespür angewiesen. Auf welch gefährliche Weise die geschwächten Männer in ihre Heimatorte zürckkehrten und die, die aus nie geklärten Umständen ums Leben kamen, bezeugen einige, hier kurz niedergeschriebene Aussagen.
Kuneschhauer Gruppen wurden in der zweiten Nacht sieben Kilometer vor Kremnitz mit »Halt, stehen bleiben, seid ihr heimkehrende Deutsche?« von deutschen Soldaten angehalten. Diese Einheit war offenbar vom Kommen der Verschleppten unterrichtet. In einer Scheune gab es Kaffee, Brot, und ein Strohlager zum Ausruhen. Am 28. Oktober 1944 konnten die überlebenden Kuneschhauer von ihren Angehörigen in Empfang genommen werden. (56)
Der überwiegende Teil der Drexlerhauer fand den Weg über Schemnitz nach Heiligenkreuz, wo sie, fast bis zur Unkenntlichkeit abgemagert und völlig übermüdet, von ihren Familien mit Verpflegung und mit Fuhrwerken erwartet wurden. Vier Drexlerhauer sind nicht zurückgekehrt.
Oberstübner Gruppen gelangten nachts bei Dúbrava an den Gran-Fluß. Auf die aus dem Wasser ragenden Bogen der gesprengten Brücke wurden unter

Leidensstätten der Deutschen in der Mittelslowakei



größter Gefahr Balken und Bretter gelegt. Man mußte auf die ruhigere andere Seite der Straße. Die Stübner stießen auf einen deutschen Spähtrupp. Ein Offizier wußte von den Heimkehrenden. Sie bekamen nach Tagen wieder eine Mahlzeit. Mit Lastwagen brachte man die Gestärkten nach Kremnitz. Von dort wurde Oberstuben telefonisch verständigt.
In den slowakischen Dörfen südlich von Kremnitz standen die Bäuerinnen vor den Hoftoren und schnitten für die vorbeigehenden deutschen Heimkehrer Brotlaibe auf.
Von den Heimkehrenden aus Deutsch-Litta, die den Weg über die Kremnitzer Höhen bei Skalka nahmen, kamen elf Männer zu Hause nicht an. Statt der sicheren Straße, wählten Honneshauer Heimkehrer kürzere Wege, die sie von den Viehmärkten und Wallfahrten her kannten - 15 Männer dieses Ortes wurden noch Opfer der versprengten Partisanen.
Verschleppte Männer, die nicht zurückkehrten: von Hochwies-Paulisch 83, von Kuneschhau 63, von Blaufuß 31, von Drexlerhau 4, von Kremnitz 4, von Glaserhau 2 und Krickerhau ein Mann.

Erläuterungen und Quellenangaben

1) Im Hauerlandarchiv, Bensberg, Emil D. Münnichwies (weiterhin UHA); 2) UHA, Bericht von Anton W. Gaidel; 3) Kurbel, R.: Schmiedshau ein Dorf in der Mittelslowakei, Stuttgart 1981, S. 226; 4) UHA, Bericht von Matthias W. Fundstollen; 5) Grünwald, L.: Im Kampf für Frieden und Freiheit II, München 1979, S. 154; 6) Bundesarchiv Koblenz, Ost-Dok. Slowakei 2/381, S. 53 (weiterhin BAK); 7) Záni, F.: Handlovćania v boji z slobodu, Osveta-V. 1974; S. 47 f (weiterhin Záni); 8) Záni, S. 57; 9) BAK; 2/382, S. 739; 10) Schwarz, R.: Drexlerhauer Heimatbuch, Stuttgart 1980, S. 112 f (weiterhin Buch Drexlerhau); 11) und 12) Maday, J.: Hochwies-Paulisch - Das Siedlungsgebiet um den Reichberg, Stuttgart 1984, S. 227 ff (weiterhin Buch Hochwies-Paulisch); 13) Großmann/Daubner: Glaserhau - Ein deutsches Dorf im Hauerland, Stuttgart 1982, S. 297 f (weiterhin Buch Glaserhau); 14) UHA, Bericht von Johann R. Kuneschhau; 15) UHA, Bericht von Karl O. Kremnitz; 16) UHA, Bericht von Adelheid S. Blaufuß; 17) Prokein, S.: Honneshau - Geschichte eines deutschen Goldbergbau-Dorfes in der Mittelsolwakei (14. Jahrhundert bis 1945), Stuttgart 1987, S. 200 f (weiterhin Buch Honneshau); 18) BAK, 2/381,S. 59; 19) Beck-Ertl, H.: Oberstuben - Deutsches Dorf im Hauerland, Stuttgart 1981, S. 81 f (weiterhin Buch Oberstuben); 20) BAK; 2/382, S. 467; 21) Karpatenpost, Oktober 1952; 22) Arbeitskreis der Krickerhauer: Krickerhau - Eine deutsche Siedlung in der Slowakei, Voerde 1980, S. 272 (weiterhin Buch Krickerhau); 23) BAK; 2/382, S. 721; 24) Buch Honneshau S. 202 f; 25) UHA, Bericht von Johann K. Schmiedshau; 26) UHA, Bericht von Josef Sch. Fundstollen; 27) UHA, Bericht von Johann K. Schmiedshau; 28) BAK, 2/382, S. 475f; 29) Wohland, L.: Vom Strudel erfaßt - Ein heimatliches Lesebuch, Stuttgart 1986,S. 154; 3k0) Buch Krickerhau S. 270; 31) UHA, Bericht von Johann K. Schmiedshau; 32) BAK, S. 477 und BAK, 2/382, S. 477; 33) BAK, 2/381,S. 259; 34) Buch Oberstuben S. 156; 35) Karpatenjahrbuch 1971, S. 111 f; 36) UHA, Bericht von Michael T. Hedwig; 37) Buch Krickerhau S. 273 f; 38) Kapratenpost, Oktober 1958, mit Beitrag aus »Kanadský Slovák«; 39) Buch Krickerhau S. 274; 40) UHA, Bericht von Johann R. Kuneschhau;

41) Gretsch, F.: Unsere Heimat Johannesberg, Stuttgart 1986, S. 156 (weiterhin Buch Johannesberg); 42) Buch Honneshau S. 206 f; 43) Buch Johannesberg S. 160; 44) Buch Honneshau S. 209 f; 45) UHA, Bericht von Johann R. Kuneschhau; 46) Buch Drexlerhau S. 113; 47) Buch Oberstuben S. 157; 48) und 49) UHA, Bericht von Joesf P. Unterturz; 50) Der Opfertod unserer Väter 1944 - 1969; Hilfsbund karpatendeutscher Katholiken Stuttgart 1969, S. 20 ff; 51) und 52) Buch Drexlerhau S. 113; 55) Buch Hochwies-Paulisch S. 238; 56) UHA, Bericht von Johann R. Kuneschhau.

6. Die Befreiung (1)

Der Zwischenfall von Turz St. Martin (Turčiansky Sväty Martin) am 27. August 1944 wurde keineswegs das Signal zum Aufstand der Slowaken, sondern bewirkte im Gegenteil den Einmarsch der Deutschen Wehrmacht. Bis zu dieser Zeit befand sich keine deutsche Wehrmachtseinheit auf dem Gebiet der selbständigen Slowakei. (2)
Am 29. August 1944 verlas um 19.30 Uhr der Verteidungsminister Čatloš im slowakischen Rundfunk eine Ansprache an die Offiziere, Soldaten und Bürger, in der der Präsident der Slowakischen Republik, Dr. Tiso, die Hilfe von deutschen Truppen zur Bekämpfung der Partisanen und zur Wiederherstellung der Ordnung bekannt gegeben und die Bevölkerung um Unterstützung gebeten hat. (3)
Daß die halbe Slowakei von einem Aufstand erfaßt wurde, davon hatte die deutsche Führung Ende August 1944 keine Kenntnis. Deshalb dachte man zunächst an eine Art »Polizeiaktion«, so daß SS-Obergruppenführer Berger, der am 1. September praktisch den Oberbefehl über alle vorrückenden Verbände in der Westslowakei übernahm, am 2. September an den Reichsführer Himmler schrieb: »Ich hoffe, daß in vier Tagen die Angelegenheit beendet ist.«
Es gab deshalb auch keinen eigentlichen Angriffsplan, sondern lediglich Vormarschetappen und kurzfristig gesteckte Operationsziele. Der »Deutsche Feldzug in der Slowakei« begann politisch und militärisch anfangs als bloße Reaktion auf die Vorgänge im Lande.
Die Führung des Aufstandes, die zur gegebenen Zeit die Deutschen überraschen wollte, war nun selbst die Überraschte. Für das I. Armeekorps in der Ostslowakei, Kampfteil und aktiver Kern des gesamten slowakischen Heeres, hatte der Mord von St. Martin katastrophale Folgen, denn am 29. und 30. August war das Korps führungslos. General Malár, der kommandierende General, befand sich in diesen Tagen in Preßburg. So wurden Offiziere und Soldaten überrascht, als unerwartet Einheiten der deutschen 108. Infanterie-Division aus dem Raum Kaschau (Košice) gegen sie vorgingen. Oberst Markus (1. Division) und Oberst Tatarko (2. Division) hatten bis dahin weder Befehle aus Preßburg noch aus Neusohl (Banská Bystrica) erhalten.
Oberst Talsky - Stabschef des 1. slowakischen Armeekorps und als einer der Stellvertreter Golians in die Aufstandspläne eingeweiht, beging Fahnenflucht, ließ seine Truppe im Stich und flog mit seinem Stab und 38 Kampfmaschinen in die Sowjetunion, als die Deutschen anrückten. Es kam bei den Slowaken zu einem totalen Durcheinander, so daß es den Deutschen gelang, eine

kampflose »Verhaftungsaktion« bei den beiden slowakischen Elitedivisionen durchzuführen. Lediglich 2.000 von insgesamt 24.000 Mann gelang es, sich der Gefangenschaft zu entziehen und sich zu den Aufständischen in der Mitteslowakei durchzuschlagen.

Unter solchen Umständen muß es Wunder nehmen, daß es noch zu einer geschlossenen slowakischen Abwehr kam, die den deutschen Angriffen zwei Monate standhalten sollte. Oberstleutnant Golian, der Anfang September 1944 zum Oberst und kurz darauf zum Brigadegeneral befördert wurde, konnte bei Beginn der Kämpfe mit rund 22.000 Soldaten und Offizieren der regulären Armee rechnen, zu denen noch rd. 2.000 bewaffnete Partisanen kamen. Verstärkt werden sollten diese Kräfte durch rund 20.000 bis 25.000 Reservisten, die durch die Mobilmachung im Aufstandsgebiet erfaßt werden sollten. Doch die Mobilisierung brachte nicht den erhofften Erfolg. Es gab nicht wenige, die sich zwar auf den Weg zu den Erfassungsstellen machten, dort aber niemals ankamen, weil sie sich unterwegs in die Berge schlugen oder bei Bekannten in fremden Dörfern untertauchten.
Die Deutsche Wehrmacht war auf eine Aktion in der Slowakei nicht vorbereitet und hatte keine operativen Reserven zur Verfügung. Umso erstaunlicher waren die Improvisation und das schnelle Handeln. Es ergingen Befehle, Kampfgruppen in Regimentstärke zu bilden. Das Wenige, das man aufbringen konnte, wurde unverzüglich in Marsch gesetzt.
Vom Südosten her hatte sich die 108. Infanterie-Division aus dem Raum Kaschau gegen das 1. Armeekorps der slowakischen Armee in Bewegung gesetzt und dieses aufgelöst.
Von Lučenec bis Plešivec trat die Division »Horst Wessel« an.
Im Nordosten des Aufstandsgebietes hatte eine Kampfgruppe der Heeresgruppe »Nordukraine« am 31. August Käsmark und am 1. September Poprad besetzt. Sie bestand aus einem verstärkten Bataillon der Waffen-SS, genannt »Kampfgruppe Schäfer« und einem verstärkten Bataillon der »86. Infanterie-Division« mit insgesamt 2.400 Mann.
Im Norden griff ein verstärktes Bataillon, die »Kampfgruppe Volkmann« aus Polen kommend, die slowakischen Stellungen bei Trstená an. Von Nordwesten rückte bereits am 29. August die Kampfgruppe des Obersten von Ohlen von der 178. Infanterie-Division über Čadca und Strečno auf Sillein zu. Von Südwesten näherte sich die Kampfgruppe »Schill« der Stadt Topolčany im Neutratale, während ein verstärktes »galizisches SS-Bataillon« gegen die slowakischen Abwehrstellungen im Raum Zlaté Moravce vorfühlte. Am 10. Oktober trifft die »14. galizische SS-Waffen-Grenadier-Division« in Sillein ein und wird im Waagtal von Štrba im Osten bis Puchov im Westen eingesetzt.

Am 16. Oktober erfolgt die Ablösung der Kampfgruppe »Schäfer« durch die Division »Dirlewanger« bei Rosenberg.

Die Kampfgruppen »Schäfer« und »Volkmann«

Der Abend des 4. September wurde für die Aufständischen ein schwarzer Tag. Die Kampfgruppe »Schäfer« besetzte die Stadt Liptau St. Nikolaus (Lipt. Sv. Mikuláš) und stand nur noch 25 Kilometer ostwärts von Rosenberg (Ružomberok), dem Industriezentrum der nördlichen Mittelslowakei. Am 6. September wurde Rosenberg besetzt, wodurch das Waagtal mit der Eisenbahnlinie von Trentschin (Trenčin) - Sillein (Žilina) - Rosenberg nach Preschau (Prešov), die für die Versorgung der Truppentransporte von Westen nach Osten lebenswichtig war, in deutsche Hand kam. Besondere Bedeutung hatten dabei auch die Waffenfabriken in Dubnitz (Dubnica), Považská Bystrica und Rosenberg.
Am 15. September konnte die Kampfgruppe »Schäfer« die Verbindung mit der Division »Tatra« bei Kralovany herstellen. Der Kampfgruppe »Volkmann« gelang es, unter schweren Kämpfen den Raum Dolný Kubin zu erreichen.

Die Kampfgruppe des Obersten von Ohlen

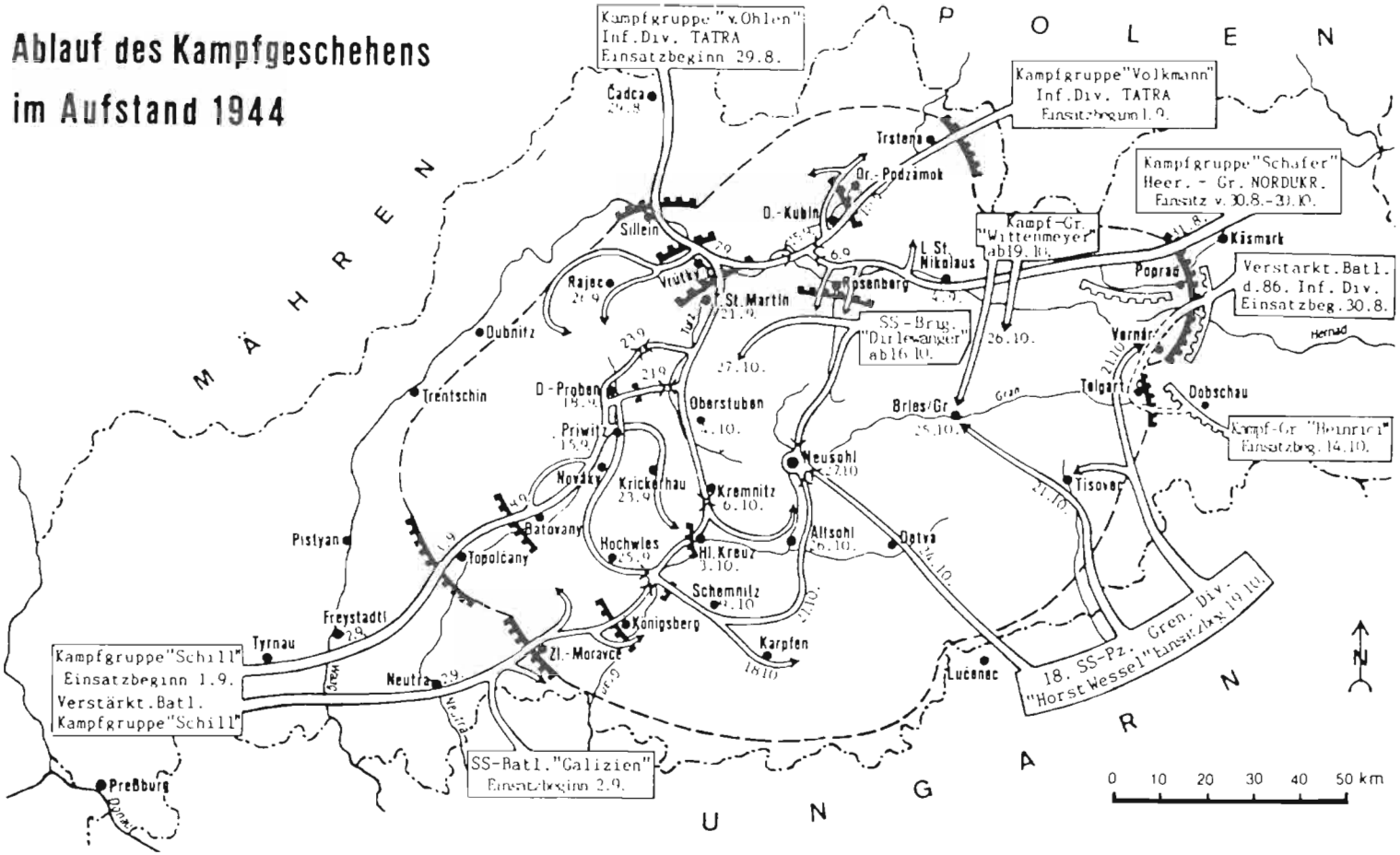
Diese Einheit, die schon am 29. August von Čadca her in Richtung Sillein vorgerückt war, geriet bei Štrečno, 14 Kilometer nördlich von St. Martin, in schwere Kämpfe. Hier stießen die Deutschen auf 250 französische Soldaten, die ein ideales Verteidigungsgelände besetzt hielten. Sie waren aus deutscher Kriegsgefangenschaft ausgebrochen und hatten sich über Ungarn in die Slowakei durchgeschlagen und zum »Bataillon Foch« zusammengeschlossen.
Am 1. September wurde die Verteidigung von Štrečno durchbrochen und der Vormarsch auf Vrútky gegen zähe feindliche Abwehr fortgesetzt. Am 5. September konnte Vrútky besetzt werden. Die Kampfgruppe wurde von Generalleutnant von Loeper übernommen und in Division »Tatra« umbenannt. Der weitere Vorstoß nach Süden über Priekopa - Klačany wurde zunächst von heftigen Gegenstößen aufgehalten. Am 13. September wurden die Höhen von Sučany genommen und ein wichtiger Brückenkopf über die Waag nach Süden gebildet.
Am 15. September ist die Verbindung zwischen der Division »Tatra« und der Kampfgruppe »Schäfer« hergestellt. Um einen Durchbruch nach Süden auf

St. Martin zu verhindern, unternahmen die slowakischen Einheiten einen Gegenangriff auf Sučany. Unter schweren Straßen- und Häuserkämpfen konnte der Ort gehalten werden.
Am 20. September nahm die Division »Tatra« gegen harten Widerstand das Höhengelände südlich von Sučany, stieß in breiter Front vorwärts und nahm am 21. September im Sturm Turz St. Martin. Damit war der Durchbruch ins Turztal erzwungen, das Turzer Gebiet für die Aufständischen nicht mehr zu halten. Die große Säuberungsaktion, die am 25. September in der Kleinen Tatra und in angrenzenden Gebieten gegen Partisanen und versprengte Soldaten begann, brachte keinen Erfolg, weil sich die Verfolgten in die unzugänglichen Schluchten und waldreichen Berghänge zurückzogen.

Die Kampfgruppe »Schill«

Über den Einsatz und das Vorrücken dieser Einheit soll ausführlicher berichtet werden, weil sie einen großen Teil der Volksdeutschen vom Terror der Partisanen befreite.
Am 29. August 1944 wurde aus Teilnehmern von Offizier- und Unteroffizierschulen der Waffen-SS in Prag, Beneschau (Benešov), Kienschlag und Josefsstadt bei Königgrätz ein Bataillon improvisiert.
Am 1. September kamen die Transportzüge nach Preßburg, die slowakischen Garnisonen in der Stadt und der Umgebung wurden kampflos entwaffnet.
Drei Schmiedshauern war es gelungen, sich durch die Wälder zum Rüstungswerk Dubnitz im Waagtal durchzuschlagen, von dort mit der Bahn nach Preßburg zu fahren und die Volksgruppenführung sowie die militärische Führung über die katastrophale Lage im Hauerland zu unterrichten. Daraufhin wurde nach Eintreffen von Verstärkungen die Kampfgruppe gezielt zur Befreiung des deutschen Siedlungsgebietes eingesetzt. (4)
Vorauseinheiten setzten zum Marsch nach Neutra an und standen am Abend vor der Stadt. Der Kommandant der Garnison, Major Šmigovsky, hielt treu zum Präsidenten und der Regierung. Es kam nicht zum Kampf.
Am 3. September fand das erste Gefecht bei Topolčany statt. Partisanen, die zur Verteidigung der Stadt eingesetzt waren, ließen diese bei den ersten Schüssen im Stich.
Bei Bat'ovany (heute Partizanské) hatten slowakische Truppen die Straße gesperrt. In der Nacht vom 7. zum 8. September pirschte sich das 1. Bataillon »Schill« lautlos über die bewaldeten Höhen im Norden heran, die von Partisanen gehalten werden sollten. Aber es fiel kein Schuß. Am Vormittag des 8. September brach das Bataillon plötzlich in die Flanke der Verteidigung

Ablauf des Kampfgeschehens im Aufstand 1944



Erläuterung:

- Grenzen der selbständigen Slowakei, 1939
- Grenzen des Aufstandsgebietes
- Verteidigungsstellungen der Aufständischen
- Deutsche Angriffsrichtungen
- Verteidigungsstellungen deutscher Kampfgruppen
- Rückzug deutscher Kampfgruppen

und rollte diese auf. Wilde Panik entstand in Richtung Oslany, das am Nachmittag des 9. September nach heftigen Kämpfen genommen wurde.
Das wichtige Industriezentrum Nováky war von starken Kräften nach Süden abgeschirmt. Auch hier gelangten die Deutschen im Nachtmarsch über die Höhen in die Flanke des Gegners. Am Morgen des 13. September vereinigten sie sich mit den Strumgeschützen, die in der Nacht einen Umgehungsmarsch über Dolné Vestenice vollzogen hatten. Im motorisierten Flankenangriff wurde Nováky genommen.
Wie groß die Panik bei den überrumpelten Partisanen war, schildert Josef D. aus Krickerhau, der zu Schanzarbeiten gezwungen worden war: »Als die deutschen Soldaten auftauchten, entstand ein ungeheueres Durcheinander. Jeder suchte sich zu retten und lief, was er nur laufen konnte. Auch wir, die Zwangsarbeiter, schlossen uns den Flüchtenden an. Ich lief mit einer Gruppe in Richtung Cigel. Es wurden immer weniger, denn mehr und mehr Partisanen tauchten links und rechts im Wald unter. Neben mir lief einer, der fragte: »Bist du ein Slowake?« Als ich bejahte, drückte er mir sein Gewehr in die Hand und rief mir zu: »Da, kämpfe weiter!« und verschwand. Als ich allein war, warf ich die Waffe in ein Gebüsch und suchte den Weg über den Donnerstein nach Hause.« (5)
Die aufgelösten Massen der Verteidiger flüchteten in Richtung Priwitz (Prievidza), das am 14. September kampflos besetzt wurde, während sich einige Stunden vorher ein Kommandounternehmen von 18 Mann bereits in den Besitz eines Treibstofflagers in Zemianské Kostolany mit zwei Millionen Liter Benzin gesetzt hatte. Darüber berichtet Fero Záni in seinem Buch: »Handlovčania v boji za slobodu.« »Ihr Vorhaben verwirklichte sie (»Schill«) am 13. September. Gleich morgens umging eine 18köpfige Grenadiergruppe die Stellung der Aufständischen und drang überraschend in die Militärdepots in Zemianské Kostolany ein. Hier entstand große Panik, die Aufständischen verließen kopflos die Depots, welche der Feind praktisch kampflos einnahm. Erbeutet wurden zwei Millionen Liter Benzin, große Mengen Sprengstoff und diverse Munition. Einen Stunde nach der Besetzung des Depots hat das 1. Bataillon der Gruppe »Schill die desorientierte aufständische Verteidigung durchbrochen und Nováky besetzt. Die vorgeschobenen feindlichen Einheiten stießen mit ihrer Sturmartillerie bis zur Gemeinde Koš vor. Die Aufständischen hinterließen am Kampfort schwere Bewaffnung und zogen sich über Velká Lehota, Cigel und Sebedražie nach Priwitz zurück. Hier begann die große Evakuierung in Richtung Krickerhau.« (6)
Am 15. September zeigte sich, daß die Gruppe »Schill« mit der Einnahme von Priwitz in eine schwierige Lage gekommen war, weil sich die Straße am Ende des breiten Neutratales in zwei Richtungen gabelte und die »Schill« ihre

Kräfte teilen mußte. Ostwärts verläuft eine Straße über Krickerhau -Heiligenkreuz (Sväty Križ, heute Žiar n. Hr.) nach Altsohl (Zvolen), also mitten in das Aufstandszentrum, während nach Norden eine Verbindung über Deutsch-Proben in das Turztal nach St. Martin führt, also unmittelbar in den Rücken der slowakischen Stellungen.
Die Kampfgruppe »Schill« war zu schwach, um gleichzeitig nach beiden Seiten operieren zu können. Vorauseinheiten des 1. Bat. erreichten am Nachmittag des 18. Septebmer 1944 das von Volksdeutschen bewohnte Deutsch-Proben und nahm noch am Abend die Nachbargemeinden ein, die dann am 19. September von den nachrückenden Einheiten besetzt wurden.

Darüber liegen eine ganze Reihe von Augenzeugenberichten vor.

Deutsch-Proben: »Es war am Spätnachmittag des 18. September. In der ganzen Stadt war plötzlich Stille eingetreten, denn die Partisanen liefen Hals über Kopf in Richtung Turztal. Kurz darauf erschien aus der Zechergasse ein Panzer. Ein SS-Mann sprang heraus, und stürmte mit seiner MP die Rathaustreppe hoch. Es dauerte keine fünf Minuten, und die rote Fahne der Partisanen, die bis dahin auf dem Rathausdach geweht hatte, war verschwunden. Die Probner trauten sich noch nicht, die Häuser zu verlassen. Als aber weitere Panzer und andere Fahrzeuge mit deutschen Soldaten in die Stadt rollten, liefen die Einwohner auf die Straße und begrüßten die Befreier.
Darunter waren auch zwei junge Probner, die sich vor den Partisanen nach Trentschin durchgeschlagen und sich in Preßburg den deutschen Truppen angeschlossen hatten. (7)
Zeche: »Am 18. September nahten gegen Abend die deutschen Truppen. Von Priwitz her waren die ersten Panzer vorgestoßen. Noch über Lazany und Kanienka kämpften die Partisanen, dann warfen sie die Waffen weg und flüchteten in die Wälder.« (8)
Fundstollen: »Als wir zwei Tage lang den schweren Geschützdonner hörten, flüchteten die Partisanen durch das Fundstollner Gebiet nach Norden in die slowakischen Gemeinden. Sehr oft wurde von ihnen gefragt, wo es nach Čičmany geht. Beim Herannahen der SS-Verbände ergriffen die Partisanen panikartig die Flucht, und es wurde nur vereinzelt gekämpft. Die Furcht vor der Waffen-SS war groß.« (9)
Gaidel: »Nachrichten sickerten durch, deutsche Verbände seien im Anmarsch. Fuhrwerke mußten sich für die Partisanen bereithalten. Einiges an Inventar wurde aufgeladen, um nach Kloster (Klaštor p. Znievom) gebracht zu werden. Inzwischen kamen die deutschen Truppen so überraschend, daß alle Hals über Kopf ohne Fuhrwerke davonliefen. Am südlichen

Ortseingang wollte sich eine Gruppe Partisanen auf einen Hügel den Deutschen zur Wehr setzen. Der erste deutsche Panzer wurde unter Beschuß genommen,worauf die anderen gezielt zrückschossen. Zwei Partisanen wurden getroffen, die anderen flohen in die Wälder.« (10)

Bries: »Nach den ersten Schüssen der Deutschen flüchteten die bewaffneten Partisanen in Richtung St. Martin.« (11)

Beneschhau: »Die Nacht vom 18. auf den 19. September verbrachten wir im Keller. Die ganze Nacht hörte man Partisanen, die sich in Richtung St. Martin absetzten. Kurz nach Mittag besetzten deutsche Einheiten unser Dorf. Am Nachmittag des nächsten Tages griffen die deutschen Truppen die Paßhöhe Vyšehrad zwischen Neutra und dem Turztal an, wo sich die Partisanen verschanzt hatten. Sie wurde im ersten Ansturm genommen, der Vormarsch in Richtung St. Martin ging weiter.« (12)

Schmiedshau: »In der Schmiedshauer Kirche war allabendlich Andacht, wobei auch um die Befreiung gebetet wurde. Hier gebührt Herrn Pfarrer Jakob Bauer besondere Anerkennung wegen seiner Standhaftigkeit. Des öfteren wurde er verhört und war nahe daran verschleppt zu werden. Als man das Donnern der Geschütze aus Priwitz hörte und die Nachricht kam, daß sich die Partisanen zurückziehen, flohen alle aus der Kirche und wollten sich in die Wälder retten, um nicht von den Partisanen mitgenommen zu werden. Als aber dann am Montag nachmittag die ersten deutschen Panzer durch Schmiedshau rollten, wurden sie bei der Rückfahrt nach Deutsch-Proben mit Blumen völlig eingedeckt. Diese Freude kann man nur verstehen, wenn man das Leid der vergangenen Wochen am eigenen Leib verspürt hatte. Die Menschen waren trotz der Befreiung noch vollkommen benommen, obwohl sie diesen Augenblick lange herbeigesehnt hatten.« (13)

Die deutschen Truppen standen damit nur noch 20 Kilometer vom Turztal, im Rücken der aufständischen Verbände, die sich seit mehr als zwei Wochen in ihren Stellungen gegen die »Tatra«-Division behauptet hatten.

Zu dieser Zeit war **Krickerhau** noch fest in der Gewalt der Partisanen. Die Lage war auf das äußerste gespannt. Die Aufständischen wurden immer nervöser und wüteten in der Aussichtslosigkeit ihrer Lage schlimmer denn je. Viele Einwohner befürchteten, daß es zu Kampfhandlungen kommen könnte. So suchten an die 2.000 Menschen, überwiegend Slowaken aus der Kolonie Schutz in der Grube.

Über diese Tage wird berichtet: »Die deutsche Artillerie schoß von jenseits des Donnerstein auf Ansammlungen von Partisanen. Das war ein sicheres Zeichen, daß man auf Befreiung hoffen konnte. Wir stellten fest, daß die Kampfbereitschaft der Aufständischen gering war. Das bezeugten die weggeworfenen Uniformen und anderes Kriegsmaterial.« (14)

Mancher, der zum Mitmachen gezwungen worden war, versuchte, sich davon zu machen. Frau Maria S. hatte das folgende Erlebnis: »Am selben Nachmittag erschien in unserer Küche ein bewaffneter junger Mann in slowakischer Uniform. Er machte auf mich einen sehr unruhigen Eindruck. Nach einem kurzen Wortwechsel bat er um etwas Essen und sagte, er hätte drei Tage nichts mehr in den Bauch bekommen. Ich setzte ihm eine aufgewärmte Kürbissuppe vor, die er heißhungrig hinunterschlang. Nachher schaute er sich in der Küche um und fragte: »Sind hier denn keine Männer?« Ich sagte: »In diesem Haus sind keine.« Nun fragte er, ob ich ihm Zivilkleider geben könnte. Er wäre in der Kaserne in Rosenberg gezwungen worden, bei den Partisanen mitzumachen. Ich log, daß ich ihm das verlangte nicht geben könnte, und er ging. Nach mehreren Tagen fanden Kinder hinter der Eisenbahnunterführung slowakische Uniformen.« (15)

Die Lage wurde immer kritischer, zumal die offensichtliche Gereiztheit der Aufständischen Schlimmes befürchten ließ. Da aus Priwitz keine Züge mehr kamen, nahm Josef W., der von der Deutschen Wehrmacht auf Urlaub war, an, daß die Kreisstadt bereits in deutscher Hand sein müßte. Er beschloß am 21. September, sich mit zwei Kameraden in



Gefangener slowakischer Soldat

der Nacht nach Priwitz durchzuschlagen, die deutschen Einheiten über die katastrophale Situation in Krickerhau zu informieren und um rasche Befreiung des Ortes zu bitten. Die drei kamen wohlbehalten nach Priwitz, wurden dort aber als Partisanen gefangen genommen. Josef W. konnte sich wohl mit Soldbuch und Urlaubschein ausweisen, doch die Deutschen waren mißtrauisch und holten bei seiner Einheit Auskünfte ein. Darüber und mit den Verhören verging der Tag. (16)

Aber am 23. September 1944 stieß das 2. Bataillon »Schill« nach Krickerhau vor und besetzte in einer Blitzaktion Grube und Kraftwerk. Vom Kraftwerk aus, das intakt geblieben war, wurde der Strom nach Altsohl abgeschaltet, so daß es im Zentrum des Aufstandsgebietes zu einer Notsituation in der Energieversorgung kam. Auch das Bergwerk konnte die Förderung von Kohle bald wieder aufnehmen. Brigadegeneral Golian, der Befehlshaber der Aufstandsarmee, war über die kampflose Preisgabe von Krickerhau wie über die mangelnde Einsatzbereitschaft erschüttert und rief seine Kämpfer zu mehr Ehrgefühl und größeren Kampfgeist auf. (17) Von Krickerhau aus besetzten die deutschen Truppen die Höhen von Neuhau und Drexlerhau. Damit hatten sie den Zugang zu Heiligenkreuz und dem Grantal erreicht.

Darüber schreibt Fero Záni: »Am 25. September haben die einheimischen Deutschen die Okupanten in den Rücken der aufständischen Verteidigung im Raum Drexlerhau geführt. Der Feind hat von dort aus unsere Stellungen bei der Derer-Brücke angegriffen. Es entstand eine große Gefahr, daß die Deutschen zum Grangebiet durchstoßen und Heiligenkreuz besetzen werden.« Im Befehl des I. čsl. Armeekommandanten Major Nosko wird konstatiert: »Durch Verschuldung unfähiger Unterkommandeure, die nicht rechtzeitig beiderseitige Verbindung mit der III. und IV. Gruppe herstellten, hat der Feind mit geringen Kräften die Gipfel östlich von Neuhau erobert, so daß er offenen Zugang in das Grantal hat.« (18)

An die 14 Drexlerhauer hatten vor den Partisanen Zuflucht in dem bereits befreiten Krickerhau gesucht. An ihre Rückkehr nach Drexlerhau erinnert sich ein Mädchen von damals: »Wir verließen den Oberort von Krickerhau und schlichen an den deutschen Panzerstellungen vorbei auf die »Kleine Trauschl« zu. Über uns kreisten zwei gefürchtete feindliche Ratas. Sie suchten, wie es schien, die gut getarnten und ebenfalls dort versteckte Flakabwehr. Wir kamen gut daran vorbei und liefen um unser Leben, denn die Maschinen schossen wie wild darauflos. Die deutsche Abwehr traf einen der Vögel, der brennend hinter der Kolonie herunterkam. Während der andere erneut eine Schleife flog, erreichten wir den nächstgelegenen Feldstall. Es war unsere letzte Rettung, denn die Geschoße prasselten sofort wie Hagelschauer auf das feste Strohdach. Wir weinten und jammerten, und unsere

Angst war grenzenlos. Keiner von uns glaubte wohl daran, mit dem Leben davonzukommen. Ich erinnere mich genau an die Worte meiner lieben Großmutter: »Kinder, macht die Augen fest zu und betet, wir sind bald im Himmel.« Doch der Himmel war uns gnädig, wir kamen wie durch ein Wunder unverletzt davon.« (19)

Das 1. Bataillon »Schill« hatte von Deutsch-Proben aus das Turztal erreicht und stieß dort auf Einheiten in Regimentsstärke, die von der »Tatra« weg nach Süden drängten. Die »Schill« brach in heftigen Kämpfen den Widerstand des zahlenmäßig überlegenen Gegners unter für ihn schweren Verlusten. Damit war auch der Weg für die »Tatra« nach Süden offen und »Schill« für andere Aufgaben frei.

Am 24. September und in der Nacht zum 25. September wurde das 1. Bat. »Schill« in motorischem Marsch von Deutsch-Proben über Priwitz und Nováky nach Oslany verlegt, von wo es sofort zum Angriff nach Südosten antrat und noch am Abend des 25. September Hochwies besetzte. Damit bedrohten die Deutschen zum ersten Male des taktische Dreieck Altsohl - Brezno - Neusohl (Banská Bystrica).

Die Deutschen in **Hochwies** und **Paulisch** stellten die Ereignisse von damals

Slovákom v povstaleckom území!

Udalosti v Sklennom, Handlovej, Hornej Štubni, Dolnom a Hornom Turčeku, v Kunešovom, Nem. Ľupči a v Jánovej Lehote jasne ukazujú, že povstalecké hnutie je v znamení vrážd a násilenstva. Nie sme viac ochotní pozerať na toto počínanie. Preto každé ďalšie krvavé výčiny bezohľadne odplatíme tým istým spôsobom.

Varujeme vás, aby ste sa týchto krvavých výčinov nedopúšťali na civilnom obyvateľstve alebo zajatcoch, najmä nie na tých, ktorí boli odvlečení a zdržujú sa v táboroch. Zabráňte to aj cudzím českým, sovietoruským a židovským bandám.

Uvedomte si, že všetko odplatíme podľa zásady „Oko za oko, zub za zub!"

Nemecká branná moc.

Warnung der Deutschen Wehrmacht, daß die Ausschreitungen in Glaserhau, Krickerhau, Oberstuben, Unter- und Oberturz, in Kuneschhau, Deutsch-Lipsch und Drexlerhau bei Wiederholung auf gleiche Weise vergolten werden.

so dar: »Am 8. September hörte man Gefechtslärm aus dem Neutratal. Nachmittags bewegte sich ein endloser Zug aus Lkws, Fuhrwerken und zu Fuß über die Straße fluchtartig dem Grantal zu. Viele warfen, um schneller voran zu kommen, Ausrüstungsgegenstände, Gewehre und Munition weg. Vier Tage blieb es still. Weder kamen die Deutschen aus dem Neutratal, noch die Aufständischen aus dem Grantal. Nachrichten gab es keine. Dann rückten die Aufständischen aus dem Grantal wieder über den Paß bis an die Engstelle des Tales bei Oberndorf vor. In der Folgezeit gab es außer Hausdurchsuchungen, Beschlagnahme von Lebensmitteln gegen Quittung oder auch ohne, keine Belästigungen. Es kam vor, daß Aufständische und Hochwieser zusammen im Gasthaus bei Bier oder Schnaps saßen, wobei die Hochwieser, um den guten Willen zu zeigen, die Zahlenden waren.
Am 19. oder 20. September brachten Leute von der »Plaza« (Ortsteil) Kunde, daß ein deutscher Stoßtrupp durch den Wald unbeobachtet bis zu »s Mirtn« gekommen sei. Dort habe er trotz der Bitten der Bewohner einen Lkw mit Verpflegung für die Aufständischen unter Feuer genommen, die seien abgesprungen und im Wald verschwunden, die Deutschen in den Lkw hinein und durch die Linien der Aufständischen nach Oslany gerast. Die Quittung für diesen »Husarenstreich« erhielten die Dörfler am 23. September. Der Kommandant der Frontlinie der Aufständischen, ein Hauptmann, meinte, daß die deutsche Bevölkerung da mitgeholfen habe und ordnete an, daß alle (deutschen) Männer von 16 bis 60 aus Hochwies und Paulisch fortgebracht werden müßten, da mit einer so unsicheren Bevölkerung im Rücken die Front nicht zu halten sei. Wahrscheinlich aber wäre es auch ohne den Streich der deutschen Soldaten wie in anderen deutschen Gemeinden auch zur Verschleppung gekommen.« (20)
General Golian warf dem 1. Bataillon »Schill« sofort Partisanen und Armeeinheiten entgegen und befahl dem 1. Jagdfliegerregiment mit sowjetischen Piloten, den Gegner mit allen Mitteln zu bekämpfen. Am 26.September erreichte »Schill« mittags ohne nennenswerte Kämpfe Paulisch, erlebte dann aber einen großangelegten Angriff der Jabos, die mit Todesverachtung durch das enge Tal rasten und aus geringer Höhe mit allen Bordwaffen feuerten. Am Abend des 26. September wurde nach heftigen Nahkämpfen mit regulären slowakischen Einheiten Horné Hamre, wenige Kilometer westlich von Žarnovica eingenommen. Am 27. September griffen slowakische Verbände Horné Hamre von allen Seiten an und versuchten, das deutsche Bataillon im Tal einzuschließen. Vom 28. September bis 2. Oktober wechselten bis zu dreimal die Deutschen und Slowaken den Besitz von Dolné Hamre unter hartnäckigen Kämpfen. Am 2. Oktober waren die deutschen Truppen nur noch 25 Kilometer vom Aufstandszentrum entfernt.

Gleichzeitig aber entbrannte 15 Kilometer nordöstlich die Schlacht bei Heiligenkreuz und Kremnitz. Am Abend des 3. Oktober konnte das 2. Batallion »Schill« nach schweren Kämpfen Heiligenkreuz besetzen. Die slowakischen Truppen kämpften mit großer Standhaftigkeit und Erbitterung. Erst am späten Abend konnte ihnen auch Stará Kremnica entrissen werden, drei Kilometer nordöstlich von Heiligenkreuz. Der Ort wurde mehrfach vor slowakischen Angriffen geräumt und konnte erst am Abend des 4. Oktober endgültig in Besitz genommen werden. Der standhafte Abwehrwille der Slowaken war noch an verschiedenen Fronten erkennbar.
Auf der 36 Kilometer langen Front von Turč. Teplice bis Heiligenkreuz hatte Golian etwa 12.000 Mann zusammengezogen. Auf der langen Front von Žarnovica über Schemnitz (Banska Štiavnica), Karpfen (Krupina), bis nach Kralová Lehota - der Süd-Ost-Front des Kessels - befanden sich etwa 20.000 Soldaten. Rund um Neusohl selbst standen nochmals ca. 7.000 Mann.
Auf deutscher Seite standen zum Angriff auf Turč. Teplice und Kremnitz 5.000 der »Tatra« gegen 6.600 Soldaten der Aufständischen. Bei Heiligenkreuz hatte »Schill« 1.200 Mann, denen 3.700 reguläre Soldaten und Partisanen gegenüberstanden.
Am Morgen des 4. Oktober ging die Division »Tatra« zum Sturm auf die Höhen von Oberstuben vor, das in den Abendstunden erobert wurde, wobei die Division sechs Geschütze erbeutete.
Über die Kämpfe um die deutschen Orte in der Umgebung von Kremnitz berichten Augenzeugen:
Unterturz: »Als die deutschen Truppen anrückten, waren die Partisanen noch in der Schule einquartiert. Ich war an dem Tage beim Großvater und hütete die Kühe. Als die Partisanen die anrückenden Deutschen bemerkten und zur Flucht ansetzten, zündeten sie noch das gegenüberliegende Haus von Latzko an. Ich sah, wie sie während der Schießerei am Bachrand und an den schützenden Sträuchern entlang liefen. Meine Großmutter wurde von einem zertrümmerten Dachziegel auf dem Kopf getroffen. Es war Gott-sei-Dank keine tödliche Verletzung. Aber die Frau Anna Litschko wurde dabei erschossen.« (21)
Johannesberg: »Am 6. Oktober wurde Johannesberg in den frühen Morgenstunden von den deutschen Truppen eingenommen. Am Dornsteinrand fanden Kämpfe statt. Einige deutsche Soldaten sind gefallen. Die Johannesberger bereiteten den Befreiern einen stürmischen Empfang.« (22)
Blaufuß: »Das Hauptquartier der Partisanen für den Kremnitzer Bereich befand sich in den Hotels auf der Skalka, einem Berg und beliebten Ausflugsziel bei Blaufuß. Um den 5. Oktober wurde Blaufuß eines Abend von einer stärkeren Partisaneneinheit, ausgerüstet mit allem Kriegsgerät, besetzt. Sie

Vojaci, žandári, finančná stráž, občania Slovenskej republiky!

Sami ste sa presvedčili, že terajšie nešťastie slovenského národa zapríčinily rozkladné živly, ktoré nás rozdelily na dva tábory.

Výčiny týchto dobrodruhov vidíte sami najlepšie, ste očitými svedkami slovenského krviprelievania.

Ničenie slovenskosti je nedozierne.

Ani historické a kulturne stánky neboly od toho ušetrené. Matica slovenská v Turč. Sv. Martine bola tiež priamym účastníkom a svedkom. Korene slovenského života, ktoré majú svetu hlásať, že Slovák žil dávno na tomto území, že rozprával už za dávnych čias svojou materskou rečou, že má úplné právo na svojský život; tieto korene a pramene boly ničené bez záujmu na budúcnosť Slovákov.

A takto to ide ďalej . . .

Vy, ktorí ste verní svojmu rodu vráťte sa dokiaľ je ešte čas. Pomôžte zachrániť, čo sa zachrániť ešte dá.

Posielam Vám priepustky s platnosťou do 10. októbra 1944, ktoré Vám zaistia bezpečný návrat a osobnú slobodu. Prihlaste sa u najbližšieho starostu obce, ktorý Vaše prihlásenie potvrdí a potom u žand. stanice, alebo nemeckého veliteľstva.

Priepustka.

Platná do 10. októbra 1944

Každý slovenský vojak a občan, ktorý sa preukaže touto priepustkou nech je okamžite privedený na najbližšie nemecké veliteľstvo, ktoré sa postará o jeho ľudské a slušné zaobchádzanie. Žiaden vojak a občan nebude potrestaný pre jeho pobludenie.

Minister národnej obrany:
ŠTEFAN HAŠŠÍK

Durchlasschein.

Gültig bis 10. Oktober 1944

Jeder slowakische Soldat und Bürger, der sich mit diesem Durchlasschein ausweist ist zur nächsten deutschen Kommandostelle zu führen, welche sich um seine menschliche und ordentliche Behandlung sorgt. Kein Soldat und Bürger wird für seine Verirrung bestraft werden.

Minister für nationale Verteidigung.
ŠTEFAN HAŠŠÍK

Aufruf an die Slowaken, sich der deutschen Wehrmacht zu stellen

richtete sich zunächst zur Verteidigung des Ortes ein, nahm aber schon am nächsten Morgen vor den anrückenden deutschen Truppen Reißaus. Am Nachmittag des gleichen Tages zogen deutsche Soldaten, von der Bevölkerung freudig begrüßt, in Blaufuß ein. Die Befreiung von der Schreckensherrschaft der Partisanen wurde mit einem Dankgottesdienst gefeiert. Die Partisanen konnten die Stellungen auf der Skalka noch etwa zwei Wochen halten. Erst nachdem die beiden Hotels von deutschen Flugzeugen bombardiert worden waren, zogen sie sich in Richtung Neusohl zurück.« (23)

Honneshau: »Vom Tag, als die Aufständischen aus Honneshau und Kremnitz flüchteten bis zur Heimkehr der Verschleppten vergingen drei Wochen. Erst als die ersten aus dem Neusohler Gebiet eintrafen, begann die Beklemmung vom Dorf zu weichen. Freilich warteten manche Familien vergeblich auf den heimkehrenden Vater, Bruder oder Sohn. Und so manche Träne floß, als es zur Gewißheit wurde, daß ein Teil der Männer in den östlich von Honneshau gelegenen Wäldern zu Tode gekommen war.« (24)

Am 5. Oktober verstärkten die Deutschen ihre Anstrengungen, die Einnahme von Kremnitz zu erzwingen. Die Division »Tatra« nahm gegen heftigen Widerstand Unterturz im Sturm und erbeutete im Nahkampf vier Geschütze.

Am 6. Oktober stürmt die »Tatra« nach schweren Kämpfen am Nachmittag die Stadt Kremnitz, erbeutete fünf Geschütze und schoß einen Panzer im Nahkampf ab.

Am 7. Oktober trafen sich die Verbände »Tatra« und »Schill« südlich von Kremnitz. »Schill« wurde nach Süden verlegt, um die linke Flanke der Aufständischen von Schemnitz her aufzurollen. Schemnitz, Močiar und Svaty Antol wurden noch am 9. Oktober besetzt. Das unbeständige Herbstwetter erschwerte weitere Operationen. Es regnete in Strömen, während der Nebel in den Tälern dampfte und sich die Wolken an die Berge krallten. Am 10. und 11. Oktober säuberte die »Schill« die Gegend von Schemnitz und Svaty Antol von versprengten Feindeinheiten und wehrte am 13. Oktober einen slowakischen Angriff nördlich von Schemnitz ab.

Am 14. Oktober erfolgte auf deutscher Seite eine rege Spähtrupp- und Aufklärungstätigkeit, die die Grundlagen für die beabsichtigte Endoffensive auf das Zentrum des Aufstandes erbringen sollten.

Am 18. Oktober 1944 begann der Angriff. Vom Süden her gelang es der Kampfgruppe »Schill« und der Division »Horst Wessel« in das Aufstandsgebiet einzubrechen, während im Westen, im Nordwesten und Norden die slowakischen Verbände die Stellungen halten konnten.

Am 21. Oktober griff die Aufstandsarmee mit starken Kräften und Artillerieunterstützung die »Schill« an, wurde aber zurückgeschlagen und erlitt schwere Verluste.

22. Oktober: Während die westlichen und nördlichen Frontabschnitte hielten, gelang es im Osten und Süden nicht mehr, die Deutschen zum Stehen zu bringen. Mytna, 16 Kilometer nordwestlich Lučenec und Pliešovce wurden von Einheiten »Horst Wessel« erobert.
Am 25. Oktober wurde Bries (Brezno) genommen, das Grantal lag nun offen und widerstandslos vor den deutschen motorisierten Kolonnen. Das taktische Dreieck war aufgebrochen, die Entfernung nach Neusohl betrug nur noch 36 km. Während die Führung der Aufstandsarmee beachsichtigte, die Städte Altsohl und Neusohl bis zum Letzten zu verteidigen, gaben die Partisanen den Kampf auf und zogen sich mit etwa 3.000 Mann in die Bergregionen zurück, um von dort aus den Kleinkrieg zu führen. Mit ihren Brigaden konnte das slowakische Oberkommando nicht mehr rechnen. Lediglich die »Stalin«-Brigade Jegorovs nahm weiter am Kampf teil.
Am 26. Oktober begann sich die 1. Tschechoslowakische Armee in der Slowakei tatsächlich aufzulösen. In den Mittagsstunden dieses Tages nahm das 1. Bat. »Schill« Altsohl. Nach der Einnahme der Stadt marschierten die Soldaten die Nacht durch, um als erste in Neusohl zu sein. Bei Einbruch der Dunkelheit standen sie acht Kilometer südlich ihres Zieles und hatten seit den frühen Vormittagsstunden 22 Kilometer zu Fuß zurückgelegt.
In den Abendstunden wurde das slowakische Hauptquartier nach Donovaly, einem winzigen Ort in der Niederen Tatra, 16 Kilometer nördlich von Neusohl verlegt.
Am 27. Oktober trat um 1.00 Uhr nachts das 1. Bat. »Schill« zum letzten Marsch auf Neusohl an - auf einer Betonstraße, die stark mit Minen gespickt war. Zudem sicherten unzählige Bunker rechts und links die Straße mit Sperren.
Der Chef der »Schill« berichtet: »Neusohl wurde konzentrisch angegriffen, vom Osten kam eine SS-Division, vom Westen eine Division der Wehrmacht, vom Süden kamen wir, das Regiment »Schill«, um 6.30 Uhr erreichten die ersten Teile des Regiments die Stadt, in der sich Hunderte der Aufständischen ergaben. Aber immer noch leisteten Teile ihrer Einheiten westlich von Neusohl hartnäckigen Widerstand.
Vier Tage dauerte noch der erbarmunglose Kampf, dann - in der Nacht vom 31. Oktober zum 1. November - brachen die Reste der slowakischen Verteidiger aus und zogen sich auf die unzugänglichen, schneebedeckten Kämme der Niederen Tatra zurück. Am 30. Oktober 1944 fand vor dem Staatspräsidenten Dr. Tiso und General Hoefle, dem deutschen Befehlshaber, in Neusohl eine Militärparade statt. (25)

Nr.1679/44 geheim.
Feindlageoffizier.

Prag, den 1.10.44.

Geheim

Betr.: Lage in der Slowakei.

Abendmeldung des Dtsch. Befehlshabers Slowakei vom 1?.10.44:

1.) Feindlage:

Vor Div. Tatra griff der Feind in Gegend Ober-Stuben auf der von Osten gegen unsere Front führenden Eisenbahnstrecke unsere Stellungen mit einem Pz.-Zug an.

Im Übrigen ausser geringer Spähtrupptätigkeit nur Art.-Störungsfeuer im gesamten Abschnitt. Beim Gegner haben sich bisher mit Sicherheit 5 Bttr. bestätigt, darunter 1 schw. Kalibers.

Div.Gefechtsstand Tatra wurde im Laufe des Tages mehrfach mit Bomben belegt und mit Bordwaffen angegriffen. Fml. Jäger (Lag 5/ mit tschechischer Besatzung) stören Strassenverkehr im gesamten Div.Abschnitt.

Bei Kampfgruppe Schill und südl. Rosenberg nur geringes Art.-Störungsfeuer.

Bandenlage: Stärkere Bandengruppen aus geflohenen Ostarbeitern, russischen Gefangenen, tschechischer Jugend im Raum westl. Cadca erhalten Verstärkungen aus der Luft durch anglo-amerik., poln.sche, franzöisische, südslawische und russische Fallschirmjäger, unter ihnen Frauen als Funker.

Angebliche Absicht: Eisenbahnverbindung von Mähr.-Ostrau und dortige Rüstungswerke zu stören.

2.) Eigene Lage:

Bei Div. Tatra, Kampfgruppe Schill und südl. Rosenberg unverändert.

Eisenbahnstrecken Vrutky - Horn.Stubna,- Priwitz - Handlova - Ob. Stuben, Zbehy - Zlate Moravce - Kozarovce, Topolcianky - Nova Ves wiederhergestellt und befahrbar.

Luftwaffeneinsatz: Kein Nachteinsatz wegen Wetterlage, tagsüber 6 Bf 109 freie Jagd über eig. front.ale Strassen. In kurzen Luftkämpfen mit gleichwertigen Kräften wurde eine Lag 5 abgeschossen.

4 Bf 109 klärten mit Luftbild Strasse Kurpfen - Altsohl - Loosne auf und lichtbildeten Art.-Stellungen und vermutete Flugplätze im Raum Altsohl. Eine Bf 109 (Aufklärer) wurde durch Lag 5 abgeschossen. Eine Bf 109 (Jäger) machte nach Luftkampf Bruchlandung.

An
den Herrn St[illegible]

Verluste der Aufstandsarmee und der Partisanen

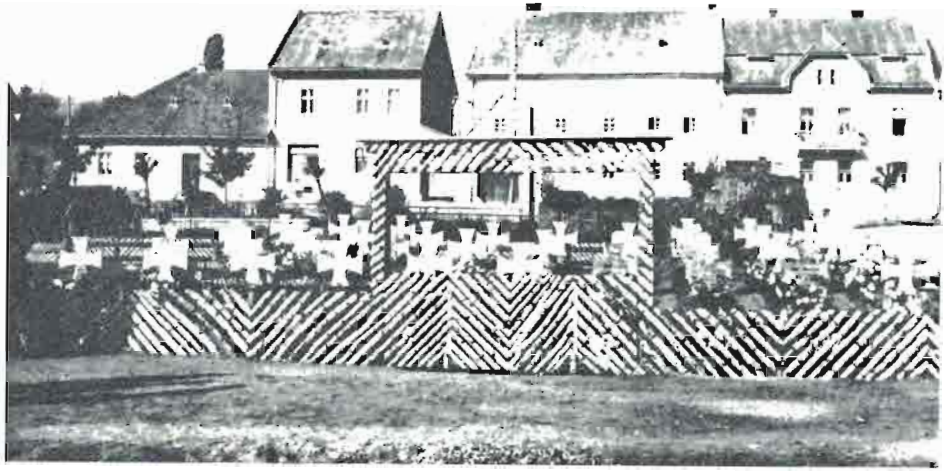
Etwa 5.000 slowakische Soldaten sind gefallen, mehr als 15.000 Mann sind in Gefangenschaft geraten, über 10.000 Soldaten haben auf ein von General Viest in der Nacht vom 27. zum 28. Oktober 1944 diktiertes geheimes Sonderdokument Nr. 25843 hin, »den regulären Widerstand einzustellen und zum Partisanenkampf überzugehen«, (26) die Waffen weggeworfen und sich in ihre Dörfer geschlichen.
Etwa 7.000 Angehörige der Aufstandsarmee gingen in die Berge, vereinten sich mit den Partisanen und vollzogen von dort aus Überfälle. (27)

Erläuterungen und Quellenangaben

1) Die folgenden Ausführungen bilden einen Auszug aus Venohr Wolfgang, Aufstand in der Tatra. In diesem Buch schildert der Verfasser die Kampfhandlungen sehr eingehend. Bei der Befreiung der deutschen Gemeinden sind Berichte von Augenzeugen eingeschoben. (Weiterhin Venohr) 2) Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost- und Mitteleuropa, Berlin 1957, (Weiterhin Dokumentation), Bd. IV/1, S. 160, 161, 3) Dokumentation, Bd. IV/1, S. 161, 4) Kurbel, Rudolf: Heimatbuch Schmiedshau, Stuttgart 1980, S. 231 - 233, 5) Josef D. Krickerhau 6) Záni, František: Handlovčania v bvoji za slobodu (weiterhin Záni), osvete 1974, 7) Fr. E. Deutsch-Proben, 8) Winzenz P. und Rudolf P., Zeche, 9) Matthias D., Fundstollen, 10) Anton H., Gaidel, 11) Paul L., Bries, 12) Schlenker, Melanie: Von Heimat zu Heimat, Stuttgart, S. 326, 13) Frl. E., Deutsch-Proben, 14) Johann L., Krickerhau, 15) Maria S., Krickerhau, 16) Wohland, Ludwig: Vom Strudel erfaßt, Stuttgart 1985, S. 158, 17) Venohr, S. 238, 18) Záni, S. 78, 19) Ida, W. Drexlerhau, 20) Maday, Josef: Heimatbuch Hochwies-Paulisch, Stuttgart 1984, S. 229, 21) Georg W. Unterturz, 22) Franz G., Johannesberg, 23) Adelheid S., Blaufuß, 24) Sylvester P. Honneshau, 25) Venohr, S. 298, 26) Venohr. S. 296, 27) Venohr, S. 299

7. Opfer und Verluste der deutschen Bevölkerung

Dem Vorhaben, die Opfer des Hauerlandes in ihrer Gesamtheit zu erfassen und in Listen festzuhalten, stellten sich fast unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg, waren doch seit den Schicksals-Ereignissen mehr als 40 Jahre vergangen und die Zeitzeugen zum größten Teil verstorben.
Kurz nach Vertreibung und Flucht mußten die Heimatlosen alle Kraft aufbieten, um das eigene Schicksal zu meistern und mit dem oft jammervollem Leben fertig zu werden. Zudem wußte der eine vom anderen nur wenig, oft gar nichts. Nicht nur die Ortsgemeinschaften, auch die Familien waren auseinander gerissen, in alle Himmelsrichtungen verschlagen oder nach Übersee ausgewandert. Wie sollten unter diesen Umständen die Toten und Vermißten der einzelnen Gemeinden ermittelt und festgehalten werden?
Erst als das Leben wieder in geordneteren Bahnen verlief und die Sorge um das tägliche Brot geringer geworden war, konnten Fäden zwischen den Bewohnern der ehemaligen Heimatgemeinden geknüpft werden. Wertvolle Hilfe boten dabei die Treffen, bei denen wie auf einer Nachrichtenbörse Wissen und Erfahrungen von früher ausgetauscht wurden. Es war ein besonderes Glück, daß sich damals schon verantwortungsbewußte und interessierte Leute gefunden haben, die die Nachrichten aufschrieben und darüber hinaus versucht haben, weitere Angaben in Erfahrung zu bringen. So entstanden in mühseliger Kleinarbeit die ersten Verlustlisten der verschiedenen Gemeinden, die aber noch keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben konnten. Solche Aufzeichnungen lagen naturgemäß zunächst für das geschlossene Sprachgebiet vor, sie wurden im Laufe der Jahre ergänzt und sind in einigen Heimatbüchern veröffentlicht worden.
Ganz anders war die Sitaution im Streugebiet. Diese Deutschen außerhalb des Siedlungsraumes, die als Minderheiten in slowakischer Umgebung lebten, waren das erste Ziel und die ersten Opfer der Partisanen. Die Deutschen in diesen Regionen sollten für immer verschwinden, was die Aufständischen nur zu schnell erreichten. Auch nach der Befreiung und der Vertreibung war kaum jemand mehr da, der ihre Verluste in den verschiedenen, räumlich getrennten Städten und Dörfern hätte aufzeichnen können. Von dieser Gruppe, die immerhin auf 9.000 Menschen geschätzt wird, fehlen die meisten Unterlagen.
Ebenso unbekannt sind die Opfer, die unserer Bevölkerung in ihren Evakuierungsorten beim Einmarsch der Russen und bei der Übernahme der politischen Gewalt durch die Tschechen abverlangt wurden. Die Lager, in die die geschundenen Menschen gerpeßt wurden, forderten eine große Zahl von



Gedenkstätte auf dem Ring in Deutsch-Proben für die Opfer der Partisanen.

Opfern. Unmenschliche Verhältnisse führten zum Tode von Lagerinsassen durch Kräfteverfall und Epidemieen, verursacht durch mangelhafte Ernährung, fehlende Medikamente, unhygienische Verhältnisse und durch Depressionen infolge sadistischer Mißhandlungen. Sehr hoch war die Sterblichkeitsziffer bei Kindern und älteren Leuten.
Erheblich war jedoch auch die Anzahl der Opfer willkürlicher Erschießungen und Mißhandlungen durch Kommandanten und Wachmannschaften der Lager, die wenigstens zu Beginn -aus Partisanen gebildet wurden.
Unbekannt sind auch die vollständigen Verlustzahlen des Heimatschutzes, der zum Teil noch bei den Kämpfen um Prag zum Einsatz gekommen ist. Unbekannt sind auch die Opfer unserer Landsleute, die in das Aufstandsgeschehen in Prag selbst geraten waren.
Und wenn die Geschundenen glaubten, das Schlimmste überstanden zu haben und voll neuer Hoffnung auf dem Weg zurück in die Heimat waren, waren sie ihres Lebens noch nicht sicher. Tod und brutale Vernichtung konnte überall lauern. Über einen der wenigen Massenmorde, die aufgeklärt werden konnten, schreibt die »Schwäbische Post« vom 17. Juni 1949 folgendes:
»Bei Prerau in Mähren wurden am 18. Juni 1945 etwa 270 Zipser, die aus Böhmen, wohin sie evakuiert wurden, in die Slowakei zurückkehren wollten, erschossen. Da sich unter den Opfern einige Slowaken befanden, veranlaßten deren Hinterbliebene eine Untersuchung. Ihr Protokoll lautete:

Am 18. Juni 1945 wurden in Lovešic bei Perau, auf der sogenannten »Schweden-Schanze« von slowakischen Soldaten unter dem Kommando von Karol Pazura (odd. 17 peši pluk Bratislava) etwa 250 Menschen erschossen. (Soweit das Protokoll der Gendarmeriestation) Begründung: Besitz von Waffen und Wehrmachtskleidern. Die Aktion verlief ohne Verhör. Die Erschießung dauerte von zehn Uhr abends bis zwei Uhr morgens.
Soviel besagt der einzige amtliche Bericht. Das Massengrab, ein riesiger Erdhügel, ist 17 Meter lang und fünf Meter breit.
Überlebende geben über den Verlauf dieses Massenmordes folgende Erklärungen: Am Prerauer Bahnhof stauten sich Transportzüge. Unter ihnen solche mit Zipser Heimkehrern vor allem aus Käsmark, Mühlenbach und Dobschau. Ohne bekannten Grund wurden Männer, Frauen und Kinder wie Vieh zusammengetrieben, Gepäck und Kisten von Soldaten aus den Waggons geworfen, durchwühlt und geplündert. Ohne zu wissen wohin, führten slowakische Soldaten die Slowakeideutschen ab. Hier schon haben sich schreckliche Szenen abgespielt. Frau Lindak Justine gelang es, sich hinter einer Kiste zu verbergen. So kam sie mit dem Leben davon, während ihr Mann das Schicksal der anderen teilen mußte. Auch Frau Lychy Margit und die Hebamme Gal aus Dobschau, sowie Herr Rozlosnik und Gattin (Dobschau), die sich alle während des Abmarsches im Bahnhofsgebäude befanden, konnten unbeschadet die Grausamkeit verfolgen.
Man trieb die Opfer auf die »Schweden-Schanze« und befahl ihnen, eine umfangreiche und tiefe Grube auszuheben. Die Soldaten begannen indessen mit der Exekution. Sie knallten wild in die geängstigt arbeitende Menge. Vor Schrecken fielen einige Leute in Ohnmacht oder zeigten sich außerstande, die Gräber zu schaufeln. Bewohner aus den umliegenden Ortschaften mußten die Arbeit verrichten. Sie berichteten über den weiteren Verlauf folgendes:
Männer, Frauen und Kinder nötigte man, sich bis auf die Unterwäsche auszuziehen. Ihre Dokumente kamen sofort ins Feuer. Dann begann der grausame Massenmord. Die Liquidierten wurden in die Grube geworfen. Kinder mußten vor die Eltern treten. Sie knieten nieder und baten mit flehend erhobenen Händen um ihr Leben. Vergeblich. Das Schreien, Jammern und Schießen drang weit durch die Nacht.
Einige der rekrutierten Grabschaufler verloren das Bewußtsein. Josef Lindner aus Dobschau gelang es, dem Massaker zu entfliehen. Soldaten fingen ihn wieder und streckten ihn mit einem Kofpschuß nieder. Er war der einzige, der angekleidet in den Tod ging. Wie die einheimischen Grabschaufler berichteten, befanden sich unter den Soldaten drei aus Dobschau und von diesen kannte jeder Josef Lindner mit Namen.
Es überzeugte sich niemand, ob die Opfer nach dem Schießen auch wirklich

tot liegen blieben. Man warf sie einfach in die Grube und bedeckte das umfangreiche Grab mit einer dünnen Erdschicht. Es wird erzählt, einige Stunden später - in den Morgenstunden des 19. Juni also - haben Leute der Umgebung den Ort des Schreckens besucht und gesehen, wie sich die Erdschicht auf dem Massengrab bewegte.
Einige Tage nachher lag über der Landschaft ekelerregender Verwesungsgeruch. Die Bauern weigerten sich auf die Äcker zu gehen. Man übergoß das Grab mit Kalk und häufte neue Erde darauf.
Von den Angehörigen des Berichterstatters kamen ums Leben: Der 66jährige Vater, die Mutter, zwei Brüder, die 26jährige Schwägerin mit drei Kindern (acht, neun und zwölf Jahre alt). Das jüngste Kind bei diesem an Slowakeideutschen verübten Massenmord zählte noch keine acht Monate.«

Daß auch für Hauerländer die Heimfahrt bei Prerau ein brutales Ende fand, konnten zwei Drexlerhauer bezeugen, die durch glückliche Umstände dem Massenmord entgangen waren. Sie konnten die Namen von 36 Landsleuten angeben, die dem bestialischen Morden zum Opfer gefallen sind. (1)
Auch nach Beendigung des Krieges, als offiziell die Waffen schwiegen, ging das Quälen und Morden in Folter-Kellern und Rache-Lagern weiter. Nach den zahlreichen Berichten, die über das Sterben im Lager Nováky vorliegen, kann man davon ausgehen, daß allein hier 900 bis 1.000 Hauerländer ein jammervolles Ende gefunden haben. (2)
Das Statistische Bundesamt, Wiesbaden 1958, S. 325, beziffert aufgrund der vorliegenden Unterlagen die Nachkriegsverluste der Karpatendeutschen auf 13.000. Dabei wird darauf hingewiesen, daß in diesen Zahlenangaben die Opfer des Aufstandes, soweit sie die einheimische Zivilbevölkerung betreffen, noch nicht einbezogen sind.
Auf Seite 326 werden die Kriegs- und Nachkriegsverluste des Karpatendeutschtums mit isngesamt 28.000 Personen, das sind 18,2 Prozent des Vorkriegsbevölkerungsstandes, angegeben. Rechnet man die in die Sowjetunion Verschleppten der karpatendeutschen Volksgruppe noch hinzu, dann ergibt sich ein Gesamtverlust von 20,8 Prozent ihres Bestandes im Mai 1939. In diesen Zahlen sind die in das Gebiet der Slowakei zugezogenen Protektorats- und Reichsdeutschen, sowie Österreicher nicht enthalten.
Leider liegen in der Literatur keine gesonderten Angaben über das Hauerland vor. Wenn man aber von den 28.000 Opfern der Volksgruppe ausgeht, kann man unterstellen, daß in Anbetracht der 1.000 Toten in Nováky, der von uns namentlich erfaßten 2.209 Opfern und der zahllosen ermordeten unter den rund 9.000 Streudeutschen, den größten Teil unser Siedlungsgebiet zu tragen hatte, das während des Aufstandes jeder Willkür und jedem

Verbrechen ausgeliefert war. In der Übersicht auf Seite 130 sind die zum Teil nach mehr als 40 Jahren namentlich ermittelten Opfer aus dem Hauerland und dem Streugebiet der Mittelslowakei erfaßt.

Erläuterungen und Quellenangaben

1) Drexlerhauer Familienblatt, Mai 1986, S. 13, 2) Unser Hauerland, Zeitschrift, Bensberg, 3/1986, S. 41.

Kriegsopfer und Opfer des Aufstandes

Laufende Kennzeichnung	Ortschaften	Im Zweiten Weltkrieg Gefallene und Vermißte	Bei der Evakuierung und Rückkehr aus den Evakuierungsorten in die Heimatorte Von den Partisanen verschleppt und umgebracht In Lagern Durch Bombenangriffe Vom Sicherheitsdienst (SD) abgeführt	Gesamtverluste
	1) Hauerlandgemeinden			
1	Beneschhau	26	4	30
2	Bettelsdorf	16	4	20
3	Blaufuß	12	36	48
4	Bries	5		5
5	Deutsch-Litta	41	19	60
6	Deutsch-Proben	27	41	68
7	Drexlerhau	65	62	127
8	Fundstollen	44	59	103
9	Gaidel	48	37	85
10	Glaserhau	80	193	273
11	Hedwig	15		15
12	Hochwies	55	130	185
13	Honneshau	39	17	56
14	Johannesberg	38	9	47
15	Kremnitz	21	15	36
16	Krickerhau	147	97	244
17	Kuneschhau	34	82	116
18	Münnichwies	57	55	112
19	Neuhau	31	11	42
20	Oberstuben	84	51	135
21	Oberturz	47	1	48
22	Paulisch	13	19	32
23	Schmiedshau	56	23	79
24	Unterturz	23	6	29
25	Zeche	27	6	33

Kriegsopfer und Opfer des Aufstandes

Laufende Kennzeichnung	Ortschaften	Im Zweiten Weltkrieg Gefallene und Vermißte	Bei der Evakuierung und Rückkehr aus den Evakuierungsorten in die Heimatorte Von den Partisanen verschleppt und umgebracht In Lagern Durch Bombenangriffe Vom Sicherheitsdienst (SD) abgeführt	Gesamtverluste
	2) Städte und Gemeinden aus dem streudeutschen Gebiet der Mittelsowakei - Angaben zum Teil aus der »Heimatortskartei - Stuttgart« entnommen.			
26	Altsohl-Zvolen	2	1	3
27	Hnúšta Likier a.d. Rimava	1	5	6
28	Karpfen - Krupina	1	1	2
29	Kloster	2	8	10
30	Lazany b. Priwitz		1	1
31	Lipt. St. Nikolaus Lipt. Sv. Mikuláš	1	5	6
32	Nem Lupča - (Part. Lupča)		3	3
33	Slovenská Lupča		20	20
34	Neusohl - Banská Bystrica	13	8	21
35	Priwitz - Prievidza	3	9	12
36	Rosenberg - Ružomberok	4	146	150
37	Schemnitz Banská Štiavnica	1	2	3
38	Sillein - Žilina	28	6	34
39	Turany		2	2
40	Tscherman- Čermany	6	2	8
1-40	Gesamtopfer	1.013	1.196	2.209

Bermerkung: 1) Diese Liste erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit!
2) Die Namensliste der Einzelorte sind hinterlegt im Archiv des »UH«

8. Der Heimatschutz und Konsequenzen aus dem deutschen Wehrdienst

Die Bildung des Heimatschutzes

Der Ausbruch des Aufstandes in der Slowakei Ende August 1944 zwang die Reichsstellen zu einer Änderung ihrer bisherigen Aushebungspraxis. Um eigene Kräfte zu sparen, sollte nun ein Teil der 16 bis 50jährigen Wehrfähigen an der, nach der Niederschlagung des Aufstandes unsichtbar gewordenen Partisanenfront, eingesetzt werden. Der »Deutsche Befehlshaber in der Slowakei«, Gotlob Berger, erließ im September 1944 den Befehl zur Aufstellung des »Deutschen Heimatschutzes« (HS), der mit der deutschen Gesandschaft abgestimmt war und am gleichen Tage (2. September) der Volksgruppenführung zugestellt wurde. Der Befehl enthielt sieben Punkte. Danach war der HS in geschlossenen deutschen Siedlungsgebieten als Ortswehr aufzustellen und einzusetzen, Erfassung und Soldbuchausgabe durch das SS-Ersatzkommando Slowakei zu bewerkstelligen und die Fürsorge und Versorgung entsprechend den Bestimmungen für SS-Angehörige zu regeln. (1)

Mit der Aufstellung des HS wurde in Preßburg und Umgebung sogleich begonnen. Die anderen Gebiete waren wegen des Aufstandes nicht erreichbar. Zum Führer dieser Truppe wurde Karmasin bestimmt. Ludin hatte inzwischen vom Staatspräsidenten die Zustimmung für die Aufstellung des HS eingeholt.

Der HS war ein letzes, die Wehrkraft der Volksdeutschen erschöpfendes Aufgebot. Nur mit Mühe gelang es den gar nicht oder nur unzulänglich ausgebildeten Einheiten sich der Partisanen, die nach der Befreiung aus den Wäldern heraus angriffen, zu erwehren. Nur wenige deutsche Soldaten mit Kampferfahrung wurden im Hauerland belassen. Zusätzliche Aufgaben hatte der HS bei der Evakuierung der deutschen Bevölkerung vor der herannahenden Front zu übernehmen. Bis zum Jahresende 1944 hatte sich eine Gliederung nach einem allgemeinen Teil, der teilweise im Familienkreis verblieb, einem kasernierten Teil und einer Evakuierungsabteilung herausgbildet. (2) Der kasernierte Teil bildete weiterhin eine Reserve für die Waffen-SS. Anfang Dezember 1944 kam es zu einem Einsatz, an der südslowakischen Front der den Bestand des HS erschütterte. Etwa 800 Mann wurden kurzerhand der 182. Infanteriedivision einverleibt.

Zur weiteren SS-Rekrutierung mußten Mitte Januar 1945 die Jahrgänge 1910 und jünger freigegeben werden. Die Jahrgänge darüber hatten zunächst

beim HS zu verbleiben. (3) Freistellungen wurden äußerst streng gehandhabt. Zurückgestellte mußten Teilersatzdienste leisten.
Von den vielen Tausenden karpatendeutscher Männern, die im Reich in der Wehrwirtschaft eingesetzt waren wurde erwartet, daß sie sich zum Volkssturm meldeten. Maßnahmen, sie auch formell volkssturmpflichtig zu machen, waren im Gange. (4)
Als ab Herbst 1944 die Evakuierungsströme anschwollen, erging Anweisung an die Lagerleiter und Bürgermeister, alle wehrtauglich erscheinenden Männer sofort der nächstgelegenen SS-Ergänzungsstelle zu melden. Die solcherart erfaßten, meist bis dahin als untauglich oder unabkömmlich gestellten Männer, wurden binnen 48 Stunden eingezogen und meist nach Prag zu den SS-Einheiten beordert.
Die Heimatschutzeinheiten verließen ihre Wachtposten kurz vor der Überollung durch die Hauptkampflinie. Die Hauerländer, mit 13 Kompanien stärkste HS-Gruppe, erhielt am 1. April 1945 den Abmarschbefehl in Richtung Westen. Ein Teil wurde unterwegs zum Fronteinsatz kommandiert, der andere nach Prag befohlen. Prag wurde der letzte Einsatzort des gesamten HS. Dort fanden viele beim Aufstand der Tschechen oder in der Gefangenschaft den Tod, nur wenigen glückte die Flucht aus dem zum Hexenkessel gewordenen Prag.

Konsequenzen aus dem Wehrdienst

Die Karpatendeutschen wurden nach 1938 - wie die anderen deutschen Volksgruppen des Südosten auch - von den Reichsstellen, vertreten durch die deutsche Gesandschaft, beherrscht. Ihre Interessen entsprachen nicht denen des Nationalsozialismus, der ihnen von der angestammten Mentalität her fremd war. Die vorhandenen Volksgruppenorganisationen wurden als Werkzeug der Indoktrination und zur Beschaffung von Soldaten mißbraucht.
Die rigorose Art und Weise, wie »Menschenmaterial« für den Krieg requiriert wurde ist vergleichbar mit der Zeit der Leibeigenschaft im 18./19. Jahrhundert.
In amtlichen Dokumenten der deutschen Gesandtschaft wird behauptet, daß die deutsche Volksgruppe bereit sei, in noch stärkerem Maße als bisher ihre Kräfte im Waffendienst für den Sieg der deutschen Waffen einzusetzen, wohl wissend, daß von den Betroffenen selbst, so gut wie niemand mehr aus freien Stücken Wehrdienst in der Waffen-SS leisten wollte. (Beispiel Anm. 38 im Kap. Wehrdienst)
Aber auch der Adressat, die slowakische Regierung, machte dieses verlogene

Spiel mit den Volksdeutschen gerne mit. Beispielsweise heißt es anläßlich einer Aktion, die mit deutschen Stellen nicht abgestimmt war und die dem Abschieben volksdeutscher Offiziere galt, unter anderem (in Übersetzung): »Bestrebt, Offizieren deutscher Volkszugehörigkeit unserer Armee den Kampf unter deutscher Führung in den Reihen ihrer Stammesgenossen zu ermöglichen und so am ausdrücklichsten ihre Zugehörigkeit zur deutschen nationalen Gemeinschaft zu dokumentieren, ordne ich an . . .« (5) Verlogen waren stets diesbezügliche Zeitungsartikel der Volksgruppenführung, wenn es zum Beispiel hieß, die Volksdeutschen seien glücklich, endlich mit der Waffe in den Reihen der Waffen-SS mitmachen zu können. (6)

Solche Äußerungen und andere Verleumdungen waren mit Ursachen für zunehmende Unbeliebtheit der Volksdeutschen bei einem Teil des slowakischen Volkes, für die Leiden während der Zeit des Aufstandes im Herbst 1944, wo Familien, die Angehörige bei der Waffen-SS hatten, besonders terrorisiert wurden und für die Leiden unmittelbar nach Kriegsende. So mancher verlor sein Leben, allein weil er die SS-Uniform trug. Daß er dazu gepreßt wurde, interessierte niemanden.

Bis heute stellt die slowakische und tschechische Geschichtsschreibung gerade wegen der Teilnahme der Volksdeutschen am Kriege in den SS-Verbänden diese als Faschisten dar, (7) obzwar ihre eigenen Archive ein anderes Bild ergeben. Sie verschweigt die ständigen Pressionen von reichsdeutscher Seite und übergeht die Hilfestellung zu diesen Zwangsmaßnahmen durch die slowakische Regierung.

Allzugerne nehmen diese Verleumdungen bestimmte deutsche Kreise, sowohl in der Bundesrepublik Deutschland, als auch natürlich in der DDR auf. (8)

Die Mehrzahl der Karpatendeutschen, die bei der Waffen-SS waren und überlebten, kamen als Kriegsgefangene nach Rußland, wo sie teilweise jahrelang in sibirischen Lagern arbeiten mußten und so etwas von der deutschen Schuld abtragen halfen. Soweit sie nicht unmittelbar in sowjetische Hand fielen, wurden die meisten, die auf die amerikanische Seite strebten, an die Russen überstellt. Andere wurden, nur wegen der Zugehörigkeit zu SS-Verbänden in amerikanischen Lagern festgehalten.

Diejenigen Ahnungslosen, die als nicht voll SS-tauglich zu »Wachaufgaben« eingezogen wurden, sahen sich alsbald unentrinnbar in die furchtbare Maschinerie der deutschen Konzentrationslager (KZ) einbezogen. Als die Rache einsetzte, kam so mancher ums Leben, wurden sie vor Siegergerichte gestellt, deren oberster Grundsatz nicht die Gerechtigkeit war.

Ein solcher publik gewordener Fall war der des Johann K. aus Schmiedshau. Völlig ahnungslos folgte er Ende 1943 der Einberufung, kam zu einer SS-Wacheinheit in Polen, die ein Gefangenenlager bewachte, wurde dort 1946,

trotz Vorlage von Entlastungsdokumenten durch seinen Heimatpfarrer Bauer und ohne persönliche Untaten begangen zu haben, zum Tode verurteilt. Zur Einkerkerung begnadigt, wurde er 1950 freigelassen und konnte zu seinen Angehörigen in der Bundesrepublik ausreisen. (9)

Der Internationale Militärgerichtshof in Nürnberg erklärte am 30. September 1946 die SS und als deren Untergliederung die Waffen-SS zur »verbrecherischen Organisation«. (10) Erst allmählich bildete sich eine unvoreingenommenere (veröffentlichte) Meinung zu dieser Frage heraus. Im August 1953 erklärte der damalige Bundeskanzler Adenauer in einer Rede in Hanover, daß die Angehörigen der Frontverbände der Waffen-SS Soldaten wie alle anderen gewesen seien. 1961 wurden Waffen-SS-Angehörige in die Versorgungsberechtigung nach Art. 131 des Grundgesetzes einbezogen und in dieser Hinsicht den Wehrmachtsangehörigen gleichgestellt. Aber die Diskriminierungen im In- und Ausland, von Kreisen, die soviel vom Frieden reden, hörten nicht auf. Sie protestierten lautstark, als der deutsche Bundeskanzler und der amerikanische Präsident Reagan 1986 auf einem Friedhof ein Zeichen der Versöhnung setzten und sich herausstellte, daß auf diesem Friedhof auch junge SS-Soldaten begraben sind.

Bei Reichsdeutschen ist mitunter eine Art Selbstbemitleidung im Hinblick auf das NS-Regimes bemerkbar. Niemand hat bisher öffentlichkeitswirksam auf die Opfer des Regimes unter den Deutschen des Südostens hingewiesen. Sie haben sich zu den deutschen Fahnen nicht gedrängt. Der ihnen auferlegte Militärdienst wurde auf Grund der Propaganda, der sie ausgesetzt waren, nur zum kleineren Teil freiwillig erbracht, zum größeren Teil unter Druck und schließlich unter Zwang.

Während beispielsweise den Österreichern schon 1945 von den Siegern der Status als Opfer des Nazismus zuerkannt wurde, verbleiben die Deutschen aus dem Südosten in der Rolle der Sündenböcke. Das Verhältnis des Dritten Reiches zu den Deutschen in der Slowakei, in Ungarn, in Rumänien und Jugoslawien blieb tabu. In den deutschen Staatsarchiven befindet sich reichhaltiges Material über die Vergewaltigung dieser Deutschen. Doch erhob sich bislang keine seriöse (reichs-) deutsche Stimme, um den Verleumdungen aus dem Osten entgegenzutreten.

Erläuterungen und Quellenangaben

1) Pol. Archiv des Auswärtigen Amtes in Bonn (weiterhin PA), Akte Inl. IIg, 267, Volksd. Slow.; 2) BAK, R 142/4; 3) BAK, R 142/15, S. 201 und 204; 4) BAK; NS 7/91; 5) BAK, R 142/38, 17.6.1943; 6) Wie Anm. 30 Wehrdienst und z. B. Grenzbote 17.1.1943, S. 3 und. 27.11.43, S. 1; 7) z. B. L. Lipták: Fašizácia nemeckej menšiny na Slovensku, in Nem otázka a Československo, Preßburg 1962, dort ein weiterer ähnlicher Beitrag von M. Kropilák, J. Kramer: Cesta slov. Nemcov . . . in Nové obzory, Preßburg 1963, S. 163 ff, sowie eine Viezahl diskriminierender Beiträge in Zeitschriften und Zeitungen der Slowakei, die DDR-Veröffentlichungen als Quellen dienen; 8) Auch J. K. Hönsch (Sudetendeutscher) wird in seinem Buch: Die Slowakei und Hitlers Ostpolitik, Köln-Graz 1965, den Karpatendeutschen nicht gerecht, weil er ihre Zwangslage außer acht läßt und verschiedentlich in Polemik verfällt. In der DDR charakterisiert Hans Dress in seinem Buch: Die Slowakei und die fasch. Neuordnung Europas, Berlin 1972, die Karpatendeutschen nur als faschistisch und Karmasin als die Quelle allen Übels; 9) Tonbandaufnahmen 1985 mit Pfr. Bauer im Hauerlandarchiv; 10) Internationaler Militärgerichtshof Nürnberg, Band XXII, S. 583 ff.

9. Vergeltungsmaßnahmen durch SD und Wehrmacht

Auf allen Fronten und bei allen Armeen folgten im 2. Weltkrieg den kämpfenden Truppen Sicherheitseinheiten, die das Hinterland von unsichtbaren Feinden zu säubern und »Verräter«, die mit dem Feind zusammengearbeitet haben, der Bestrafung zuzuführen hatten. Dem Terror der Partisanen folgte in der Slowakei der Terror ihrer Besieger gegen Schuldige oder auch nur Verdächtige, unabhängig von der Nationalität. Die Schraube des gegenseitigen Hasses drehte sich. Die Motive waren aber nicht dieselben. Den Morden und Quälereien der Partisanen gingen keine derartigen Aktionen weder von reichsdeutscher oder volksdeutscher (Einheimischer), noch von slowakischer Seite voraus. Die Morde an Volksdeutschen trugen Züge einer ethnischen Auslöschung, in dem man ihre »Intelligenz« umbrachte. Deutlich wird diese Absicht an der Ermordung der Deutsch-Probener Gruppe von Männern bei Mičina und der Lehrer aus anderen Orten, soweit man ihrer habhaft wurde. Dieses Vorgehen ist vergleichbar mit den Absichten der Sowjetrussen nach ihrer Beteiligung an der Zerschlagung von Polen 1939. Bei Katyn wurden etwa 10.000 polnische Offiziere ermordet. (1)

In der mittleren Slowakei richtete sich nach der Niederwerfung der Aufständischen der gefürchtete Sicherheitsdienst (SD) (2) ein. Zu diesem Zweck wurde die »Einsatzgruppe H« gebildet, der, von der Gauzentrale Wien gesteuert, auch zahlreiche slowakische Staatsbürger, Slowaken wie Deutsche, angehörten. Leiter der fünf Abteilungen in der Slowakei war J. Witiska. Der SD benutzte mitunter die gleichen Schreckenskeller wie die Partisanen, so beispielsweise in Krickerhau und Kremnitz. Die Spuren der Mißhandlungen in diesen Räumen mischten sich jetzt.

Als Arm im Außendienst wurde neben einer anderen Gruppe die »Abwehreinheit 218« als Spezialeinheit für die Partisanenbekämpfung eingesetzt. Sie bediente sich des wohlklingenden Decknamens »Edelweiß« und hatte ab Ende September 1944 einen Hauptstützpunkt in Kremnitz, mit angegliederten kleinen Abteilungen im Turzer und im Neusohler Gebiet. Ihre Besonderheit war eine slowakische Abteilung mit ca. 130 Männern. Insgesamt bestand die Einheit aus ca. 300 Leuten. (3) Sie war sehr erfolgreich bei der Bekämpfung von sich neu formierenden Partisanenverbänden, ihr werden aber auch eine Reihe von schweren Übergriffen gegen die slowakische Bevölkerung angelastet. Ihr brutalstes derartiges Unternehmen erfolgte am südlichen Rande des Hauerlandes.

Zwischen dem Neutra- und dem Grantal dehnt sich am südlichen Rande des Hauerlandes ein schwer zugängliches, von einer Vielzahl von Taleinschnitten

zerfurchtes Waldgebiet. Es wird das Vogelgebirge, slowakisch Vtačnik, genannt. Hier hatten sich schon vor Beginn des offenen Aufstandes Partisanengruppen niedergelassen und hierher zogen sich Trupps zurück, nachdem ihre Verbände zerschlagen waren. Die slowakische Dorfbevölkerung am Rande des Gebirges versorgte sie, freiwillig oder gezwungenermaßen. Sie hatten kaum eine andere Wahl.

Zu diesen abgelegenen Walddörfern gehörten Ostrý Grúň, Klak und das im vorigen Jahrhundert noch deutsche Prochot. Die Edelweiß-Leute hatten Hinweise bekommen, daß diese drei Dörfer Stützpunkte der Vtačnik-Partisanen seien und sie in größerer Zahl beherbergten. Am 21. Januar 1945 waren die Orte Ostrý Grúň und Klak Objekte einer furchtbaren Vergeltungsaktion. In beiden Orten soll zuvor eine SS-Streife beschossen worden sein und die Bevölkerung sei nicht bereit gewesen Aufklärungshilfe gegen die Partisanentätigkeit zu leisten. Eine nicht geringe Zahl von Männern aus diesen Orten gehörten den Vtačnik-Partisanen an. Nach slowakischen Angaben kamen 146 Menschen dabei ums Leben, darunter viele Frauen und Kinder. Beide Dörfer wurden zum größten Teil niedergebrannt. (4)

Kurz darauf, Mitte Februar, wurde Prochot aus dem gleichen Grunde von den Edelweiß-Leuten heimgesucht. Eine Anzahl Partisanen kamen in Gefangenschaft, einige Häuser brannten aus und 43 Ortseinwohner wurden als Verdächtigte dem SD in Kremnitz übergeben. Sie kamen über slowakische Gefängnisse in deutsche Konzentrationslager. Zwei junge Männer aus Prochot sollen am Massenmord an Glaserhauern im Sept. 1944 beteiligt gewesen sein. In der slowakischen Nachkriegspresse wurde Ostrý Grúň und Klak als das »slowakische Lidice« (5) bezeichnet. Als unschuldige Opfer eines erbarmungslosen Geschehens in ganz Europa gebührt ihnen und ihren Hinterbliebenen teilnehmendes Gedenken. Den gleichfalls unschuldigen 187 Opfern im deutschen Glaserhau gebührt dieses Gedenken nicht minder, zumal diesen Toten von keiner Seite jemals ein Vorwurf gemacht worden wäre. Wie sonst soll Frieden in den Herzen der Menschen wachsen?

Die Hauerlandgemeinde Paulisch grenzt an die Gemeinde Klak. Zwischen beiden herrschten stets beste Beziehungen. Es gab zahlreiche familiäre Bande. (6) Im Januar 1945 war die Gemeinde Paulisch bereits evakuiert. Nur eine Heimatschutzabteilung hielt im Ort Wache. Im ganzen Hauerland waren die letzten wehrfähigen Männer eingezogen, zur Waffen SS oder die weniger Tauglichen zum Heimatschutz. Keiner konnte sich aussuchen, wo er eingesetzt wurde und an welchen Aktionen er teilnehmen mußte. Die Befehlsgewalt lag ausschließlich, auch für den Heimatschutz bei der SS-Führung. (7) Einige Männer des Paulischer Heimatschutzes mußten sich an den beiden Strafaktionen der Edelweißtruppe als Ortskundige beteiligen.

Ein anderes Verbrechen ereignete sich in jenen Tagen in dem engen Tal bei Paulisch. Eine Gruppe von 12 Menschen aus Königsberg (Nová Baňa) wurde von einem SS-Sicherheitstrupp per Lastauto zur Exekution gebracht. Darunter eine Frau und der Bezirkshauptmann Tonhauser. Die herbeibefohlenen Heimatschutzleute baten vergeblich um das Leben des allseits beliebten Tonhauser aus ihrer Bezirksstadt. Am Hang beim »Grubenwasser« erschossen die SS-Leute ihre Gefangenen, nachdem sie vorher das gemeinsame Grab schaufeln mußten. Die Männer des Heimatschutzes mußten ihre Totengräber sein. (8) Wie später zu hören war, seien die Ermordeten lediglich auf Grund von slowakischen Denunziationen zu Opfern geworden. Sie hatten wohl kaum ein ordentliches Gerichtsverfahren hinter sich, ebensowenig wie die vielen Opfer der Partisanen.

Den Unternehmungen der Abwehreinheit 218 werden insgesamt auf dem Boden der Slowakei rund 900 Opfer zugeschrieben, davon 300 Tote. Die anderen wurden in deutsche KZ abtransportiert. Erst im Sept. 1962 fand gegen 14 slowakische Angehörige der Edelweißgruppe in Neushohl (Banská Bystrica) ein Prozeß statt, ein weiterer im Mai 1963 gegen 10 Angehörige. Nur der Anführer der slowakischen Abteilung, ein ehemaliger Berufsoffizier der ČSR-Armee Nižnanský, wurde in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Die anderen erhielten relativ geringe Kerkerstrafen. (9)

Die 1945 heimkehrenden Paulischer traf wahllos die Rache der slowakischen Nachbarn mit voller Wucht. Man verschaffte sich Genugtuung an Wehrlosen. Ein Paulischer soll in Klak auf grausame Weise zu Tode gequält worden sein.

Im nordwestlichen Teil des Hauerlandes, in der Deutsch-Probner Sprachinsel, waren Gründe für Haß und Vergeltung teilweise in den eigenen Reihen schon lange vor 1944 entstanden. Dort bestand seit den 20er Jahren eine beachtliche, sich stets kämpferisch gebende Gruppe der Kommunistischen Partei. Sie hatte es besonders auf die kirchlichen Kreise abgesehen und scheute vor der Störung religiöser Akte nicht zurück. Das führte zu Empörung und Abneigung in weiten Bevölkerungsteilen und schürte den Haß.

Die Wurzeln dieser Entwicklung lagen in der Proletarisierung der wirtschaftlich schwachen Region durch marxistische Einflüsse unter die die stets auf Wanderarbeit angewiesenen Bevölkerungsteile, hauptsächlich in Budapest, nach der Jahrhundertwende geraten waren. Ihren Hauptstützpunkt fanden die Kommunisten in der Gemeinde Zeche, einem Dorf voller politischer Spannungen und Konflikte, die oft quer durch die Familien gingen und zu Todfeindschaften führten. Unglücklicherweise waren die Inhaber der Pfarrstelle Zeche den Konflikten in der Gemeinde in den entscheidenden Jahren nicht gewachsen.

Mit Andersdenkenden lagen die »Fortschrittlichen« meist im offenen Streit, der sich besonders in Wahlzeiten zu tätlichen Auseinandersetzungen steigerte. Einen Höhepunkt der Auseinandersetzungen bildete die überfallartige Besetzung der Gemeinde Zeche durch Angehörige der Freiwilligen Schutzstaffel (FS) der Deutschen Partei und Hlinkagardisten (HG) der slowakischen Volkspartei bei der Gründung der Slowakischen Republik im Jahre 1939. Zahlreiche Kommunisten wurden verhaftet und vorübergehend festgesetzt. Der Haß fand dadurch neue Nahrung.

Wenn auch nach Überwindung der Weltwirtschaftskrise und etwa ab 1936 die wirtschaftliche Lage sich durch Arbeitsmöglichkeiten im Deutschen Reich wesentlich besserte und einstige Kommunisten das Lager wechselten, so blieb doch ein aktivistischer Kern seiner Weltanschauung treu. Dieser Kern arbeitete in der Illegalität weiter, organisierte Treffen, verteilte Flugblätter und agierte in der Kremnitzer Kaserne. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen mit Vertretern der Deutschen Partei im Probner Gebiet, die sich bis zu gegenseitigen persönlichen Morddrohungen steigerten. Die liberale Haltung der slowakischen Behörden gegen erklärte Regierungsfeinde machte diese Entwicklung möglich.

Anführer und geschickter Organisator der kampfentschlossenen Kommunisten und der mehr oder weniger tätigen Sympathisanten war Julius Elischer, der 1944 zum Schrecken der Deutschen im Probner Gebiet wurde. Mit Beginn des Aufstandes fiel er mit seinen 96 Mann, meist aus Zeche, über die deutschen Landsleute her, zusammen mit aus dem Norden vorgehenden Partisanen. Seiner Truppe gab er den Namen des reichsdeutschen Kommunistenführers »Ernst Thälmann«. (10) Zu den Hauptakteuren am »Vergeltungskampf« gegen die Bevölkerung zählten Hans Lupprich, Georg und Marzel Schön, Vater und Sohn Krebes, Gürtler, Ertl und andere.

Als sie wirklich an die Front im Waagtal mußten, hatten sie schwere Verluste. Ende Oktober konnte sich eine Gruppe in die heimatlichen Gefilde durchschlagen. Einige wenige blieben in den Wäldern, andere schlichen sich in ihr Dorf. Die gefaßt wurden, kamen zusammen mit Sympathisanten nach kurzem Aufenthalt in slowakischen Gefängnissen in deutsche Konzentrationslager. Einige kamen dort zu Tode, die meisten kehrten nach Kriegsende zurück, um erneut zu vergelten, gleichgültig wen es traf.

Ein anderer Ort mit relativ hoher Beteiligung am Partisanenterror war Gaidel. In den anderen Dörfern um Proben gab es nur wenige, die mitmachten und die dafür zur Rechenschaft gezogen wurden.

Erläuterungen und Quellenangaben

1) Die Massengräber wurden 1943 von deutschen Soldaten entdeckt und von einem internationalem Gremium untersucht. Die Sowjets versuchten noch in den Nürnberger Prozessen 1946 die Morde den Deutschen anzulasten, wurden aber von Zeugen widerlegt; 2) Eine Abwehrorganisation des Dritten Reiches unter der Regie der SS, Teil des Reichssicherheitshauptamtes unter Himmler, Verantwortlicher für die Slowakei war J. Witiska; 3) Encyklopédia Slovenska, Bratislava 1977, 1. B. S. 22; 4) Zahlreiche Darstellungen im slow. Schrifttum, deutsch in Die Länder der Volksdemokratie, Nr. 35/1963, S. 754; 5) Lidice, ein tschechisches Dorf in Böhmen, wurde 1942 nach Ermordung des SS-Führers Heydrich von einer SS-Abteilung als Vergeltung zerstört. Von dort stammte einer der Attentäter. Die männliche Bevölkerung wurde größtenteils erschossen; 6) Darüber berichtet Večernik, Bratislava, Nr. 273 v. 19. November 1962; 7) Hierzu siehe Abschnitt Wehrdienst; 8) Bericht im Archiv von »Unser Hauerland«; 9) Práce Nr. 279 v. 23. November 1962 und Pravda Nr. 126 v. 9. Mai 1963. Alle angeführten Zeitungen als Zeitungsausschnitte im Pressearchiv des Herderinstitutes in Marburg; 10) Nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Partisanengruppe aus der deutschen Unterzips unter ihrem Gründer und Anführer Müller. Zudem trugen diese Bezeichnung mehrere Untergruppen mit deutschen Angehörigen in slowakischen Einheiten.

10. Die Evakuierung der deutschen Bevölkerung

Erste Maßnahmen

Bereits im Frühjahr 1944 veranlaßte die Frontlage die slowakische Regierung Maßnahmen zur Sicherung der Bevölkerung und des Staatsapparates einzuleiten. Am 26. April 1944 beschloß sie einen geheimen Plan zur Evakuierung der zivilen Ämter aus der Ostslowakei ausarbeiten zu lassen. (1)
Auch auf volksdeutscher Seite machte man sich, streng geheim, bereits Gedanken,was geschehen sollte, wenn die deutsche Zips in das Frontgebiet einbezogen werden müßte. Das Gebiet des Hauerlandes glaubte man inmitten der hohen Gebirgszüge zu dieser Zeit nicht gefährdet. An eine ernsthafte Partisanengefahr glaubten die verantwortlichen deutschen Dienststellen nicht. Erst als das Verhängnis des Aufstandes hereingebrochen war, die Zipser sich auf ihrem ersten Fluchtweg befanden und die Hauerländer allesamt zu Geiseln geworden waren, begannen auch die reichsdeutschen Stellen am 5. September 1944 in Berlin mit Beratungen zur Evakuierung der Volksdeutschen aus der Ost- und Mittelslowakei. (2) Als beste Lösung zwischen humanitärer Notwendigkeit und Demonstration der Siegeszuversicht wurde die Evakuierung dieser Gruppen in das Marchtal, am westlichen Rande der Slowakei, beschlossen. Entsprechende Vorbereitungen wurden eingeleitet, doch die schnelle ungünstige Entwicklung im südosteuropäischen Raum überholte alsbald auch diesen Plan. Weiter westliche Gebiete mußten in Betracht gezogen werden.
Bedeutung hatte diese Überlegung zunächst nur für die Zips. Das Hauerland befand sich im Würgegriff seiner Peiniger. Das letzte Wort zur Evakuierungsfrage behielt sich der gefürchtete »Reichsführer« Heinrich Himmler, selbst vor. Der Entschluß, daß evakuiert werden darf, fällt bei seinem kurzen Besuch am 26. Oktober 1944 in Preßburg. In einem Fernschreiben vom 6. November 1944 aus seiner Dienststelle an das Oberkommando der Wehrmacht wird die Zwangsevakuierung der Zips und des Hauerlandes angeordnet. Die in der Westslowakei nicht unterzubringenden Evakuanten seien in das Sudetenland weiterzuleiten. Die Rüstungs- und Grubenbetriebe müßten weiter in Betrieb bleiben, die Führungs- und Fachkräfte hätten solange zu bleiben, als es die Fronttruppenführung für notwendig halte. (3)
Das war die Grundlage für die Festlegung der weiteren Einzelheiten, die in Zusammenarbeit mit den Umsiedlungskommandos der Volksdeutschen Mittelstelle (VOMI) (4) in Berlin, den Wehrmachtstellen und den Dienststellen der Deutschen Partei, einschließlich des neugebildeten Heimatschutzes, zu erarbeiten waren.

Nach der Befreiung des Hauerlandes

Mit dem Abzug der Partisanen aus Kremnitz am 30. Oktober 1944 war das gesamte deutsche Sprachgebiet in der mittleren Slowakei wieder frei. Unverzüglich mußte nun auch für diese deutschen Orte die Vorarbeit für die schrittweise Evakuierung aufgenommen werden. Die Bereitschaft, die Heimat- wie man hoffte nur vorübergehend zu verlassen, oder sich von den Schulkindern zu trennen, war hier weit größer, als in der Zips. Dort war die Bevölkerung, von Dobschau abgesehen, nicht in der Gewalt der Aufständischen. Die Evakuierung war dort zu diesem Zeitpunkt schon weit fortgeschritten. Die gemachten Erfahrungen sollten nunmehr den anderen Gebieten zugute kommen. Die Volksgruppenleitung in Preßburg richtete einen »Beratungskörper« ein, der beratende Hilfe bei der Evakuierung des Hauerlandes und des Preßburger Gebietes leistete.
Von den nahzu 80.000 Evakuanten aus der Slowakei war mit 16.000 aus der Kremnitzer Sprachinsel, 15.000 aus dem Deutsch-Probener Gebiet und mit rund 4.800 aus dem Gebiet Neutra/Hochwies zu rechnen. (5) In drei Etappen sollte die volksdeutsche Bevölkerung vor der immer näher rückenden Front in Sicherheit gebracht werden. In der ersten waren die Schulkinder, möglichst mit ihrer gewohnten Lehrerschaft, geschlossen und klassenweise in vorbereitete Unterkünfte in westlichen Gegenden einzuweisen. In der zweiten Etappe waren Mütter mit Kleinkindern, Frauen, die im Arbeitsprozeß entbehrlich waren, Kranke und ältere Männer (über 60 Jahre), wegzubringen. Bis zuletzt hatten die nicht eingezogenen arbeitsfähigen Männer, als auch die für die Betriebe unbedingt notwendigen Frauen auszuharren. Zu dieser Gruppe gehörten auch die Männer des Heimatschutzes. Sie hatten, nur mangelhaft ausgebildet, den Wachdienst in den Gemeinden zu leisten, den Begleitschutz der Transporte zu stellen, als auch andere Hilfe bei der Evakuierung zu erbringen.
In der zweiten und dritten Etappe waren auch gewerbliche Einrichtungen abzutransportieren, die volksdeutsches Eigentum waren. Sie sollten ebenfalls dem Zugriff des Feindes entzogen werden. In den Aufnahmegebieten sollten Maschinen und Material alsbald der deutschen Volkswirtschaft dienen. In der letzten Phase waren auch noch die landwirtschaftlichen Vorräte und das Vieh an die Wehrmacht abzuliefern.
Für die geregelte Durchführung der Evakuierung waren in den größeren Orten (Parteibezirksstellen) Evakuierungskanzleien eingerichtet. Sie waren mit Vertretern der Volksorgansation, der VOMI und des Heimatschutzes besetzt. Dort wurden die Evakuierungsscheine ausgegeben, die zeitlich begrenzt zur kostenfreien Bahnbeförderung und zum Grenzübertritt

berechtigten. Die Evakuierungskosten gingen insgesamt zu Lasten des slowakischen Staates. Nur wer viel Gepäck mitnehmen wollte, mußte selbst einen Waggon mieten und bezahlen.
Als Aufnahmegebiete für die Karpatendeutschen wurde von den Reichsbehörden das Sudetenland bestimmt. Nur in geringem Maße wurden Transporte nach Österreich geleitet. Die Registrierung der Evakuanten hatte die »Zentralevidenz« bei der Flüchtlingsstelle durchzuführen. Diese hatten Suchstellen in Sillein, Deutsch-Proben und Kremnitz eingerichtet. Auch die Opfer der Partisanen wurden dort erfaßt. Die Zentralevidenz sammelte auch die Anschriften der Evakuierten und gab dazu Auskunft. (6)

Die Evakuierung der Schulkinder

Die landesweite Planung der Evakuierung der Schulkinder hatte die Deutsche Abteilung beim Schulministerium in Preßburg durchzuführen. Insgesamt waren 26.000 Kinder betroffen, davon im Hauerland rund 8.000. Das Schulministerium bestimmte die verantwortlichen Transportleiter und wies, in Zusammenarbeit mit der KLV (Kinderlandverschickung), (7) den einzelnen Schulklassen die Aufnahmeorte zu. Diese lagen für das Hauerland ausnahmslos im östlichen und nördlichen Sudetenland.
Die Kinder bis zum dritten Schuljahr wurden im Aufnahmeort in Verantwortung der NSV (Nationalsoz. Volkswohlfahrt) von Pflegefamilien aufgenommen. Die anderen wurden in provisorisch eingerichteten Lagern untergebracht, beispielsweise in beschlagnahmten Hotels, Berghütten oder Heimen. Neben dem Lehrpersonal standen diesen Lagern noch Erzieherinnen in der Freizeit zur Verfügung, als auch einige freiwillige Helfer aus der Heimat für die Küche und die Wäschepflege. Darunter gab es auch Schneider und Schuster, beziehungsweise fachkundige Helfer. Auch die Freizeit mußte intensiv im Geiste der Hitlerjugend genutzt werden. Dafür sorgten die örtlichen Vertreter. Mitzunehmen hatten die Kinder neben den Schulsachen Bettzeug, Kleidung, Wäsche für einen längeren Aufenthalt, etwas Verpflegung, Eßbesteck und einen kleinen Geldbetrag. Das allernötigste sollte in einem Rucksack und Koffer mit sich geführt werden. Das andere Gepäck war in stabilen Holzkisten anzuliefern. Die oft sehr reichlich mitgeschickten Lebensmittel wurden in den Gemeinschaftsküchen verwertet.
Die verantwortlichen Lagerleiter hatten strenge Anweisung keines der Kinder aus den geschlossenen Lagern zu entlassen. Das führte zu unerfreulichen Szenen, als nach Verschlimmerung der Lage die Angehörigen die Kinder zu sich nehmen wollten.



Evakuierung der Schüler vom Bahnhof Krickerhau

Der erste Zugtransport mit etwa 600 Schulkindern aus dem Hauerland ging am 10. November 1944 aus Kremnitz ab, Richtung Hohenelbe in Nordböhmen. Die weiteren Transporte folgten in Abständen von wenigen Tagen. Gesichert wurden sie von einer Abteilung mitfahrender Heimatschutzleuten. Verladestationen waren außer Kremnitz noch Deutsch-Proben, Krickerhau, Heiligenkreuz (Žiar n.H.), Velké Uherce im Neutratal für Hochwies/Paulisch und Pribovce für Münnichwies und Kloster.
Bis Ende Dezember dauerte der Abtransport der Schüler aus dem Hauerland. Tränen über Tränen wurden ihnen nachgeweint. Bedeuteten die Kinder doch das Kostbarste, was ihre Eltern besaßen. Sie waren hin und her gerissen zwischen dem Willen, die Ausbildung der Kinder in »Sicherheit« zu ermöglichen und der Angst, was aus ihnen werden sollte, wenn sie ihnen in der Not nicht mehr beistehen konnten. Wie sehr diese Angst berechtigt war, sollte sich wenige Monate später zeigen.

Sorgenvolle Tage und Wochen bedeutete für die Eltern die Ungewißheit über den Auftenhaltsort und die Unterbringung der Kinder. Nicht immer klappte anfangs der briefliche Kontakt. Als im Januar 1945 die Kinder, die in das Ostsudetenland gebracht worden waren, erneut evakuiert werden mußten, brach häufig der Kontakt ganz ab. Erkundungsreisen waren verboten. (8)

Die ältere Jugend stand im Regelfall in irgend einer Form im Dienste der Kriegswirtschaft, sofern sie nicht unmittelbar im Kriegseinsatz, in der Heimatfront, oder kaum ausgebildet, gezwungenermaßen draußen ihr Leben einsetzen mußten.

Die Evakuierung der Mütter und älteren Menschen

Bereits parallel mit der Aktion Schulkinder wurde diese Gruppe ermuntert, von sich aus Unterkünfte im Reichsgebiet durch Verwandte und Bekannte zu suchen und alsbald mit ihrem Gepäck dorthin abzureisen. Diese Möglichkeit der Selbstinitiative wurde auch reichlich genutzt. In das Reichsgebiet bestanden vielfache Beziehungen zu dort arbeitenden, oder dort in Ausbildung stehenden Angehörigen, oder ehemaligen Arbeitgebern.
Noch gab es die Möglichkeit viel Gepäck mitzunehmen. Man wußte, daß es im Reichsgebiet an allem mangelte, während in der Slowakei eine fast friedensmäßige Versorgung möglich war.
Anfänglich konnte einzelnen Familien ein geschlossener Güterwagen, der beheizbar war, zugeteilt werden. Selbst Möbel, wie Tische und Bettgestelle konnten eingeladen werden. Vor allem viele Lebensmittel, wie Mehl, Zucker, Fett und konservierte (geräucherte) Fleischwaren, wurden in die Ausweichorte mitgenommen. Selbst Kohle und Holz wurden eingepackt, denn an Heizmaterial mangelte es im 6. Kriegswinter in ganz Deutschland. Meist schlossen sich einige Verwandte zusammen und mieteten gemeinsam einen Waggon, sobald eine Unterkunft zugesagt war.
Mit dem Fortschreiten der Kriegsereignisse ging diese großzügige Möglichkeit schnell zu Ende. Der Transportraum wurde immer knapper. Schließlich mußten Termine gesetzt werden für eine Meldung zum Abtransport mit begrenzter Gepäckmitnahme.
Mit Jahresbeginn 1945 wurde die Durchführung der zweiten Etappe nun energisch angegangen. Die Frontlage wurde bedrohlicher, die Schulkinder waren bereits weg, ebenso mancher aus der vertrauten Dorfgemeinschaft. Die Heimat begann als Frontgebiet fremdartige Züge anzunehmen. Dennoch fiel der Abschied schwer. Das Wohin bestimmte jetzt eine Kriegsbürokratie, ohne Rücksicht auf gewachsene Ortsgemeinschaften. Aufnahmegebiet war auch jetzt noch das Sudetenland. Nur ein kleinerer Teil landete in Österreich. Die Anweisung aus Preßburg an die Evakuierungskommission lautete, daß Ende Januar die zweite Etappe abgeschlossen sein sollte. Wenn auch der Termin nicht eingehalten werden konnte, so war doch Anfang Februar 1945 dieser Evakuierungsabschnitt im großen und ganzen abgeschlossen. Der letzte

Zug dieser Art dürfte der am 10. Februar 1945 abgefertigte Zug mit Münnichwiesern gewesen sein, der erst auf besondere Anstrengungen hin (Bestechungen), bereitgestellt wurde. (9)
Das Reisen in diesen Zügen, mitten in einem strengen Winter, war beschwerlich. die Personenzüge hatten kaum noch intakte Fenster. Geheizt wurde in der Regel nicht, auch nicht mehr in den Güterwaggons, wo anfänglich noch »Kanonenöfchen« zur Verfügung standen. Schon diese mehrere Tage dauernden Fahrten sind so manchem Kleinkind, oder geschwächten Alten, zum Verhängnis geworden. Erfrorene Gliedmaßen waren keine Seltenheit. Gar nicht zu reden von der dauernden Gefahr, die von Bomben und Tiefffliegern ausging. Nur auf den größeren Bahnhöfen wurde ein warmer Tee, oder eine Suppe gereicht. Wie gut beraten waren doch diejenigen, die bereits im Spätherbst 1944 den Entschluß zum Reisen faßten.
Obzwar die Hauerländer gerade erst eine Lehre über die Behandlung der Deutschen hinter sich hatten, fiel ihnen die Entscheidung zur Evakuierung nicht leicht. Die Zögernden erhielten einen letzten Anstoß, als sich die Orte mehr und mehr zu leeren begannen und sich ein Gefühl des Verlassenseins in feindlicher Umgebung auszubreiten begann.
Der Personenkreis, der in der 2. Etappe erfaßt wurde, bildete gewissermaßen den Kern der Familie. Er war der seßhafte Teil, war Hüter von Haus und Hof. Fehlte er, so entfiel der Kristallisationspunkt für die Familie, ja für die Großfamilie mit mehreren Generationen. Ihr fühlte man sich noch verbunden, auch wenn man schon seit Jahrzehnten nicht mehr, wie früher, unter einem Dach lebte.
Während bis zum Jahresbeginn 1945 die meisten »Freiwilligen« sich bereits in ihre selbstbesorgten Ausweichquartiere begeben hatten, wurde ab diesem Zeitpunkt die Evakuierung von Amts wegen, auch als »Zwangsevakuierung« bezeichnet, betrieben. Ein erheblicher Zwang entstand tatsächlich schon durch die Aufforderung, innerhalb einer bestimmten Zeit (zwei Tage) sich für den Abtransport bereitzuhalten. Hingegen ist festzustellen, daß ein körperlicher Zwang weder beabsichtigt war, noch angewandt wurde. Wer bleiben wollte fand Wege, sich auch diesem »Zwang« zu entziehen.
Gleichzeitig mit der 2. und 3. Etappe liefen die Maßnahmen zur Güterevakuierung ab. Die maschinellen Einrichtungen und Vorräte von gewerblichen Anlagen, die volksdeutsches Eigentum waren, sollten ebenfalls in Sicherheit gebracht werden. Die Demontage hatte so zu erfolgen, daß bis zuletzt ein Notbetrieb aufrecht erhalten werden konnte. In Frage kamen Fertigungseinrichtungen, größere Mühlen und Sägewerke, Schreinereien und andere Werkstätten. Diese Maßnahmen beschränkten sich in der Hauptsache auf Deutsch-Proben und Krickerhau.

Insgesamt wurden aus dem Hauerland nur 16 Waggons mit derartigen Gütern abgefertigt. Einiges blieb, wegen mangelhafter Organisation im versandfertigen Zustand zurück. Im Vergleich zur Zips, mit 180 Waggons, ist das wenig und läßt wohl auch einen Schluß auf die Besitzverhältnisse in den beiden deutschen Gebieten zu. (10)

Eine Böswilligkeit ist die Behauptung slowakischer Autoren, daß die Volksdeutschen die Gemeinden ausgeraubt und vieles zerstört hätten. Was sie mitnahmen war nur ein Teil dessen, was ihr Eigentum war. Kein Volksdeutscher der wegging, hat sein oder fremdes Eigentum zerstört. Hoffte doch jeder über kurz oder lang wieder zu Hause zu sein. Zutreffend ist, daß in den Krikkerhauer Bergwerksanlagen, auf »höheren« Befehl einige wichtige Teile demontiert und in das Kohlerevier von Westböhmen geschafft wurden. Sie standen nach Kriegsende dem Bergwerk unversehrt wieder zu Verfügung.

Die meisten Hauerländer hatten, neben ihrer Hauptbeschäftigung, noch etwas Landwirtschaft auf ererbten Grund betrieben. Nur ein geringer Prozentsatz konnte ausschließlich davon leben. Der damit verbundene Viehbestand wurde erst in der Schlußphase der Evakuierung aufgegeben. Übernommen wurde das Vieh, als auch die landwirtschaftlichen Vorräte, von einer Kommission der deutschen Wehrmacht, die es für die Versorgung der Truppe

VOLKSDEUTSCHE MITTELSTELLE
Dienststelle Preßburg

Pressburg, den 2.II. 194[5].

Abfahrtstag -3 I 45

Verpflegt bis -3 II 45

Marschbefehl

Die Volksdeutsche Familie Otilie Richter geb. Schlenker, geb. 25.5.1921

Angehörige Sohn: Reinhardt, geb. am 23.12.1944

wird im Rahmen der vom Reichsführer SS befohlenen Evakuierung von Zeche 202 Slowakei, nach Smlgr. Deutsches Reich in Marsch gesetzt.

Sie hat den Auftrag sich bei der zuständigen Kreisleitung, zwecks Erfassung durch die Gaueinsatzführung der Volksdeutschen Mittelstelle zu melden.

Sämtliche Wehrmachts- und sonstige Dienststellen werden gebeten, sie ungehindert passieren zu lassen und ihnen notfalls Schutz und Hilfe zu gewähren.

Streit
SS-Obersturmführer

verwertete. Der Abtransport erfolgte meist nicht sofort. In diesen Fällen war es Aufgabe der älteren Heimatschutzmänner, das Vieh in größeren Stallungen zu konzentrieren und zu versorgen. Nur die Pferde, die man für die Evakuierung mittels Trecks brauchte, wurden zurückbehalten.
Die Übernahme erfolgte auf dem Kaufwege und zwar normalerweise bargeldlos. Das Vieh war in einer Sammelstelle den Herren der Wehrmachtskommission vorzuführen, die den Wert schätzten. Teilweise wurde zur größeren Genauigkeit gewogen. Auch die anderen abzugebenden landwirtschaftlichen Güter, wie Futtermittel jeder Art, Kartoffel und Getreide wurden ihrem Wert nach geschätzt. Über die Ablieferungen erhielten die Leute eine Wertbescheinigung, ausgestellt in Reichsmark, oder wunschgemäß auch in slowakischen Kronen (Kurs: 1 RM = 10 sK). Nur in Deutsch-Proben sollen einige einen Teil des Übernahmepreises in bar erhalten haben. In der Regel gab es nur Bescheinigungen über den Preis, die im Reichsgebiet einlösbar sein sollten. Es wurde nicht bekannt, daß jemand jemals dafür etwas bekam. Auch beim Lastenausgleich blieben diese »Verkäufe« unberücksichtigt. (11)

Die Schlußphase der Evakuierung

Anfang März 1945 setzte die dritte und letzte Etappe der Evakuierung ein. Das Hauerland war nur noch ein Schatten der einstigen friedlichen Heimat, denn zur Heimat gehören die liebgewordenen Menschen. Diese hatten ihre Siedlungen weitgehend verlassen, um sich in eine trügerische Sicherheit zu begeben.
Die Orte um Kremnitz waren fast menschenleer. Sechs Kompanien Heimatschutzmänner, (etwa 700 Mann) hielten, gemeinsam mit einer schwachen Wehrmachtbesatzung, die Partisanen vor einem allzu frechen Auftreten ab. Die Straßen Krickerhau - Heiligenkreuz (Žiar n. H.) und Oberstuben - St. Martin (Martin) waren unsicher und nur tagsüber benutzbar. Die Nacht gehörte den Partisanen. Besonders gefährdet war Blaufuß. Das Vieh war bereits weitgehend der Wehrmacht abgeliefert worden. Die Sachgüterevakuierung konnte als abgeschlossen gelten. Ähnlich sah es im Deutsch-Probner Gebiet aus. Nur war hier das Vieh noch nicht übergeben. Etwa 3.000 Stück Großvieh wurden von älteren Männern versorgt. Ansonsten war auch hier die Evakuierung beinahe abgeschlossen. Die wehrfähgigen Männer waren in fünf Kompanien zusammengefaßt. (12)
Im südlichen Teil des Hauerlandes, in dem Gebiet von Hochwies und Paulisch, mußte bereits in der ersten Januarhälfte 1945 totalevakuiert werden. Ein letzter Bauerntreck verließ Hochwies mit Kuhgespannen. Schon in

Topolčany wurde der nicht für lange Strecken geeignete Zug aufgelöst. Die älteren Teilnehmer fuhren per Eisenbahn zu ihren bereits evakuierten Angehörigen. Die anderen Männer wurden zur Musterung nach Preßburg geschickt. (13)

Nur in Krickerhau herrschte zu diesem Zeitpunkt noch reges Leben. Zwar war auch hier die zweite Etappe durchgeführt, aber das Bergwerk mit der Elektrozentrale lief auf ausdrücklichen Befehl mit vollen Touren. Dort waren noch rund 1.480 deutsche Bergleute tätig, bei einer Gesamtbelegschaft von etwa 3.000. Im Ort waren zu dieser Zeit (Anfang März) außerdem noch eine größere Anzahl Landwirte. Hinzu kommt, daß der slowakische Teil der Bevölkerung (ca. 40 Prozent) nicht zur Evakuierung aufgerufen war.

Die Krickerhauer Bergleute sollten in einem eigenen Bahntransport, erst bei unmittelbarer Frontgefährdung, abreisen. Weil viele bodenständige Familien sowohl vom Bergbau, als auch von der Landwirtschaft abhängig waren, wollten auch die per Treck abziehenden Männer möglichst lange warten.

Die letzte Frist für den Abzug der noch zu Hause befindlichen Volksdeutschen des Hauerlandes war mit dem 1. April 1945, ein Ostersonntag, gekommen. Erst an diesem Tage, strebten die vielen Gespanne aus den einzelnen Ortschaften den Sammelstellen zu.

Von der Sammelstelle Krickerhau zogen bereits am 31. März etwa 100 Pferdegespanne los. Ihr ungefähres Ziel war Westböhmen. Die Bauern, mehr kleine Landwirte, hatten ihren »Hof« so gut es ging bestellt. Das Vieh war, bis auf wenige Ausnahmen und ohne die Pferde, abgeliefert worden. Wertvolle, aber nicht täglich gebrauchte Güter waren gut verpackt in »sicheren« Verstecken untergebracht, oder gar vergraben worden. Man war fest in dem Glauben, daß man wiederkommen wird, um hier in der Heimat irgendwie weiterzuleben. Deshalb hatten die Slowaken aus den Nachbargemeinden wenig Erfolg, wenn sie versuchten, den wegziehenden Deutschen verschiedenes abzukaufen. Für den langen, ungewissen Weg hatte man sich so gut es ging eingerichtet. Eine Gulaschkanone für warmes Essen war dabei, ebenso auch einige Kühe für die Milch- und Frischfleischversorgung. Was man jetzt noch brauchte, waren befahrbare Straßen und Glück bei den unausbleiblichen Fliegerangriffen. (14)

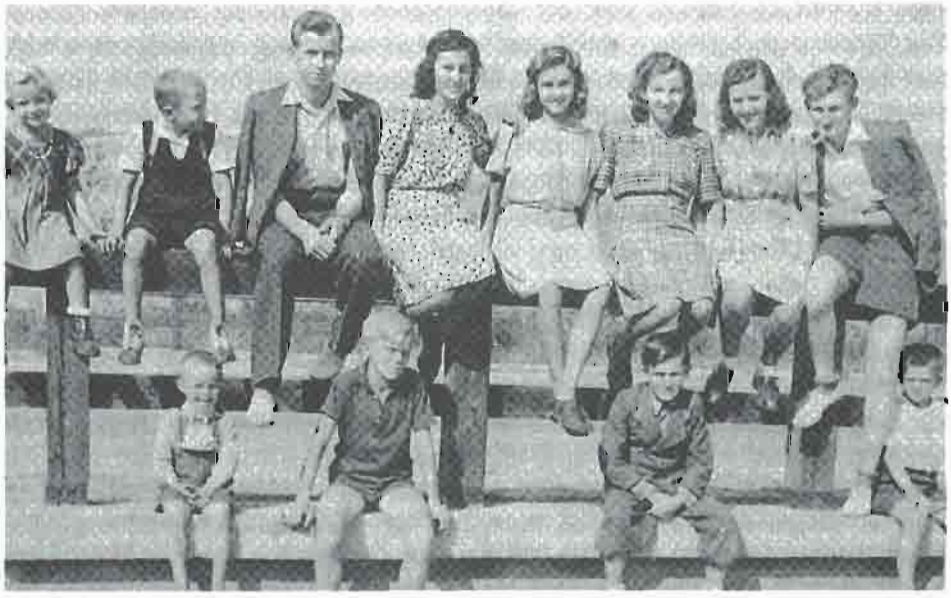
Chaosartig wälzten sich zu dieser Zeit Fahrzeugkolonnen verschiedenster Art auf den Straßen der Westslowakei dahin. Was noch Evakuierung sein sollte, war jetzt zu einer Flucht mit hohem Risiko geworden. Der Weg des Krickerhauer Trecks ging über Priwitz (Prievidza) nach Nováky, wo in dem berüchtigtem Lager übernachtet wurde. Wohl keiner der Teilnehmer hatte geahnt, welche tragische Rolle dieses Lager für die Hauerländer noch spielen sollte.

Laut Plan sollte schon in Priwitz ein Zusammentreffen mit dem Deutsch-Probner Treck erfolgen, spätestens im Lager Nováky. Die Probner hatten sich aber stark verspätet, sie kamen auch hier noch nicht. Am zeitigen Morgen begann eine Gewaltmarschstrecke in Richtung Trenčin. Die Sowjets waren nämlich bei Neutra (Nitra) durchgebrochen und drohten den Weg nach Westen abzuschneiden. Erst nach Überschreiten der Waag (Váh) konnte wieder ruhiger gefahren werden. Als Fahrroute war Brünn, Böhmisch Budweis und Asch im Egerland vereinbart worden. Unterwegs verringerte sich die Teilnehmerzahl, weil einige in Richtung des Aufenthaltsortes ihrer Angehörigen ausscherten. Noch vor Asch wurde der Krickerhauer Treck von der Front, aber vom Westen her, überollt. (15)
Die letzten Treckfahrer aus dem Deutsch-Probner Gebiet hatten sich ebenfalls am Ostersonntag auf dem Marktplatz zu Deutsch-Proben versammelt, um nun gemeinsam und eiligst den Weg in das Dunkel anzutreten. Ihr Tempo war gehemmt, weil sie auch Kuhgespanne mitführten. Mit einigem Abstand vom Krickerhauer Treck erreichten sie am 4. April mährischen Boden. Grenzkontrollen fanden schon nicht mehr statt. In Ungarisch Hradisch (Uherské Hradište) konnten die inzwischen fußlahmen Kuhgespanne, die niemand haben wollte, dem dortigen Landratsamte überantwortet werden. Für eine Anzahl Männer wurde mit Hilfe von Zigaretten ein Waggon organisiert, der sie samt Gepäck zu den Ihren nach Österreich bringen sollte. Der Treck zog dann unbeschwerter weiter, an Brünn vorbei, Richtung Böhmerwald. Am 20. April 1945 wurde dieser Treck bei Neuern (Nýrsko) ganz aufgelöst, nachdem vorher schon mehrfach Reisepapiere für ausscheidende Teilnehmer ausgestellt wurden, die eine andere Richtung einschlagen wollten. (16)
Das Kremnitzer Gebiet war in den Tagen vor Ostern bereis gänzlich von den evakuierungswilligen Volksdeutschen verlassen worden. Die Rote Armee hatte zu Ostern schon die wichtige Höhe der Skalka bei Kremnitz besetzt.

Der Auszug der Bergarbeiter

Kohle war ein Grundpfeiler für die Wirtschaft und den Eisenbahnverkehr in der Slowakei. Nachdem mit Jahresbeginn 1945 die reichsdeutschen Kohlelieferungen ausblieben, waren die Krickerhauer Gruben von größter Wichtigkeit. Die deutschen Bergleute hatten also möglichst lange auszuharren. Am 30. März 1945 kam dann für die Krickerhauer deutschen Bergleute und die Arbeiter der Chemischen Fabrik endlich die Anweisung zur Abreise. Als Abreisetag wurde der 31. März per Bahn festgesetzt. Mitgeführtes Gepäck durfte höchstens 30 Kilogramm betragen. Doch an diesem Tag standen

weder genügend Waggons, noch eine Lokomotive zur Verfügung. Diese Situation entstand sicher nicht zufällig. Die Waggonfrage löste man kurzerhand in der Form, daß Kohleladungen entleert wurden und diese Waggons provisorisch mit Brettern abgedeckt wurden. Eine Lokomotive wurde erst am nächsten Tag, nach vielen Telefonaten, aus Priwitz geschickt. So konnte der Evakuierungszug der Bergleute mit eintägiger Verspätung abgefertigt werden.
Aus Sicherheitsgründen zog man die Strecke Oberstuben - Vrutky, der über Priwitz vor. glücklicherweise blieben dem Transport direkte Fliegerangriffe erspart. Nach sechs Tagen Fahrt, war das Endziel, das Kohlerevier um Brüx (Westböhmen), erreicht. (17)



Die Jugend der Bergarbeiter von Krickerhau in Nieder-Georgenthal bei Brüx

Der Auszug des Heimatschutzes

Am Ostersonntag war auch für den Heimatschutz der Dienst im Hauerland zu Ende. Neben dem Wachdienst hatte er die Aufgabe, die Evakuierung vorzubereiten, die Züge zu organisieren und deren Schutz bis zum Aufnahmeort zu übernehmen. Diese Aufgabe war selten leicht, mitunter von Unverständnis einiger zu Evakuierender begleitet.

Schlagartig wurde am 1. April 1945 der gesamte Heimatschutz aus dem Hauerland abgezogen. Ihr Befehl für das Probner Gebiet lautete: Abzug mit den letzten Trecks nach Trenčin. Dort sollte weitere Weisung ergehen.
Schon in Bánovce hatte der verantwortliche Heimatschutzführer Mühe, die Absicht des dortigen Divisionsgefechtstandes, die nur teilweise ausgebildeten Männer sofort einzusetzen, zu verhindern. In Trenčin konnte das dann für einen Teil des Bataillons nicht mehr vermieden werden. Ab Ungarisch Brod (Uherský Brod) zogen die Trecks ohne die Heimatschutzleute weiter. Nachdem die über 45jährigen mit Entlassungspapieren versehen waren, fuhr die restliche Einheit weiter und landete schließlich in Prag. Dort geriet ein großer Teil in Gefangenschaft, so mancher überlebte die folgenden Strapazen und Quälereien nicht. (18)
Die Heimatschutzleute aus der Kremnitzer Umgebung wurden bereits Wochen vorher, nachdem die Erwachsenenevakuierung abgeschlossen war, aus den Dörfern abgezogen und in Kremnitz, später in Oberstuben konzentriert. Von hier aus wurden sie von der Wehrmachtführung zu Sicherungsaufgaben eingesetzt. Am 1. April 1945 wurden auch diese Gruppen über Sillein, mit dem gleichen Ziel Prag, in Marsch gesetzt. Teile der Roten Armee hatten bereits die markante Höhe »Skalka« bei Kremnitz besetzt.

Berichte zum Auszug aus dem Hauerland

Der Abschied von der Heimat, der nach Meinung der meisten Menschen nur ein vorübergehender sein sollte, hat sich in der Erinnerung der Betroffenen tief eingegraben. Den Kindern, denen kaum bewußt war, was ihnen wirklich geschah, fiel der Abschied noch am leichtesten. Den Erwachsenen half in ihrer ausweglosen Situation nur noch ihre tiefe religiöse Verwurzelung. Wohl kaum jemals sonst in der fast 800jährigen Geschichte sind im Hauerland soviel Tränen geflossen, wie aus dem Anlaß der Evakuierung 1944/45. In zahlreichen Berichten ist dieses Geschehen und die damit verbundenen Gefühle überliefert.
Wilhelm I., Schulleiter in Krickerhau, heil aus Partisanenhand entkommen, wurde alsbald mit der Evakuierung der Schüler beauftragt. Dazu erinnert er sich: »Die Vorbereitungen liefen auf vollen Touren. Auf Bitte der Ortskommandantur, der Gemeinde und meiner Spielschar sollte noch gemeinsam ein Nikolausabend mit auserlesenem Programm veranstaltet werden. Am 6. Dezember brillierte zum letzten Male meine treue Dilletantengruppe auf der Bühne des Kulturheimes. Am anderen Tag kamen die Schüler aller Volksschulen im großen Saal des Kulturheimes zusammen, um wohlvorbereitet

den traurigen Weg der Flucht anzutreten . . . Ich habe an manchen Begräbnissen teilgenommen. Aber dieser Trauerzug der Kinder vom Kulturheim zum Bahnhof war herzzerreißend. Zu dritt hielten sich vorn die ABC-Schützen an der Hand, flankiert von weinenden Mütttern oder Angehörigen, ebenso die nachfolgenden größeren Schüler, Mädchen und Jungen, zumeist mit Rucksäcken belastet. Und diesen Zug anzuführen, fiel mir zu. Ich glaubte unter dieser Last der Verantwortung, unter den flehenden Blicken der Mütter, die sagen wollten: 'Gib ja acht auf mein Kind!' zusammenzubrechen. Wie dankbar war ich den vielen Helfern, die sich freiwillig zum Schutze der Kinder meldeten; dem Heimatschutz, der die Überwachung der Personenwagen übernahm; Mütter, die die Kleinsten in je einem Abteil betreuten, die Lehrerinnen und Lehrer, die die Schüler ihrer letzten Klasse zusammenhielten; den Transporteuren, die das Gepäck der Kinder holten und sortierten. Die Möbel, das wichtigste Inventar der Schulen, eine Kiste voll Schuhe, Hefte und Schreibmaterial in Kisten verpackt, das alles mußte in den Güterwagen verstaut werden. . . . Ich rannte von einem Wagen zum anderen, versuchte mich mit kurzen Blicken zu überzeugen, daß alle Hinweise befolgt wurden, um endlich dem Bahhofsvorsteher das Zeichen »Fertig« geben zu können.
Nun kam eine böse Überraschung! Der Bahnhofsvorsteher meldete mir blaß und bleich, daß eine unbekannte Stimme von einer unbekannten Stelle der Telefonleitung zwischen Krickerhau und Oberstuben angerufen habe und sich nach dem Zweck und Ziel des Transportes am Krickerhauer Bahnhof erkundigte. Ein Partisanenüberfall auf dieser etwa 20 Kilometer langen Strecke durch mächtiges Waldgebiet mit Viadukten und Tunnels mußte also einkalkuliert werden.
Ich alarmierte sofort die Wehrmachtsstelle in Krickerhau und bat um Schutz und Rat. Die Wehrmacht reagierte schnell. Zwei flache, sandbeladene Wagen wurden vor eine Dampflokomotive gespannt, Soldaten setzten sich auf einen Wagen hinter die Lokomotive und schon fuhr die Garnitur los, um die Strekke zu sichern. Ich durfte mir bei aller Aufregung nichts anmerken lassen und sagte der wartenden Menge, sie möge ruhig nach Hause gehen oder zur Beruhigung der Kinder noch in die Wagen einsteigen.
Bis die Rückmeldung aus Oberstuben eintraf, daß die Strecke gesichert sei, war es Nachmittag geworden. Die Sonne erschien zwar wie zum Abschied am Horizont noch einmal, aber es lag etwas Drohendes in der Farbtönung des nahenden Sonnenunterganges. Dann war es soweit! Drei lange warnende Signale der Lokomotive hallten durch das trauernde Tal und der überlange Zug gewann an Geschwindigkeit. . .« (19) Dieser Transoprt wurde in Nordmähren aufgeteilt. Es dauerte lange bis die verzweifelten Eltern die Adressen ihrer Kinder erfuhren. Der Kontakt riß erneut ab, als im Januar diese

Schulklassen erneut und jetzt ungeordnet weiter nach dem Westen aufbrechen mußten.

Aus dem Kremnitzer Gebiet berichtet Silvester P.: ». . . Die Trennung von den Kindern war hart. Stille zog ins Dorf ein. Eine Stille, die man besonders an den Weihnachtsfeiertagen schmerzlich verspürte. Merkwürdigerweise dachte bei dieser Vorsorgemaßnahme für Schulkinder noch niemand daran, daß den Schülern alsbald Alte, Frauen und Kleinkinder folgen werden. Und doch, Anfang Januar 1945 war es soweit. Man begann sich auf die Evakuierung des Dorfes vorzubereiten. Auf Anordnung deutscher Truppen begannen die Leute Kleidung, Bettzeug, Lebensmittel und ähnliches in Holzkisten zu packen. ... Der Transportzug bestand aus lauter unbeheizbaren Viehwagen. In einen Wagen kamen ungefähr 24 bis 28 Personen samt Gepäck, welches in den nächsten Tagen als Sitz- und Schlafelegenheit dienen sollte. Dauerte doch die Fahrt an die zehn Tage und das bei gelegentlichen Minustemperaturen von 20 Grad Celsius.
Besonders schwer nahmen alte Leute Abschied. Es war etwas noch nie Dagewesenes, Haus, Hof, ja das gesamte Dorf aufzugeben. Dabei dachte man an eine vorübergehende Abwesenheit von einigen Monaten, wie es Wehrmachtsangehörige den Leuten eingeredet hatten. Niedergeschlagenheit, Mutlosigkeit und Angst vor der Zukunft beschlich nicht nur ältere Leute, sondern auch manche junge Frau mit einem Kleinkind. . . . Am Freitag, 2. Februar (Maria Lichtmeß), fand die letzte heilige Messe und die letzte Predigt in der kath. Kirche statt. Alle Anwesenden weinten. Denn am nächsten Tag verließ der letzte Zug mit etwa 320 Honneshauern das Dorf . . .« (20)

Den Paulischern war der Weg zur nächstgelegenen Bahnstation im Dezember 1944 schon zu unsicher. Sie konnten zeitweise den Kanonendonner von der Hauptfront hören. Als Bahnstation kam nur noch das etwa 25 km entfernte Oslany im Neutratal in Frage. Emil Ch. beschreibt die Situation: ». . . Von der Wehrmachtskommandantur in Žarnovica kam der Befehl zur Evakuierung. Mit Ochsen- und Kuhgespannen setzte sich ein langer Wagenzug nach Oslany in Bewegung. Die Hochwieser, die mit der Evakuierung noch nicht dran waren, halfen uns mit Pferdegespannen aus. Mitgeführt wurde Kleidung, Bettzeug, Handwerkszeug und größere Mengen Lebensmittel. Volle Mehlsäcke, Speckseiten und Schinken, Schmalztöpfe und zahlreiche Brotlaibe sollten die Menschen in der nächsten Zeit vor dem Hunger bewahren. Möbel, Einrichtungsgegenstände, landw. Gerätschaften ließ man zurück. Man hoffte ja fest auf die Rückkehr nach Kriesgende. Das Vieh, soweit es nicht schon an die slowakischen Nachbarn verkauft worden war, wurde von

den zurückgehaltenen Heimatschutzmännern versorgt, bis zur Ablieferung an die Wehrmacht. ... Die Evakuierten wurden im Sudetenland vorerst in Lagern untergebracht und später in Privatquartiere eingewiesen. Einige fanden Arbeit bei Bauern. . . . Im zeitigen Frühjahr wurde der Paulischer Heimatschutz aufgelöst. Die über 50jährigen durften zu ihren evakuierten Angehörigen, die anderen wurden in Preßburg gemustert und zu Kampfverbänden eingeteilt.« (21)
Über die Gefährlichkeit, Zweifel am Sinn der Evakuierung zu äußern, weiß Michael T. aus Hedwig zu berichten: ». . . Mühsam war der Transport unserer Habe bis nach Deutsch-Proben. Der erste Transport unserer Leute ging zunächst nach Preßburg, wo sie drei Tage lang auf eine Weiterbeförderung warten mußten. Da sie nur wenig Handgepäck in die Personenwaggons nach Preßburg mitnehmen durften - das große Gepäck sollte nachgeschickt werden - lernten sie bereits hier den Hunger kennen.
Beim zweiten Transport, der besser organiseirt war, reiste auch unser Bürgermeister mit. Er traute sich zu fragen. »Warum müssen wir noch fort? Der Krieg ist doch so gut wie verloren.« Er wurde in Proben verhaftet und nur auf Bitten und Flehen der Hedwiger wurde ihm das KZ erspart, und er durfte mitfahren. (22)

Einzelangaben zur Evakuierung

Von den meisten Hauerlandgemeinden liegen Berichte über die hauptsächlichsten Aufnahmegebiete vor, die den Evakuanten zugewiesen wurden. Außerdem konnten teilweise Angaben über den Zeitpunkt der Abreise, als auch über die Zahl der aus verschiedenen Gründen zurückgebliebenen deutschen Ortsbewohner ermittelt werden.

Beneschhau: Die Schulkinder wurden am 3. Dezember 1944 von Deutsch-Proben aus mit der Bahn abtransportiert, zusammen mit anderen Kindern aus der Umgebung von Deutsch-Proben. Sie kamen nach Nordböhmen und wurden in der Umgebung von Gablonz, zusammen mit Kindern aus Bettelsdorf, untergebracht. Beim Herannahen der Font wurde die Gruppe Mitte Januar 45 mit anderen Kindern aus dem Hauerland in den Raum Karlsbad gebracht, wo sie bis Juni 1945 bleiben durften und dann über die nahe Grenze nach Sachsen mußten. Bei der Erwachsenenevakuierung kam der größte Teil der Familien Anfang Februar 1945 nach St. Valentin (Österreich). Zuvor waren schon etliche Familien in das Sudetenland abgereist. Einige Familien blieben zurück.

Bettelsdorf: Die Schulkinder nahmen den gleichen Weg, wie die Beneschhauer. Eine Restgruppe von 14 Kindern gelangte mit ihrer Lehrerin nach dem Krieg auf eigene Faust in die Slowakei, wo sie in das Lager Nováky kamen. Die Erwachsenentransporte gingen anschließend ebenfalls in das Sudetenland, wenige nach Österreich. Etwa 36 Personen blieben zurück.

Blaufuß: Die Schulkinder kamen, zusammen mit den Kindern der Kremnitzer Umgebung, per Bahn Anfang Dezember in das Sudetenland. Die Frauen, Kleinkinder und Alten folgten nach Neujahr und kamen in den Böhmerwald, als auch nach Nordböhmen um das Gebiet um Reichenberg und Aussig. Etwa 80 bis 100 Personen blieben zurück, darunter viele Angehörige der von Partisanen ermordeten Männer, als auch fünf bis sechs andere Familien.

Bries: Die Brieser taten sich mit der Evakuierung besonders schwer. Etwa die Hälfte der Bewohner hat sich im Janner 1945 entschlossen, der Aufforderung zur Evakuierung Folge zu leisten und wurde nach Pettenbach (Österreich) gebracht. Der andere Teil wurde etwas später, gegen ihren Willen, nach Auroltsmünster (Österreich) verfrachtet, wo sie in einem Lager schlecht lebten. Im Juni 1945 traten die meisten voller Hoffnung die Rückreise an und wurden schwer enttäuscht. Etwa fünf Familien wurden von der Evakuierung ausgenommen.



Evakuierung der Bürgerschule Deutsch-Proben ins Isergebirge

Deutsch-Litta: Die Schulkinder wurden Ende November 1944 teils in das Riesengebirge, teils in die Umgebung von Reichenberg evakuiert. Die anderen, bis auf den Heimatschutz, folgten in mehreren Gruppen nach Weihnachten 1944. Etwa 12 Personen entzogen sich der Evakuierung. Etwa 25 Familien hatten sich selbst um ein Unterkommen bei früheren Arbeitgebern in Österreich bemüht und auch bekommen.

Deutsch-Proben: Anfang Dezember 1944 kamen die Schulkinder mit Bahntransporten nach Nordböhmen, die Bürgerschüler ins Isergebierge. Nach wenigen Monaten mußten sie weiter per Bahn in Richtung Karlsbad. Viel Gepäck ging dabei verloren. Neben eigener Unterkunftsbeschaffung kamen Familien in den Böhmerwald (Hirschau), nach Dubweis und Krumau, teilweise auch nach Österreich. Etwa 200 deutschstämmige Personen blieben zurück.

Drexlerhau: Am 20. Dezember 1944 fuhren alle Schulkinder mit ihren Lehrern in das Sudetenland ab. Im Laufe des Januars wurden die Familien vom Bahnhof Heiligenkreuz aus abtransportiert. Etwa 12 Erwachsene entzogen sich der Evakuierung, obzwar Militär den Ort ganz räumen sollte.

Fundstollen: Die Evakuierung der Schulkinder mußte zusammen mit den Nachbargemeinden am 3. Dezember 1944 erfolgen. Der Bahntransport ging über Krickerhau, Sillein (Žilina) in den Bezirk Reichenberg (Nordböhmen). Die Kinder wurden in Gemeinschaftsunterkünften unterggebracht, zunächst in einer Baude, dann in Spindelmühle in einem Gasthof. Am 15. Januar 1945 wurden die Frauen, Kleinkinder, Kranke und Männer über 60 Jahre in einem Sammelstransport von Deutsch-Proben aus nach Sternberg (Ostsudetenland) gebracht und dort auf die umliegenden Gemeinden verteilt. Der Transportzug bestand aus etwa 18 Personen- und Gepäckwaggons. Bei großer Kälte (ohne Fensterscheiben) brauchte der Transport für die ca. 260 Kilometer drei Tage. Drei bis vierFamilen machten sich mit eigenen Pferdefuhrwerken in das Sudetenland auf. Drei Familien lehnten eine Evakuierung ab und blieben.

Gaidel: Am 14. Dezember 1944 fuhren die Schulkinder in das Sudetenland ab. Von der Bevölkerung kamen viele durch eigene Bemühungen in Österreich unter. Ende Januar wurde dann bekanntgegeben, daß sich die Bevölkerung binnen zwei Tage, für die zwangsweise Evakuierung bereit machen solle. Einige, die bleiben wollten, gingen daraufhin zu slowakischen Bekannten in den Nachbargemeinden. Am 5. Februar 1945 fuhr ein Transport mit Gaidlern

in den Raum Linz (Österreich) ab. In den Güterwaggons mit je 35 Personen konnte nicht geheizt werden. Sie waren voller Ungeziefer. Rund 100 Personen blieben in Gaidel zurück.

Glaserhau: Die Evakuierung der Schulkinder wurde im November 1944 durchgeführt. Die Kleinen der Klassen eins 1 bis 3 kamen in den Kreis Fulnek und Kreis Wagstadt (Nordmähren). Die Klassen 4 und 5 kamen in ein KLV-Lager bei Botenwald (Nordmähren). Für die Bürgerschule wurde Platz in einem Lager bei Mährisch-Neustadt gemacht. Anfang Februar 1945 mußte wegen Heranrücken der Front erneut evakuiert werden. Einige Eltern konnten ihre Kinder mitnehmen. Die anderen wurden in ein Lager in Chodau, bei Karlsbad (Westböhmen) eingewiesen. In der zweiten Etappe der Evakuierung fand der entsprechende Personenkreis teilweise bei Angehörigen, die in Österreich oder Niedersachsen im Arbeitseinsatz standen, Aufnahme. Ein Großteil konnte in Chodau untergebracht werden. Als letzte verließen die Männer des Heimatschutzes den Ort.

Hedwig: Die Bevölkerung wurde nach den Schulkindern in zwei Schüben abtransportiert. Mit Pferdefuhrwerken wurde das Gepäck zum Bahnhof Deutsch-Proben gebracht und dort zunächst eingelagert. Der Evakuierungszug ging von dort über Preßburg nach Oberösterreich. Wegen schlechter Organisation ging das Gepäck verloren. Der kurz darauf abgefertigte zweite Schub klappte besser. Diese Leute kamen nach Niederösterreich. Eine Familie hielt sich versteckt und blieb.

Hochwies: Im November 1944 wurden gegen vielfachen Elternprotest die Schulkinder weggebracht und zwar in das Ostsudetenland. Im Feber 1945 mußten sie von dort erneut aufbrechen, wobei das so nötige Gepäck vielfach verloren ging. Es kam auch vor, daß Lehrpersonal die Kinder im Stiche ließ, so daß von den Jüngsten etliche zu unbekannten Familien kamen und erst nach Jahren zu ihren Eltern fanden. Andererseits konnten Kinder, trotz Verbot, rechtzeitig den Eltern zugeführt werden. Bei der Evakuierung der Erwachsenen waren die landwirtschaftlichen Partieführer und die Industriearbeiter im Reich eine große Hilfe. Sie besorgten Unterkünfte für Verwandte und Bekannte, denen so ein hartes Leben in Behelfslagern erspart wurde. Ein weiterer Vorteil war, daß sie gleich an sinnvolle Arbeit herangeführt werden konnten. So kamen ganze Gruppen beispielsweise nach Rheden (Elze), Nörten-Hardenberg, Schöningen, Rehtmar und Aschersleben. Am 6. Januar 1945 ging der letzte Transport der zweiten Etappe nach Nordmähren ab, von wo es alsbald nach Nordböhmen weitergehen mußte. Auf der strapaziösen

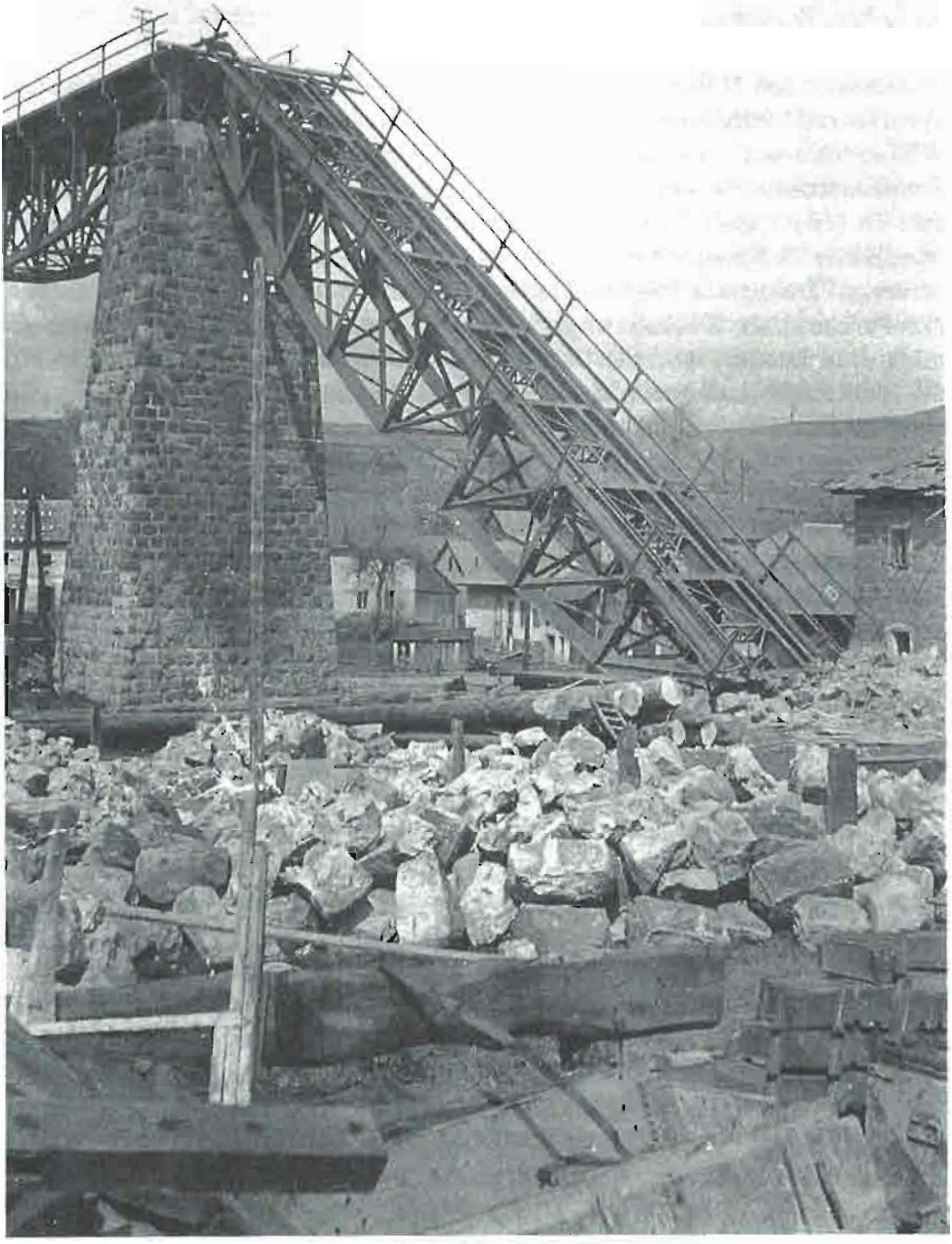
Reise und in den unzulänglichen Unterkünften starben an die 450 ältere Menschen. Auch infolge von Tiefffliegerangriffen verloren einige Evakuanten ihr Leben. Zurückgeblieben sind acht Familien.

Honneshau: Im November 1944 wurden die Schulkinder in die Gegend um Trautenau (Nordböhmen) gebracht, von wo Ende Februar 1945 ein Teil nach Wilkau und ein anderer nach Lauterbach-Stadt (Westböhmen) kam. Die Familientransporte begannen am 17. Januar 1945 vom Bahnhof Kremnitz aus. In jedem gedeckten (nicht beheizbaren) Güterwaggon wurden durchschnittlich 25 Personen mit ihrem gesamten Gepäck transportiert. Weitere derartige Transporte folgten. Der letzte fuhr am 3. Februar 1945 mit etwa 320 Personen ab. Evakuierungsziele waren das Sudetenland und Oberösterreich, Bad Kreuzen und die Gegend von St. Pölten. Im Sudetenland mußte der erste Aufenthaltsort in einem Lager bei Neustadt a. d. Tafelf. alsbald und ohne großes Gepäck verlassen werden. Über einen Zwischenaufenthalt in einem Lager bei Gablonz kam ein großer Teil nach Blizova bei Bischofteinitz in Westböhmen. In Honneshau blieben fünf Familien zurück.

Johannesberg: Bis Jahresende 1944 waren die Schulkinder mit ihren Lehrern im Riesengebirge (Spindelmühle, Petzer u. a. Orte) untergebracht. Bis Ende Januar 1945 Evakuierung durch Eigeninitiative, dann Sammeltransporte der Familien nach Südböhmen (Krumau, Friedberg). Etwa 15 Familien mit rund 40 Personen blieben zurück.

Kremnitz: Die Bezirksstadt hatte nur noch eine Minderheit von ca. 30 Prozent Deutschen. Die Evakuierung erfolgte in gleicher Weise, wie in den umliegenden deutschen Dörfern. Die Schüler wurden im November/Dezember 1944 in das Riesengebirge evakuiert (Nordböhmen). Die Erwachsenenevakuierung erfolgte überwiegend in das Sudetenland. Etwa 40 Deutsche nahmen an der Evakuierung nicht teil.

Krickerhau: Zur Evakuierung standen etwa 1.000 Schüler an. Über 400 Volks- und Bürgerschüler fuhren zunächst am 4. und 7. Dezember 1944 in je einem Sonderzug über Sillein (Žilina) nach Olmütz (Nordmähren), wo die Transporte geteilt wurden und die Kinder bei Pflegeeltern beziehungsweise die größeren in provisorische KLV-Lagern untergebracht wurden. Mitte April 1945 wurden die Volksschüler aus dem Odrauer Gebiet nach Nordböhmen transportiert, von wo sie teilweise, trotz Verbot, von den Eltern abgeholt wurden. Bei dieser zweiten, eiligen Evakuierung ging Gepäck verloren, was die betroffenen Kinder in eine mißliche Lage brachte. Bei Kriegsende



Im Krieg zerstörte Eisenbahnbrücke in Krickerhau

setzten auf der Suche nach den Eltern Irrfahrten der zusammengeschmolzenen Klassen ein. Besonders rege wurden hier in der zweiten Etappe der Evakuierung privat besorgte Plätze genutzt. Im Dezember/Januar 1945 wurden täglich Evakuanten-Waggons an die Kohlenzüge, die Krickerhau verließen, angehängt. Ferner wurde ein Pendelverkehr nach Preßburg eingerichtet, von wo Sonderzüge weiter in das Reichsgebiet zusammengestellt wurden.
Konnte anfänglich beliebig viel Gepäck mitgenommen werden, so war in der Schlußphase nur noch Handgepäck zur Beförderung zugelassen. Weiteres Gepäck konnte in Bahnhofsnähe zur späteren Nachsendung eingelagert werden. Es hat die Adressaten nie erreicht. Am 18. Januar 1945 ging der einzige Zug, der aus Personenwaggons bestand, ab. Er war nur für Schwangere, Mütter mit Säuglingen und Kranke zugelassen. Am 2. Februar 1945 wurde der letzte Transport der zweiten Etappe abgefertigt. Mit ihm verließen hauptsächlich Bergarbeiterfrauen den Ort in Richtung Sudetenland. In »letzter Minute« und behindert durch die slowakische Bahnverwaltung, ging der Transportzug der deutschen Bergarbeiter am Ostersonntag, dem 1. April 1945 in Richtung Westböhmen ab. Am Tage zuvor zogen auch die Bauern mit einem Treck aus etwa 100 Pferdefuhrwerken aus Krickerhau aus.

Kuneschhau: Im November 1944 erfolgte die Schülerevakuierung in das Riesengebirge, von wo sie wenige Monate später nach Westböhmen gebracht wurden. Die Erwachsenenevakuierung erfolgte nach Jahresanfang 1945 vom Bahnhof Johannesberg aus und ging teils nach Österreich teils in das Westsudetenland, Gebiet Tachau, Haidt und Frauenreuth. Einige Familien blieben im Ort.

Münnichwies: Die Schulkinder fanden in der Umgebung von Reichenberg (Nordböhmen) Aufnahme. Der erste Familientransportzug wurde am 2. Februar 1945 in die Gegend von Aussig (Nordböhmen) abgefertigt. Die weitere Evakuierung gestaltete sich wegen fehlenden Transportraumes schwierig. Erst am 10. Februar 1945 konnte ein weiterer Zug organisiert werden, der sofort beladen wurde und die letzten Evakuanten in die Gegend von Linz/Donau brachte (Pregarten, Freistadt). Die Bahnverladung erfolgte von Pribovce aus. Das Gepäck wurde mit von Slowaken aus Nachbargemeinden geliehenen Pferdewagen dorthin gebracht. Etwa 20 Familien blieben zurück. Die Heimatschutzleute versahen ihren Dienst von Deutsch-Proben aus.

Neuhau: Die Schulkinder fuhren vom Bahnhof Krickerhau am 5. Dezember 1944 über Sillein nach Jägerndorf (Nordmähren) ab. Dort wurden vier Gruppen gebildet, die in Braunsdorf, Kronsdorf, Olbersdorf und Liebenthal unter-

gebracht wurden. Am 25.Januar 1945 mußten sie, wegen Annäherung der Front, diese Unterkünfte fluchtartig verlassen. Ein Teil kam nach Harachsdorf (Nordböhmen), ein anderer wurde nach Westböhmen verschlagen. Die weitere Evakuierung erfolgte am 30. Januar 1945. Dieser erste Familientransport wurde in den Raum Karlsbad (Westböhmen) geleitet und auf die Lager Fischern und Mayerhöfen aufgeteilt. Von dort brachte man die Alten und Gebrechlichen in ein Altersheim in Karlsbad. Den anderen wurden Privatquartiere zugewiesen. Hier konnten schließlich auch die meisten Schüler zu ihren Eltern finden. Vier Personen blieben in Neuhau.

Oberstuben: Die oberen Schuljahrgänge kamen Ende November 1944 mit Lehrer R. in die »Wiesenbaude« im böhmischen Riesengebirge und erlebten das Kriesgsende in Mariaschein (Nordwestböhmen). Die mittleren Jahrgänge begleitete Lehrerin J. ebenfalls in das Riesengebirge. Die anderen Schüler kamen mit Lehrerin K. nach Hohenelbe und flüchteten von dort nach Marienbad. Erwachsene kamen nach Bischofteinitz, andere fanden bei Arbeitsstellen von Angehörigen in Sachsen ein Unterkommen. Etwa 50 deutsche Familien blieben im Ort zurück.

Oberturz: Die Schülerevakuierung setzte Ende November 1944 in das Sudetenland ein. Die Erwachsenen folgten im Januar 1945 zum größten Teil in das Sudetenland (Böhmerwald) und im kleineren Maße nach Österreich. Nur wenige deutsche Familien blieben im Ort, folgten nicht dem Aufruf zur allgemeinen Evakuierung.

Paulisch: Der Ort im südlichen Zipfel des Hauerlandes war wegen der Gefahr eines Frontdurchbruches vordringlich zu evakuieren. Im November 1944 kamen die Schulkinder mit einem Sammeltransport, der unterwegs durch Tiefflieger angegriffen wurde, in das nordwestliche Sudetenland. Im November/Dezember 1944 erfolgte die Erwachsenenevakuierung, wobei zahlreiche Aufnahmeplätze bei früheren Arbeitgebern auf privater Basis gefunden werden konnten. Am 20. Dezember ging von dem 25 Kilometer entfernten Oslany aus ein Transportzug über Preßburg nach Aussig (Nordböhmen), von wo aus die weitere Verteilung auf die Aufnahmeorte erfolgte. Eine andere Gruppe gelangte nach Rheden bei Hannover zu dort tätigen Saisonarbeitern aus Paulisch, wo sie von der Gutsherrschaft bereitwillig aufgenommen wurde. Zurückgeblieben sind etwa 50 Personen mit meist slowakischer Verwandschaft.

Schmiedshau: Am 3. Dezember 1944 wurden die Schulkinder von Deutsch-

Proben aus mit einem Bahntransport in die Zwittauer Gegend (Nordwestmähren) gebracht. Die Evakuierung der Familien erfolgte im Verlauf des Jänner 1945, hauptsächlich in das westliche Sudetenland (Neuern, Karlsbad, Leitmeritz). Einige suchten sich Unterkunft in Niederösterreich. Dorthin gab es im Zusammenhange mit der Saisonarbeit Beziehungen. Zurück blieben etwa 50 Familien aus verschiedenen Gründen.

Unterturz: Ende November 1944 wurden die Schüler in die Gegend von Mährisch-Trübau (Nordmähren) gebracht, hauptsächlich nach Triebendorf. Einige Familien folgten später nach. Im Januar 1945 ging ein größerer Sammeltransport nach Gablonz (Nordböhmen). Andere fanden im Böhmerwald eine vorläufige Bleibe. Etwa 10 deutsche Familien blieben zurück.

Zeche: Die Schulkinder wurden zusammen mit anderen aus der Probner Umgebung am 3. Dezember 1944 abtransportiert und kamen in die Gegend Gablonz -Reichenberg (Nordböhmen), wo sie meist in Berggasthöfen untergebracht wurden (Tannwald, Stefansruh, Radl). Der Unterricht ging zunächst in Form eines Lagerbetriebes weiter. Die unteren drei Volksschulklassen kamen zu Pflegeeltern. Kurz nach Ostern 1945 mußten die Kinder wegen Annäherung der Front fluchtartig weiterziehen, soweit sie nicht schon von den Eltern abgeholt werden konnten. Ein Teil wurde später in Eulau von dem Frontgeschehen eingeholt. Die Evakuierung der Erwachsenen erfolgte in drei Transporten und begann am 25. Januar 1945. Zielgebiete waren St. Valentin (Österreich), Franzensbad (Westböhmen) und Teplitz-Schönau (Westböhmen). Einige Familien blieben im Ort zurück.

Erläuterungen und Quellenangaben

1) Ausführliche Darstellung der Gesamtevakuierung der Slowakei siehe Karpatenjahrbuch 1986, Stuttgart 1985, S. 32 ff; 2) Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes in Bonn (weiterhin als PA bezeichnet), Akte Inland IID4/3; 3) PA, Inland IIgB449; 4) Ein Amt in Berlin unter Zuständigkeit Himmlers, das die deutschen Volksgruppen hauptsächlich in Südosteuropa steuerte; 5) Bundesarchiv in Koblenz (Weiterhin BAK), Akte R 142/4, Besprechungsprot. S. 5; 6) Wie Anmerkung 5,S. 1; 7) Die Organisation der KLV oblag der Hitlerjugend (HJ) und war notwendig geworden, als die Bombenangriffe auf deutsche Städte sich mehr und mehr steigerten; 8) BAK; R 142/4,Prot. V. 6. März.1945, S. 3; 9) Wie Anm. 8 und Bericht Emil D. Münnichwies im Archiv der Zeitschrift »Unser Hauerland« (weiterhin UHA); 10) PA, Inland IID 48/3 und BAK; R 142/4, Prot. v. 6. März 1945, S. 2; 11) Dazu mehrere Berichte im UHA; 12) Wie Anm. 8 S. 3 und. 4; 13) Maday, J.: Hochwies-Paulisch, das Siedlungsgebiet um den Reichberg, Stutgart 1984, S. 246; 14) Zu den Verhältnissen in Krickerhau siehe Krickerhau - eine deutsche Siedlung in der Slowakei, Voerde 1980 S. 278 und weitere Berichte im UHA, 15) Wohland, L.: Mein Hauerland, Leben

und Schicksal einer deutschen Volksinsel im Südosten, Stuttgart (1953), S. 171 und Tonbandbericht Anton M., im UHA; 16) Kurbel, R.: Schmiedshau - Ein deutsches Dorf in der Mittelslowakei, Stuttgart 1980, S. 240 ff; 17) Berichte von Josef W. und Josef G. im UHA; 18) Bericht Ambros G. im UHA; 19) Dokumentation in der Zeitschrift »Unser Hauerland«, 3. Jg. F3, S. 9; 20) Aus dem Heimatbuch Honneshau, von S. Prokein, Stuttgart 1987; 21) Bericht Emil Ch. im UHA; 22) Bericht Michael T. im UHA.

11. Weiteres Schicksal der Evakuierten

Im Chaos des Zusammenbruchs

Die Kapitulation und den Zusammenbruch des Deutschen Reiches erlebten die Hauerländer in den verschiedensten Gebieten des Landes. Dementsprechend vielfältig und unterschiedlich waren die Erlebnisse und Schicksale in jenen Tagen.
Am günstigsten getroffen hatten es wohl die, die mit ihren Partieführern auf Güter in Deutschland oder Österreich evakuierten, auf denen sie bereits als Saisonarbeiter tätig waren oder als Angehörige dort Beschäftigter nachgeholt wurden. Das gleiche gilt für Industriearbeiter im Reich, die Verwandte nachkommen ließen. Da in diesen Fällen die Evakuierung meist frühzeitig erfolgte, konnte Gepäck in beträchtlichem Umfang mitgenommen werden, das später keiner Plünderung oder Beschlagnahme in irgendwelcher Weise ausgesetzt war, so daß sie beim neuen Aufbau auf einen soliden Grundstock zurückgreifen konnten, der anderen meist nicht zur Verfügung stand. Auch war für diese Gruppe der Evakuierten die Ernährungsfrage zumeist befriedigend gelöst und darüber hinaus für eine sinnvolle Beschäftigung gesorgt.
Güter mit Saisonarbeiter waren vielfach auch in der Folgezeit für Hauerländer, die bei der Vertreibung in Notgebiete verschlagen wurden, Sammelpunkte und Zufluchtsorte.
Ähnlich gut getroffen hatten es diejenigen, die von Verwandten in Österreich aufgenommen wurden, die sich früher in diesem Land seßhaft gemacht hatten. Auch sie konnten ihr wertvollstes Gut mitnehmen und sich bei ihren Gastgebern sicher und geborgen fühlen.
Anders erging es freilich schon denen, die wohl auch nach Österreich kamen, aber von den Behörden verteilt und meist Bauern zugewiesen wurden. Zwar waren sie nicht den Mißhandlungen und der Willkür eines entmenschten Pöbels ausgesetzt, bekamen aber von Anfang an zu spüren, daß sie ungebetene und nur unter Zwang geduldete Gäste waren. Man machte ihnen das Leben schwer und war bestrebt, sie sobald wie möglich wieder loszuwerden.
Von den Bauern wurden sie nur allzu oft als billige Arbeitskräfte angesehen, die keine Forderungen zu stellen hatten und mit magerer Kost und einer Schlafstätte zufrieden sein mußten.
Herr Paul L. aus Bries beschreibt diese Situation so: » Die Hälfte der Brieser wurde nach Österreich evakuiert und zwar nach Pettenbach bei Wels. Die Leute wurden größtenteils zu Bauern verteilt, der Rest wurde in Privathäusern untergebracht. Die Leute waren nicht glücklich, weil die Einheimischen

ihnen jeden Tag vorwarfen, daß sie nicht zu Hause geblieben sind. Sie haben vom Januar 1945 bis Juni 1945 viel Schlechtes erlebt. Die zweite Hälfte der Brieser kam in ein Lager in Ried/Innkreis.
Die Leute in Pettenbach bei Wels mußten bei den Bauern auf dem Felde arbeiten. Die Bezahlung war ein Vesper und die Wohnung. Die Verhältnisse zwischen Evakuierten und Einheimischen waren schlecht. Die, die im Lager untergebracht waren, hatten es etwas leichter. Sie waren alle zusammen und hatten einen Lagerverwalter, der für sie gesorgt hat.« (1)
Von anderer Seite wird berichtet: »Schon die Behandlung durch die Österreicher vor dem Einmarsch der Amerikaner war denkbar unfreundlich. Die Volksdeutschen wurden als »Zigeuner« oder »Slowaken« oder auch als »Obernazis« bezeichnet. Man trachtete, sie sofort nach dem Einmarsch der Amerikaner loszuwerden.
Aber auch für die amerikanischen Kampftruppen waren die Flüchtlinge Freiwild. So durchsuchten sie das Sammellager Kremsmünster und warfen anschließend sämtliches Gepäck aus Fenster und Türen. Dort wurde die letzte Habe der Flüchtlinge mit Benzin übergossen und angezündet.« (2)
Besonders hart betroffen wurden die, die beim Zusammenbruch noch keinen sicheren Wohnsitz hatten und immer noch vor den Russen flohen, ohne zu Ruhe zu kommen. Dieses Schicksal wurde vielen zuteil, die in das Ostsudetenland evakuiert waren und vor der Front weiter nach Westen flüchteten. Da der Transportraum immer kanpper wurde, wurde auch das Gepäck, das sie mitnehmen konnten, immer dürftiger, bis vielen schließlich nur das notwendigste Handgepäck übrig blieb. Daß die Hauerländer zumeist auch slowakisch konnten, gereichte ihnen in dieser Lager oft zum Vorteil. Sie konnten sich vielfach als Slowaken ausgeben und blieben so von mancher Drangsalierung verschont.
Frau Anna D. aus Fundstollen, die nach Augedz bei Mährisch Neustadt evakuiert worden war, berichtet: »Seit Anfang Februar kam bei dauernden Schneefällen ein Treck nach dem anderen aus dem schlesischen Gebiet nach Westen und zog bei uns vorbei. Die Front kam der tschechischen Grenze immer näher. Ich bemerkte bald, daß wir aus dem Regen in die Traufe gekommen waren. Und so war es auch.
Durchfahrende Familien berichteten, daß ihnen Kinder erfroren seien. Manche nahmen sie eine Zeitlang mit, manche konnten sie gleich bestatten. Andere wiederum waren gezwungen, sie der Eile wegen von den Wagen zu werfen. Den Trecks folgten bald zurückgetriebene Gefangene, unter ihnen Franzosen, Russen, am meisten Engländer, die von den Deutschen noch nach dem Westen geschafft wurden. Bald darauf folgten teilweise geschlossen zurückflutende deutsche Kampftruppen, zum Schluß vollkommen aufgelöste

Einheiten, auch einzelne deutsche Soldaten. Als die Front bereits in Olmütz war (wir hörten das Donnern der Geschütze), wurden wir durch Aufklärungsblätter zur Flucht aufgerufen. Darauf war festgehalten, daß alle Personalpapiere mitzunehmen seien, ebenso war die zweckmäßigste Kleidung beschrieben: Am 23. April 1945 konnten wir mit einem Fahrzeug der deutschen Truppen nach Westen mitfahren. Am 24. April waren die Russen dann schon in Augedz.« (3)

Ihr Ehemann Matthias D. war noch in Fundstollen bei einem Überfall der Partisanen verwundet worden und nach seiner Behandlung in verschiedenen Krankenhäusern zu seiner Familie gekommen. Er schildert die weitere Flucht:

»Wir flohen am 23. April 1945. Eine Pionierbteilung nahm uns bis Zwittau mit. Hier luden sie uns ab und verzogen sich in die Wälder. In Zwittau sprach noch der Kreisleiter durch den Lautsprecher zur Bevölkerung und sagte, daß jeder der flüchten wolle, Lebensmittel erhalten könne. Der Schluß lautete: Und wir haben doch gesiegt! Die Tschechen benahmen sich schon sehr auffällig und spitzelten überall herum.

Von Zwittau bis Blumenau nahm uns wieder ein Fahrzeug der Wehrmacht mit. Das Notwendigste an Verpflegung und Bekleidung hatten wir noch bei uns. In Blumenau rannten die Tschechen schon mit Fahnen umher, die Kinder mit kleinen Fähnchen. Von hier aus nahmen uns auf Anordnung der Deutschen Wehrmacht wieder Fahrzeuge in westlicher Richtung bis hinter Deutsch-Brod mit.

Ging die Flucht bisher trotz aller Mühe ziemlich geordnet vor sich, so begannen von hier ab immer wieder besondere Schwierigkeiten. In einem der nächsten Orten lagen quer über die Straße frisch gefällte Bäume, so daß ein Vorwärtskommen nicht möglich war. Erst als die Soldaten die Sperren beseitigt hatten, konnten wir weiterfahren. In manchen Orten regelten Tschechen sogar den Verkehr, in einem anderen wurden wir dagegen aus den angrenzenden Wäldern beschossen. Als es ganz schlimm wurde, zündeten die Soldaten die Ortschaft an, als Warnung und Strafe.

Diese nach Westen zurückflutenden Kolonnen waren unübersehbar. Da waren Panzer, neben schweren Fahrzeugen mit Geschützen, Lastkraftwagen mit Soldaten, Flüchtlinge in Zivil aus den Ostgebieten und dem Sudetenland mit Ochsen-, Kühen- und Pferdegespannen, andere wieder zu Fuß gehend. Jeder war bestrebt möglichst bald über die tschechische Grenz zum Amerikaner zu kommen.

In manchen tschechischen Orten brachten uns die Bewohner sogar Wasser oder Kaffee, ja manchmal auch Eßwaren. Offenbar wirkte sich aus, wie die Tschechen von den deutschen Truppen jeweils behandelt worden waren.

In der Ortschaft vor der Moldaubrücke wurden wir mit groben Schimpfworten angeschrien, mit geballten Fäusten bedroht und angespuckt.
Nachdem diese Flucht bereits zehn Tage gedauert hatte, hieß es auf einmal, daß wir nicht mehr weit von unserem Ziel wären und die deutsche Grenze bald erreicht hätten. Die Kolonnen blieben stecken, und wir machten Rast. Wir waren bereits in der neutralen Zone und wollten uns zur Übernahme durch die Amerikaner vorbereiten. Die Fahrer der Fahrzeuge machten Inventur über Personen (Wehrmacht oder Zivil) und Sachen, damit es dann schneller gehen könne, so wurde durchgegeben. Jeder freute sich auf die Erlösung.
Da landeten ein russisches und ein amerikanisches Flugzeug - in beiden Offiziere - auf einer in der Nähe gelegenen Wiese. Deutsche Offiziere wurden zu einer Verhandlung hinzugeholt. Nach einer längeren Aussprache zwischen den Verhandlungspartnern kamen die deutschen Offiziere mit hängenden Köpfen zurück. Die Mannschaft vermutete, daß wir an die Russen verkauft worden seien. Sie hatte recht, denn nach wenigen Stunden kam der Befehl: »Fahrzeuge nach rechts!« und russische Panzer rollten auf der linken Straßenseite an uns vorbei nach vorn. Die Russen stiegen ab, entwaffneten das deutsche Militär - einige flüchteten noch in die Wälder - und die Zivilisten wurden aufgefordert, ihre Uhren abzugeben.
Einige Male sind wir etwas weitergefahren, dann wieder stehen geblieben. Dieser Zustand dauerte die ganze Nacht hindurch. In den Morgenstunden trafen wir in einem tschechischen Ort ein. Hier beschlagnahmten die Russen alle Fahrzeuge und warfen das gesamte Flüchtlingsgut herunter. Tschechische Zivilisten eilten herbei, schnitten mit Messern die noch vorhandenen Säcke und Ballen auf und nahmen weg, was ihnen gefiel. Die Koffer wurden mit Gewehrkolben zertrümmert. Auch daraus holten sie sich, was ihnen paßte. In dieser Situation versuchte jeder, oft unter Lebensgefahr, noch zu retten, was möglich war und flüchtete damit auf eine Wiese in der Nähe. Gott sei Dank war es inzwischen wärmer geworden, denn wir mußten von dieser Zeit ab im Freien übernachten. Bis dahin hatten wir noch auf den Fahrzeugen schlafen können.
Deutsche Offiziere befahlen das Sammeln des Militärs, und dann begann der Fußmarsch in Richtung der österreichischen Grenze nach Zlabings. Dort sollte die Entscheidung über uns gefällt werden. Die russischen Begleitposten hatten einige Tschechen organisiert, die russisch und deutsch konnten, um uns ihre Befehle zu verdolmetschen.
Dieser Fußmarsch dauerte drei Tage und drei Nächte. Alte Leute und Kinder die nicht gehen konnten, wurden auf Lastkraftwagen oder Fuhrwerke verladen. Unsere Tochter hatte ein Mädchen von fünf Jahren, das bisher alles mit der Mutter mitgemacht hatte. Nun kam sie von uns weg, weil sie auf einen

Lastkraftwagen geladen wurde, wir aber weiter zu Fuß gehen mußten. Das Fahrzeug fuhr immer voran, so daß wir unsere Edeltraud verloren haben. Auch viele andere Familien sind auf diese Weise zerrissen worden. Um Kranke und Dahinsiechende hat man sich nicht viel Gedanken gemacht. Unser Suchen und Fragen nützte nichts, es konnte uns niemand Auskunft geben, wohin die Fahrzeuge gefahren sind oder welches Ziel sie anstrebten.
Vor Zlabings machten wir auf einer Wiese Rast. Die Russen verkündeten, daß die Personen, die aus der Tschechoslowakei stammten, zurück in ihre Heimat müßten. Die Reichsdeutschen wurden abgesondert.
Weil wir annahmen, daß sich unsere Kleine nach Augedz zurückgemeldet hatte, mußten wir uns notgedrungen ebenso dorthin begeben. Hätten wir sie bei uns gehabt, hätten wir die Richtung nach Österreich eingeschlagen. Einige Bauern aus dem Ostsudetenland waren noch mit ihren Pferdefuhrwerken dabei, so daß wir das Gepäck, das uns noch geblieben war, aufladen durften. Wir selbst sind zu Fuß gegangen. Bald aber mußten wir uns von den Bauern trennen, weil unser Rückweg ein anderer war.
Von Zlabings bis Augedz hatten wir keine großen Zwischenfälle, weil wir immer slowakisch sprachen. Gott sei Dank hatten wir noch unsere Ausweise, die slowakisch ausgestellt waren, und die wir uns während der Partisanenzeit zu Hause hatten ausstellen lassen müssen. Wenn uns die Tschechen nach unserem Weg fragten, sagten wir, daß wir auf landwirtschaftlicher Arbeit waren und jetzt in die Slowakei nach Hause gingen. Teilstrecken konnten wir auch mit der Bahn fahren.
In Augedz erfuhren wir, daß unsere Kleine mit anderen aus Fundstollen am Tage zuvor in die Heimat gefahren war. Auch hier ging die Parole um, daß alle nach Hause müßten.« (4)
Frau Vilma E. aus Deutsch-Proben war mit einem Transport der Bürgerschule in das Isergebirge gekommen, wo ihr die gesundheitliche Betreuung der Kinder in zwei Lagern oblag. Bei der Verlegung der Lager weiter nach Westen verlor sie die Kinder. Ihre Odysee bei der Suche nach Schülern und Verwandten schildert sie in folgendem Bericht, der aber erfreulicherweise auch zeigt, daß sich in dieser Zeit voll Not und Elend noch menschliche Güte und Fürsorge oft bei den Ärmsten erhalten hat:
»Dann war es soweit und auch ich mußte am 1. Dezember 1944 meinem geliebten Hauerland »Lebewohl« sagen. Angeblich für nur eine kurze Zeit. Mit einem großen Transoprt der Bürgerschule ging es nach Klein Iser/Isergebirge. Ich sollte mich um die gesundheitliche Betreuung der Kinder kümmern. Meine 72jährige Mutter, mein zweijähriger Sohn und meine fünf Monate alte Tochter nahm ich mit. Ich hatte zwei große Lager zu versorgen. Ein Mädchen- und ein Jungenlager.

Nach ungefähr drei Monaten rückte die Front näher und unser Lager bekam den Auftrag, per Bahn in Richtung Karlsbad aufzubrechen. Erst im Zug sollte ihnen bekannt gegeben werden, wo eine neue Unterkunft bereitgestellt wird. Ich hatte die ganze Nacht mit dem Versorgen meiner Kranken und dem Einpacken ihrer Habseligkeiten zu tun und konnte nicht mit. Es vertrat mich eine Schwester von der KLV (Kinderlandverschickung) aus Gablonz. Mir sollte telegraphisch Nachricht gegeben werden, wo ich wieder meine Schulkinder treffen kann. Eine Nachricht ist nie eingetroffen und ich habe bis heute nicht erfahren, wo die Kinder verblieben sind. All mein Suchen war vergeblich.
Ich war ratlos und wußte nicht, wie und wohin ich mit meinen kleinen Kindern und meiner Mutter von Klein Iser fortkommen sollte. Hier im Gebirge waren nur einige Bauden und eine gute Stunde Fußweg bis zu nächsten Bahnstation Polaun. Da traf ein Waggon Evakuierungsgut von Deutsch-Proben ein. Wieso gerade an diesem Ort, ist mir nicht bekannt. Die Heimatschutzbegleiter rieten mir, mit dem Waggon nach Hirschau zu fahren. Dort und in der Umgebung sollten sich Bürgermeister Paldauf und viele Probener aufhalten. Der Wehrmachtsfahrschein mit Ortsangabe Hirschau wurde auf meinen Namen ausgestellt.
Kurz vor der Abfahrt kam Frau Helene Herchel aus Zeche, um ihre Tochter abzuholen. Die hatte mir bestimmt der Herrgott geschickt. Als sie hörte die Kinder wären fort, entschloß sie sich mit uns zu fahren. In Karlsbad suchten wir vergeblich nach den Kindern. Dann fuhren wir tagelang und standen manchmal auf einem verlassenen Rangierbahnhof. Ich hätte nie die Waggontür aufbekommen. Frau Herchel jedoch konnte alles, was mit unserer Fahrt zusammenhing. Im Waggon war ein Herd. Frau Herchel besorgte das Brennmaterial, Wasser und kochte. Diese Arbeit war ihr durch die jährlichen Fahrten zur landwirtschaftlichen Saisonarbeit nach Deutschland vertraut.
Eines Nachts kamen wir endlich in Hirschau an. Der ankommenden Bahnpolizei wollten wir nicht öffnen und einigten uns mit ihnen für den nächsten Morgen. Polizei und Bürgermeister der Stadt Hirschau in Bayern begrüßten uns. Die Nachricht, daß sich im Kreis Hirschau kein einziger Vertriebener befindet, traf uns wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Trotzdem hier Sperrgebiet war, wollte uns der Bürgermeister aufnehmen. Ich sollte sofort in meinem Beruf arbeiten und sogar eine gute Wohnung zugeteilt bekommen.
Frau Herchel wollte weiter, um ihre Tochter zu suchen. Wegen des Evakuierungsgutes, für das ich keine Verantwortung übernehmen wollte, mußten wir leider von hier fort. Im Gespräch hatte sich herausgestellt, daß sich unsere Landsleute wahrscheinlich in der Gemeinde Hirschau im Böhmerwald (ČSR) niedergelassen hatten.

Die Bahnstation war Neugedein (Gdine). Traurig fuhren wir in das tschechische Gdine. Als großes Glück erwiesen sich meine perfekten Slowakischkenntnisse. Durch einen Telefonanruf beim Bürgermeister in Hirschau erfuhr ich, daß sich die gesuchten Probener mit Bürgermeister Paldauf wirklich dort aufhielten.
Die Abholung des Evakuierungsgutes wurde veranlaßt. Ich staunte. Da waren Sachen für Landsleute in der heutigen DDR, für Leute nach Österreich, nach Berlin und nach allen vier Himmelsrichtungen in der heutigen Bundesrepublik. Ich fühlte mich erleichtert, als Bürgermeister Paldauf alles übernommen hatte. Die Sachen wurden in einem leeren Neubau unter Verschluß untergebracht. Nach dem Zusammenbruch haben Russen alles durchstöbert und fast alles entwendet oder vernichtet.
Da in Hirschau für uns kein Platz mehr war, wurde uns eine Bleibe im Nachbarort Friedrichsthal zugewiesen. Wir hatten ein Zimmer mit Küchenbenutzung bei der Bürgermeisterfamilie Zipperer. Sie hatten eine Landwirtschaft. Ich kochte für die ganze Familie, brachte das Essen auf das Feld und arbeitete draußen bis spät abends mit.
Hier traf ich auch meine Schwiegermutter. Die Ärmste war mit vielen anderen Probenern nach hier verschlagen worden und seelisch am Ende. Ihre Mutter, die Uroma meiner Kinder war während der Evakuierung gestorben.
Kaum hatten wir uns etwas eingerichtet, kam der Zusammenbruch. Es begannen die fast täglichen Hausdurchsuchungen durch die Tschechen in Uniform. Ob es sich hierbei um Militär oder Partisanen handelte, kann ich nicht sagen. Es ist nicht zu beschreiben. Ganz besonders hatten sie es auf den Bürgermeister abgesehen. Während sie alles im Haus und auch unsere Habe durchsuchten, stand er draußen im Hof umgeben von mehreren Uniformierten mit Maschinenpistolen und Zivilsiten mit Korbatschen. Des öfteren brüllten sie ihn an, denn sie vermißten seine Habe. Der Großteil war bereits über die Grenze gebracht worden. Meine Mutter mit den Kindern rettete sich in die Nachbarschaft.
Einmal kam sie weinend zurück. Sie hatte gesehen, wie unsere Schmalzdose von daheim (25 Liter) aus dem Keller herausgetragen wurde. Eine Original-Zipser Schmalzdose, außen und innen emailliert, mit Luftlöchern im Deckel und mit Schloß. Mit diesem Schmalz hatte ich sehr oft Flüchtlinge und rückziehende deutsche Soldaten mit einem schmackhaften Kartoffelgulasch erquickt. Nun sollte alles vorbei sein. Ich nahm allen Mut zusammen, ging zu der Bande und sprach ihren Führer mit »pán nadporučik« an, etwa Herr Oberbefehlshaber. Ich bat um Rückgabe meines Topfes. Das Wunder geschah! Ich erhielt meinen Topf zurück und konnte weiterhin so manchen Flüchtling und ehemaligen Wehrmachtsangehörigen speisen.

Die Lage für die Deutschen verschärfte sich jedoch. Wir mußten weiße Armbinden tragen und durften die Gemeinde nicht verlassen. Auch nicht zur Kirche im Nachbarort. Wir versammelten uns deshalb jeden Abend im großen Wohnzimmer bei Bürgermeister Zipperer. Wir hielten eine Andacht mit Rosenkranz und Gebeten aus dem »Schott«, die ich herausgesucht und vorbereitet hatte. Das war für alle ein großer Trost, eine Kraft zum Durchhalten. Die Sudetendeutschen aus Hirschau und Umgebung trugen sich bereits mit den Gedanken nach Bayern zu flüchten. Auch wir entschlossen uns dazu.
Mein Schwager war aus der Gefangenschaft in Rumänien entlassen worden und hatte seine Familie hier gefunden. Nachdem sich sein Gesundheitszustand gebessert hatte, entschloß sich auch er, den Weg über die Grenze zu nehmen und das Land zu verlassen. Ich war Nacht für Nacht mit männlichen Landsleuten und einem bezahlten Grenzführer nach Bayern unterwegs. Wir brachten unsere letzte Habe über die Grenze. Nahe der Grenze wurde alles in einer Scheune eines Einödbauern abgestellt. Worüber ich mich noch heute wundere: Wir haben den Bauern nicht gekannt; wir haben nie seine Einwilligung zum Abstellen eingeholt. Die Scheune stand offen; die Tenne war belegt mit Paketen, Rucksäcken, Säcken und Körben. Ich wundere mich heute noch darüber, daß keinem je ein Stück verloren ging und jeder seine Habe in Ordnung wiederfand. Als wir in der Silvesternacht 1945 durchfroren und erschöpft an die Tür dieses Einödbauern klopften, wurden wir empfangen, als ob wir seine liebsten Verwandten wären. Wir wurden bewirtet und alle fanden eine Schlafstätte. Den angebotenen Sack Mehl nahmen wir nicht an, weil wir der irrigen Meinung waren, mit Lebensmittelkarten in Deutschland ausreichend versorgt zu sein. Auch der Schmalztopf verblieb bei der Familie Zipperer. Durch Vermittlung des Kaufmannes Rudolf Zeisel (Safo Rudi) entschloß sich mein Schwager mit mehreren Landsleuten eine Arbeitsstelle in Mellendorf/Hanover anzunehmen. Er arbeitete in einer großen Firma als Tischlermeister. Um mir zu helfen, erklärte er sich bereit, mich mit meiner Mutter und den Kindern mitzunehmen. Meine Schwiegermutter sehnte sich nach den Gräbern ihrer ermordeten Söhne und fuhr mit anderen Landsleuten wieder heim. Ich aber schloß mich meinem Schwager und Schwester mit Familie an«. (5)

Der Todesmarsch

Das Schicksal der Evakuierten, die im innertschechischen Raum von dem Zusammenbruch überrascht wurden, war besonders hart. Neben den Drangsalierungen durch Rotarmisten, waren sie der Willkür und den Haßgefühlen

der tschechischen Aufständischen, aber auch der Behörden und der Zivilbevölkerung ausgeliefert. Die Revolutionsgardisten (Partisanen) glaubten, an den wehrlosen Opfern, die ihnen der Zufall in die Hand gegeben hatte, Mut und Nationalstolz unter Beweis stellen zu müssen. Auch der aufgeputschte Mob fiel über sie her, mißhandelte sie und beraubte sie oft ihrer letzten Habe. Ihr blinder Haß gegen alles Deutsche brach wie eine Springflut hervor und ließ keine menschlichen Regungen und Gefühle aufkommen. Und wenn sie bei wenigen noch vorhanden waren, durften sie diese nicht zeigen, wenn sie ihr eigenes Leben nicht in Gefahr bringen wollten. Umso bewunderungswerter war die Haltung einzelner Tschechen, die auch in dieser Welt des Hasses und der Mordlust versuchten, den Deutschen nach Möglichkeit zu helfen. Die Not steigerte sich durch Ausschreitungen aller Art und den Entzug der persönlichen Freiheit, durch Zwangsarbeit und durch Internierung. (6)

Ein besonders hartes Geschick traf Herrn Anton. B. aus Drexlerhau, der im Rahmen des Heimatschutzes zum Einsatz gekommen war und am 6. Mai 1945 in der Nähe von Prag in die Gefangenschaft der Aufständischen geriet. Er berichtet: »In der dritten Ortschaft wurden wir in eine Schule gebracht. Dort wurden die Slowakeideutschen von den Reichsdeutschen getrennt. Schon am nächsten Tag stellten wir mit Verwunderung fest, daß nicht der Amerikaner, sondern der Russe einmarschiert war.

Wieder mußten wir alle antreten. Es wurde uns mitgeteilt, daß wir nun bald nach Hause kommen würden. Nachmittags um 14 Uhr marschierten wir in Richtung Prag, etwa 500 Mann. Von tschechischen Posten einer Gemeinde wurden wir an die nächsten übergeben, bis wir in Ritschan angelangt waren. Hier kamen wir auf einen großen Sportplatz. Als wir einzeln durch die Tür hineingehen mußten, standen drinnen Russen Mann an Mann beidseitig mit Zaunlatten in der Hand und schlugen auf uns, ohne Rücksicht darauf, wie sie einen und wohin sie einen trafen.

Noch vorher mußten wir auf einem großen Kleefeld antreten und Uhren sowie Stiefel abgeben, die die Russen einsammelten. Es wurde keine Rücksicht darauf genommen, daß nun viele barfuß gehen mußten.

Auf dem Sportplatz waren ungefähr 4000 Männer und Frauen - zwei Drittel davon etwa SS-Angehörige. Ich muß erwähnen, daß einige erschlagen, vergewaltigt und erschossen wurden. Ich sah selbst, wie vier Frauen, die sich nicht vergewaltigen ließen, zusammen mit einem Strick in einer Schlinge aufgehängt wurden. Sechs Männer, die sich geweigert hatten, die Uhren abzugeben, lagen da, Mann an Mann - umgebracht. Wir wurden darauf aufmerksam gemacht, daß es uns genau so erginge, wenn wir nicht alle Befehle befolgten. Eine Frau kam mit einem Kleinkind im Kinderwagen. Der Wagen wurde umgeworfen, der Säugling zertrampelt.

Gegen zehn Uhr vormittags mußten wir zu viert antreten und in Richtung Prag weitermarschieren. Jede Reihe bekam beim Verlassen des Platzes ein Brot. Das wurde aufgeteilt und gleich gegessen, denn dies war ja nur ein Tropfen auf den heißen Stein.
Es war ziemlich heiß, zu essen bekamen wir weiter nichts, zu trinken erst recht nichts, während wir unterwegs laufen, hinlegen, Sprung auf marsch marsch u.s.w. üben mußten. Fiel einer um, so bekam er den Todesschuß. Sprang einer in den Straßengraben, um sein Taschentuch naß zu machen, lag einer erschöpft da, wollte einer dem anderen helfen, war es für alle aus, denn schon ratterte ein MG. Kurz vor Prag lag mindestens alle zehn Meter einer auf dem Weg. Zum ersten Male durften wir hier zu einem Brunnen, um etwas Wasser zu erhaschen. Aber schon in etwa zehn Minuten hieß es wieder antreten. Die Nachzügler, die den Brunnen nicht gleich verließen, wurden sofort erschossen. Mindestens 60 Mann blieben dort liegen.
Tschechische Legionäre, die aus Rußland kamen, erschienen mit 16 oder 17 Panzern und fuhren kreuz und quer durch unsere Kolonne. Wer erwischt oder angefahren wurde, war verloren. Wieviele dort liegen blieben, kann ich nicht sagen. Jeder fühlte sich dem Tode geweiht.
Als wir dann über die Moldaubrücke gingen, sprangen einige aus Verzweiflung über das Geländer in das Wasser. Nach jedem Verzweifelten wurden von der Begleitmannschaft einer oder zwei aus der Menge nachgeworfen. Keiner wußte, wann er an der Reihe sein wird.
In Prag wurden wir durch die Hauptstraßen geführt, so daß sich die Bewohner der Stadt an uns richtig austoben konnten. Wir wurden geschlagen, angespuckt, die Kleider wurden uns heruntergerissen u. a. m.
In der Nacht kamen wir mit etwa 3.000 Mann wieder auf einen Sportplatz. Das war der Rest von den 4.000, die am Morgen losgezogen waren. Tausend Mann sind unterwegs eines elenden Todes gestorben. In der Frühe mußten sich Tschechen, Slowaken und Österreicher melden. Wir waren etwa 400 Mann und wurden in einen geschlossenen Hof gebracht. Den ganzen Tag und die ganze Nacht blieben wir dort, ohne etwas zu essen oder zu trinken zu bekommen. Die anderen Männer wurden abtransportiert, wohin weiß ich nicht. Wir mußten wieder zu viert antreten. Nun waren auch schon Flüchtlinge mit Wagen und Pferden da, also alles durcheinander. Wir gingen eine Serpentinenstraße aufwärts. Oben durften wir rasten. Hier machten uns die Posten aufmerksam, daß wir uns nicht so anstellen sollten, wie die anderen am Tage zuvor. Wir dürften ja nicht auseinander laufen, sonst erginge es uns wie jenen. Wir sollten nur in das Tal schauen, da könnten wir das Massengrab sehen. Dann wurden wir auf den größten Sportplatz von Prag geführt, der etwa ein Kilometer lang und ebenso breit war.

Hier kamen an die 24.000 Männer, Frauen, Kinder und Greise zusammen. Da trafen wir einen reichsdeutschen SS-Sturmmann von unserer Kompanie, meinen Gruppenführer. Wir fragten gleich nach dem Schicksal der anderen Kameraden. Er winkte mit der Hand ab, Tränen traten ihm in die Augen, sprechen konnte er nicht viel. Aber soviel sagte er, daß von den 2.600 Mann höchstens 200 übrig geblieben sind. Er berichtete, daß auf der Anhöhe, wo wir rasteten, einige versuchten zu flüchten und auseinanderliefen. Da wurden sie zusammengeschossen, daß sich ein Fluß aus Blut bildete. Nun wußten wir Bescheid, warum sie uns geraten hatten, beisammen zu bleiben. Gleich darauf kam ein Tscheche gelaufen, der fragte, was der bei uns suche, er solle sofort verschwinden. so konnten wir uns nicht näher informieren. Er konnte aber noch sagen, daß er dabei war, wie sie die Toten in Massengräbern begruben.

Mit einem tschechischen Leutnant konnten wir uns anfreunden. Ihm klagten wir unser Leid, wir wären doch Slowaken und müßten ebenso leiden wie die anderen. Schließlich bekam er Mitleid und meinte, er könne uns nicht anders helfen, als uns zum Arbeitseinsatz außerhalb des Lagers zu bringen. 30 Volksdeutsche waren es, die mit ihm aus dem Lager durften. Auf seinen Wunsch hin konnten wir uns Zivilkleider beschaffen, weil wir bis dahin noch teils slowakische teils SS-Uniformen trugen. Zwei Tage gingen wir so zur Arbeit. Während unserer Abwesenehit wurde das Lager den Russen übergeben und nach Osten abtransportiert. Es waren auch viele Drexlerhauer dabei.

Drei Monate verbrachten wir in diesem Lager, das bald wieder aufgefüllt worden war. Nach einer Woche erschien ein Jude namens Spitzer aus Rosenberg, der die Slowaken sehen wollte, die hier arbeiteten. Er war in tschechischer Uniform als Stabskapitän und hatte einen Zigeuner in Uniform bei sich. Als er uns nach den Namen fragte und wir ihm antworteten: Schuster, Schneider u. s. w., sagte er, das sind ja alles Deutsche und keine Slowaken. Einzeln mußten wir nochmals vortreten. Dann stellte er fest, daß alle bis auf einen Deutsche seien. Gerade ein SS-Unterscharführer R. aus Oberstuben, der einen slowakisch klingenden Namen hatte, sei Slowake und der einzig Verläßliche.

Wir anderen wurden von ihm zum Tode verurteilt. Am meisten haben ihn die Zipser Deutschen interessiert. Wahrscheinlich wollte er an ihnen Rache üben. Nachdem er uns gesagt hatte, daß wir niemals mehr weder unsere Heimat noch unsere Familien wiedersehen werden, wußten wir, was uns bevorstand und daß dieser Jude von den Partisanen war. Er wollte uns gleich aus dem Lager mitnehmen, wahrscheinlich, um seinen Vorsatz durchzuführen.

Nachdem sich dieses aber an einem Samstagnachmittag zugetragen hatte,

zu einer Zeit als nur der Kommandant des Lagers und nicht der Major anwesend war, konnte der Kommandant dies nicht zulassen, und sagte ihm, er solle am Montag wiederkommen, wenn der Major anwesend sein werde.
Ich war Augenzeuge, wie sechs junge SS-Männer etwa 18 Jahre alt, auf Befehl dieses Juden ausgezogen mit dem Koppel geschlagen wurden, bis sie bewußtlos waren. Wegen der Ruhr, die im Lager herrschte, haben die Menschen ihre Bedürfnisse in verschiedene Gräben verrichtet. In solche Gräben wurden sie geworfen, nachdem sie erschossen worden waren.
Der Jude gab dann dem Kommandanten des Lagers den Befehl, lieber Reichsdeutsche zur Arbeit zu nehmen, uns bis Montag einzusperren und uns nichts zu essen zu geben. Wir wären ja alle SS-Männer und Gestapo-Leute. Den Befehl führte dieser auch aus.
Gewöhnlich kam der Major morgens um neun Uhr ins Lager. An diesem Montag traf er aber schon um acht Uhr ein, weil er erfahren hatte, daß der Jude um neun Uhr kommen wollte. Er belehrte uns noch vorher und sagte: »Ich habe euch schon mehrmals gesagt, Ihr sollt Euch als Slowaken ausgeben und wenn der Christus selber kommt. Und wenn einer mehr haben will, soll er zu mir kommen.« Und nun sollten wir unsere Arbeit so wie bisher verrichten, er sei mit uns sehr zufrieden. Alles andere würde er schon machen, das sollten wir nur ihm überlassen.
Natürlich waren wir sehr neugierig, was nun kommen werde. Den Juden und den Zigeuner sahen wir nicht. Gegen 9.30 Uhr hieß es vor dem Büro antreten. Auf einmals stand der Zigeuner mit einer russischen Maschinenpistole vor uns. Er frug uns verschiedenes, vor allem, wer bei der SS und Gestapo war. Kurz darauf kam ein tschechischer Leutnant in Zivil, den wir von früher kannten, aus dem Büro und sagte, wir sollten nichts verschweigen und die Wahrheit sagen. Alle Namen, Dienstgrad, Dienstzeit, wo gedient und wie nach Prag gekommen. mußten wir angeben. Dies dauerte eine Stunde, dann schickte er uns wieder auf unsere Arbeitsplätze zurück. Nach etwa einer viertel Stunde sahen wir Juden und Zigeuner das Lager verlassen.
Der Major kam zu uns und sagte, er wolle uns helfen, wo er könne, wir sollten aber nicht versuchen auszureißen. Er werde auch alles unternehmen, daß wir nach Hause kämen.
Es vergingen noch drei Monate. Viermal waren wir noch zum Verhör bestellt. Als der zweite Transport nach Hause abgehen sollte, bedauerte der Major, daß er den ersten überhaupt hatte wegfahren lassen, da diese sehr viele Schläge bekommen hatten. Wir sollten erst alles ein bißschen zu Ruhe kommen lassen, dann könnten auch wir nach Hause.
Am 9. Juli 1945 versetzte er uns nach Preßburg, von wo wir entlassen werden sollten. Hier war ich drei Moante. Nachdem ich kein Ende sah und durch

Zufall die Anschrift meiner Familie erfuhr, bin ich am 9. November 1945 ausgerissen und bei den Meinen glücklich angekommen.« (7)

Der Willkür ausgeliefert

Die überwiegende Mehrheit der Hauerländer hatte im Herbst 1944 in den Gebieten des Sudetenlandes Zuflucht gefunden und dort den Zusammenbruch erlebt. Sie waren, wie alle Deutschen, rechtlos geworden und den Siegern auf Gedeih und Verderben ausgeliefert.
Die Entrechtung der Sudetendeutschen vollzog sich in den einzelnen Orten und Gegenden in sehr verschiedenem Tempo; am langsamsten im allgemeinen in den rein deutschen Gebieten. Das lag vor allem daran, daß die Tschechen hier erst im Laufe des Sommers einströmten, um sich als »Goldgräber« an deutschem Besitz zu bereichern. Unterschiede gab es auch zwischen den von Amerikanern und den von Russen besetzten Gebieten. Während in ersteren der Willkür der Tschechen doch gewisse Grenzen gesetzt waren, konnten sie sich in den letzteren frei und ungehindert austoben.
Eine üble Rolle spielte dabei wieder die »Revolutionsgarde«. Sie hatte nach Beendigung der Kampfhandlungen einen starken Zulauf aus denjenigen Bevölkerungsschichten erhalten, die nun ohne persönliches Risiko sowohl an dem Nimbus, mit dem die Partisanen umgeben waren, als auch an den ihnen zugedachten Vorteilen im neuen Staat teilhaben wollten.
Umso stärker traten jetzt jene Revolutionsgardisten in Aktion, die ihren Partriotismus durch Schikanierung der Deutschen und sadistische Quälereien beweisen wollten. Durch den Zwang, weiße Armbinden zu tragen, war die deutsche Bevölkerung als Freiwild gekennzeichnet, jederzeit erfaßbar und ihnen in allen Lebensbereichen ausgeliefert.
Einzelne Gruppen oder Abteilungen der Revolutionsgarde, denen sich im tschechischen Siedlungsgebiet kein Betätigungsfeld bot, dehnten ihre Aktionen auf sudetendeutsche Gebiete aus und unternahmen regelrechte Strafexpeditionen, bei denen sie die Bewohner ganzer Ortschaften zusammentrieben, einzelne Personen oder mehrere Einwohner auf Grund von Denunziationen oder nach willkürlicher Auswahl mißhandelten und erschossen und die Häuser und Wohnungen ausplünderten. Nicht selten wurden die Exekutionen öffentlich vor der dazu versammelten Bevölkerung und vor den Augen der Familienangehörigen durchgeführt.
In manchen Ortschaften setzte sich die Revolutionsgarde für längere Zeit fest und errichtete ein Terrorsystem mit systematischen Quälereien der deutschen Bevölkerung. Diese wurde in demagogischen Reden, Presseartikeln

und Schriften der Repräsentanten der verschiedenen politischen Richtungen, die jede für sich das größte Verdienst in der Säuberung der ČSR von den Deutschen beanspruchte und sich in der Verdammung der Sudetendeutschen überboten, als gerechte Sühne für die Untaten der NS-Zeit begründet und entschuldigt.
Durch ein vor allem unter kommunistischem Einfluß zustande gekommenes Gesetz vom 8. Mai 1946, das an ähnliche Maßnahmen der nationalsozialistischen Revolution erinnert, sind alle Ausschreitungen nachträglich als rechtmäßig anerkannt und sanktioniert worden. (8)

Herr Leopold J. aus Glaserhau war wie viele andere in die Hände der Schergen geraten. Seinen Leidensweg schildert er wie folgt: »Am 7. Mai 1945 fand ich meine Mutter in Rabensgrün bei Ellbogen, Kreis Eger. Am 2. Juli holten mich tschechische Partisanen nach Schönbach, wo ich eingesperrt wurde. Zu mir kam ein Mann im Priestergewand, der mich fragte, ob ich beten könne. Als ich es ihm bewiesen hatte, ohrfeigte er mich und ging. Kurze Zeit danach erschien ein bewaffneter Partisan, der mich fragte, ob ich ihn kenne. Dabei stellte ich fest, daß er mit dem Mann im Priestergewand von vorhin identisch war. Als ich ihm das sagte, versetzte er mir mit einem Gummiknüppel Schläge, hielt mir die Pistole an den Nacken und fragte, ob er mich erschießen solle. Hierauf wurde ich nach Ellbogen in eine Gefängniszelle gebracht. Vorher habe ich 50 Schläge mit dem Gummiknüppel über mich ergehen lassen müssen, wobei ich am Gesäß eine große, offene Wunde erhielt. Kurz darauf brachte man in meine Zelle einen Mann namens Paul Lackner. Bei seiner Einlieferung wurden wir gemeinsam geschlagen. In kurzen Zeitabständen kamen immer andere Partisanen zu uns, um uns zu mißhandeln. Täglich wurden wir beide um fünf Uhr morgens abgeholt und von einem Kreis aus Partisanen und Gendarmen umzingelt und höhnisch aufgefordert, Frühgymnastik zu machen. Wir wurden wie ein Ball von einem zum anderen gestoßen, wobei jeder der Tschechen kräftig auf uns zugeschlagen hat. Dies dauerte zwei Stunden. Dabei erhielt mein Leidensgenosse einen Schlag auf den Kopf und wurde ohnmächtig. Man versuchte, ihn auf die Beine zu stellen, aber er sackte immer wieder zusammen. Darauf wurden etliche Eimer Wasser auf ihn geschüttet. Da er sein Bewußtsein nicht wieder erlangte, wurde er in eine Zelle geschleppt. Nun war ich allein weiter die Zielscheibe des Hasses.
Am nächsten Morgen wiederholte sich das grausame Spiel mit mehreren Opfern in der Mitte. Dabei wurden eines Morgens dem Paul Lackner die Zähne eingeschlagen. So wurden wir eine Woche lang mißhandelt.
Von da aus wurden wir in ein Lager bei Karlsbad (Karlovy Vary) gebracht. Hier wurde ich erneut auf meine offene Wunde geschlagen, daß Blut und

Eiter durch die Hose drang und den Fuß entlang in den Schuh floß. Ich wurde oberflächlich verbunden, mußte aber trotz großer Schmerzen am nächsten Tag zur Zwangsarbeit antreten. Auf der Arbeitsstätte brach ich ohnmächtig zusammen und wurde ins Lager getragen. Erst jetzt bekam ich ärztliche Behandlung. Der Wunde wegen mußte ich drei Monate auf dem Bauch liegen und habe mich so wundgelegen. Bis zum 16. Mai 1946 war ich im Krankenhaus, danach wurde ich weiterhin als Zwangsarbeiter festgehalten und kam erst am 28. März 1950 zu meiner Mutter nach Westdeutschland. (9)

Herr Abel S. aus Fundstollen berichtet über die sadistischen Quälereien, die er über sich ergehen lassen mußte: »Im Jänner 1945 wurde ich mit anderen Landsleuten nach Augedz bei Sternberg evakuiert. Im Mai gelangten wir nach Olmütz. Hier wurde ich von tschechischen Partisanen verhört, wobei ich auch so georfeigt wurde, daß mir das Blut aus der Nase strömte, nur weil ich Deutscher war. Ich war bloß Werkschutzangehöriger und wurde doch am nächsten Tag beim neuerlichen Verhör mit Handschellen gefesselt und dabei mit einer Peitsche geschlagen, bis ich umgefallen bin. Als ich wieder zu mir gekommen war, wurde ich auf einem Hocker festgehalten und gefragt, wie alt ich sei. Ich sagte 30, darauf erhielt ich 30 Stockhiebe und auf Befehl des Kommandanten dann noch 20. Eine Stunde mußte ich anschließend auf den Zehenspitzen stehen und die Hände hochhalten. Wenn ich sie sinken ließ, schlugen sie mich. Es waren zwei Partisanen in tschechischer Uniform mit Gummiknüppeln.
Als ich sagte, mir sei schlecht und ich hätte Durst, gaben sie mir eine Flasche Wasser, das sie mir in die Kehle gossen. Da wurde ich ohnmächtig. Erst beim »Roten Kreuz« bin ich wieder erwacht. Am nächsten Tag wurde ich endlich nach Hodolany abgeführt. Abends wurde ich erneut verhört und gefragt, ob ich deutscher Soldat gewesen sei. Als ich verneinte, wurde ich wieder auf einen Hocker gespannt und geschlagen. Nahrung bekam ich keine.
Am nächsten Tag mußte ich auf dem Güterbahnhof Olmütz die schwersten Arbeiten verrichten. Nach der Arbeit erhielten wir jeder einen Teller Suppe und eine Schnitte Brot. Auch viele Frauen mußten hier dieselbe schwere Arbeit leisten. Einmal kam ein tschechischer Soldat nach der Arbeit und fragte einen Mann aus unserer Gruppe, ob er bei der Org. Todt war. Er verneinte, wurde aber trotzdem in einen Keller gebracht und so geschlagen, daß er zusammenbrach. Am nächsten Tag war er tot. (10)

Frau Anna G. aus Schmiedshau zeigt in ihrer Schilderung wie recht- und machtlos die Deutschen waren: »Da meine Eltern in Niederösterreich waren, übersiedelte ich mit meinem Kind und meinen Geschwistern dorthin. Von

dort evakuierte ich weiter in den Böhmerwald zu meiner Schwiegermutter, wo ich den tschechischen Mob erlebte. In Hirschau waren auch mehrere Familien aus Deutsch-Proben untergebracht.
Am 10. und 11. Mai 1945 kamen die amerikanischen Truppen. Viele Schlesier kamen aus dem Inneren der Tschechei, denn bis Ende Mai mußten alle nicht tschechischen Staatsbürger das Land verlassen haben. Bei uns hieß es, wir könnten bleiben, kämen aber dann auch nach Hause.
Die amerikanischen Truppen verhielten sich uns gegenüber ordentlich. Als sie aber abzogen und tschechische Zivilisten, meist bewaffnet mit deutschen Maschinenpistolen und Gewehren, einströmten, begann die Verfolgung der Deutschen. Niemand durfte sich in der Zeit von 20 bis sechs Uhr auf der Straße zeigen.
Eines Tages mußten sich alle Männer auf dem Kirchplatz melden. Ich selbst sah, wie die Tschechen kontrollierten, ob alle dem Befehl nachgekommen waren. Dabei traf einer (etwa 18 bis 19 Jahre alt) noch einen daherkommenden 77jährigen deutschen Mann, der in der Nachbarschaft wohnte. Er versetzte ihm eine solche Ohrfeige, daß er fast zu Boden fiel. Bewaffnet war der Tscheche mit einem langen Schlachtermesser.
Beim Apell auf dem Kirchplatz wurden einige ohne ersichtlichen Anlaß verprügelt. Ein Schneidermeister aus Deutsch-Proben wurde mit dem Kopf an die Kirchenmauer geschlagen, zu Boden geschmissen, mit den Füßen getreten, weil er auf eine Frage vor Angst die Haken zusammengeschlagen, die Hand an die Mütze gelegt, um einen militärischen Gruß anzudeuten, und noch mit »Jawohl« geantwortet hatte.
Von dieser Zeit an begannen die Hausdurchsuchungen, wie es hieß nach Waffen. Der eigentliche Zweck war, alles mitzunehmen, was ihnen paßte. Einige in Uniformen versahen dabei den Dienst, während aus dem Inneren des Landes Verstärkungen kamen.
Folgende Sachen mußten abgeliefert werden. Radios, Fahrräder, Schreibmaschinen, Fotoapparate und noch anderes mehr. Die Bauern mußten die gesamte Milch abliefern, sowie alle Kartoffeln und durften keine Schweine schlachten. Lebensmittelkarten bekamen sie keine. Oft wurden Kontrollen durchgeführt, ob nicht Milch zurückgehalten wurde. Im Ort herrschte eine Bedrücktheit, daß sich niemand mehr aus dem Haus traute.
Bald kam uns zu Ohren, daß Josef Greschner »Greschner-Sef«, ein Partisanen-Sympathisant aus Schmiedshau, Landsleute aus Schmiedshau und Deutsch-Proben nach Hause zitiert oder von den Tschechen verhaften läßt. Von den Russen und den Amerikanern hatte er sich Papiere beschafft, die ihn berechtigten, in der ganzen Tschechoslowakei und in Deutschland nach mißliebigen Personen von zu Hause zu fahnden.

Eines Tages, Anfang Juli, kam er mit einem Amerikaner im Jeep und ließ mich in Neunkirchen (Bayern) einsperren, wo ich 35 Tage bleiben mußte. Der zweijährige Junge wurde mir weggenommen, ohne daß ich wußte, wohin er kam.
Nachdem ich zweimal verhört worden war, holte er mich nach 35 Tagen wieder ab und brachte mich nach Hirschau zurück. wo ich erfuhr, daß die Tschechen in meiner Abwesenheit Hausdurchsuchungen durchgeführt hatten. Sie nahmen damals unsere restliche Habe weg und verprügelten meinen Schwager. Die Schwiegermutter mußte sich mit 73 Jahren ganz ausziehen, weil sie dachten, daß sie viel Geld bei sich versteckt hielt.
Kurz darauf verschwand ich nachts zum zweiten Male aus der ČSR. (11)

Von Partisanen heimgesucht

Mancher, der im Sudetenland den Zusammenbruch gesund und ohne größere Schikanen überlebt und geglaubt hatte, das Schlimmste überstanden zu haben, sah sich bitter getäuscht, als plötzlich Partisanen von daheim auftauchten und willkürlich Landsleute aufgriffen und nach Hause schafften.
Beim »Plutoschacht« in Brüx (Most) hatte eine größere Anzahl von Krickerhauer Bergleuten Arbeit gefunden. Mit den Angehörigen zählte die Gruppe mehrere hundert Menschen, die in einem Lager lebten. Sowohl die Bergwerks- als auch die Lagerleitung waren mit ihnen zufrieden und hatten ihnen empfohlen, sich als Slowaken auszugeben, so daß sie keine weißen Armbinden wie die übrigen Deutschen tragen mußten und bei der Lebensmittelzuteilung den Tschechen gleichgestellt waren, wenn ihnen der Lohn auch nur zu 75 Prozent ausgezahlt wurde und weder Überstunden noch Prämien angerechnet wurden.

Herr Josef W. aus Krickerhau berichtet von einer Begebenheit, die unter Umständen für alle Betroffenen hätte unheilvoll enden können: »Eines Tages kam Záni Fero, der Schrecken von Krickerhau während der Partisanenzeit, mit drei Genossen zum Plutoschacht, um nach etwaigen Rädelsführern zu suchen. Man trieb die Männer in einen Raum, in dem dann auch der Betriebsleiter erschien. Záni Fero fragte ihn, ob er mit der Arbeitsleistung zufrieden wäre. Der Betriebsleiter erkannte die Situation nicht sofort und sagte: »Na ja, in der letzten Zeit hat ihre Leistung etwas nachgelassen.« Erregt schnitt ihm Záni das Wort ab und schrie: »Das sind alles Schweine, und wenn sie nicht arbeiten, sollen sie die 'Korbatsch' (Peitsche) zu spüren bekommen - oder zwei Meter unter die Erde mit ihnen!« Dann holte er vier Männer aus

der Menge und nahm sie mit. Der Betriebsleiter sagte, daß er sich jetzt noch die Leute nehmen könne, wenn er es für nötig hält, aber ein zweites Mal solle er nicht kommen. Er brauche die Arbeiter und dulde keine Unruhe. Noch im Hinausgehen schrie Záni dem Betriebsleiter zu: »Das sind alles . . . eigentlich müßte ich alle mitnehmen.« Nach dieser Aufregung hat der Betriebsleiter eine unbesonnene und gefährliche Anordnung getoffen. Er stellte eine Lagerwache auf, die mit Gewehren und Munition ausgerüstet wurde. Die Wachen waren aber Deutsche, die zu diesem Dienst abkommandiert wurden, um Übergriffen durch die Tschechen vorzubeugen. Es ist nicht auszudenken, was geschehen wäre, wenn die Partisanen nochmals gekommen wären und gesehen hätten, daß da deutsche Männer mit geladenen Gewehren den Schutz des Lagers übernommen hatten.« (12)



In den letzten Kriegstagen wurde die Kirche von Krickerhau von Bomben getroffen und verfiel bis zum Wiederaufbau in alter Form (1957)

Menschenhandel mit Schnaps

Als besonderes »Heldenstück« schildert Záni Fero in seinem Buch den Tauschhandel mit dem er Pfarrer Steinhübl aus Asch, in der amerikanischen Zone, in die russische geschleust hat. Sie hatten, so berichtet er, auf einem Großgrundbesitz unweit von Asch, dessen Besitzer flüchtig war, zwei Slowaken gefunden, die die »Volksverwaltung« für das Gut übernommen hatten. Es waren zwei ehemalige Soldaten, die im Aufstand gekämpft, beim Rückzug aber in deutsche Gefangenschaft geraten waren. Nach der Kapitulation der Deutschen Wehrmacht waren sie auf dem Wege in die Heimat durch Asch gekommen und hatten das Angebot des Städt. Nat. Ausschusses, das verlassene Gut zu verwalten, angenommen.
Auf dem Gut machten Záni und seine Begleiter auch die Bekanntschaft mit einem Angehörigen der amerikanischen Militärpolizei (MP), dessen Eltern nach dem Ersten Weltkrieg aus der Slowakei ausgewandert waren. Er sprach noch gut slowakisch und war ihnen später bei ihrem Vorhaben behilflich.
Nachdem sie den Aufenthaltsort von Pfr. Steinhübl ausfindig gemacht hatten, schickten sie zunächst tschechische Genossen zu ihm, die sich als Beauftragte für die Repatriierung ausgaben und erklärten, daß sie die Rückführung der Verschleppten in die Heimat untersuchen sollten. Pfr. Steinhübl lehnte eine Rückkehr ab und sagte, daß er sich nur nach den Weisungen der amerikanischen Behörden richten werde.
Záni hat daraufhin den Kommandanten der amerikanischen Militärpolizei aufgesucht und um die Auslieferung des »Kriegsverbrechers« gebeten. Nach dieser Forderung zog der Offizier ein Verzeichnis heraus, studierte es lange und sagte, daß sich ein solcher Name nicht unter den Kriegsverbrechern befinde. Er sehe keinen Grund den Pfarrer auszuweisen. Auf die weitere Forderung, Steinhübl in die sowjetische Zone bringen zu lassen, lachte er nur, und der Dolmetscher erklärte, daß das überhaupt nicht in Frage komme.
Als sie abends beisammen saßen und überlegten, wie sie den Pfarrer aus der amerikanischen Zone schaffen könnten, kam auch »ihr« Slowake und bot sich an, ihn für fünf Flaschen Schnaps über die Grenze zu schmuggeln. Záni war einverstanden und versprach weitere fünf Flaschen nach dem Vollzug der Aktion. Am nächsten Tag füllten sie Prochoter Kornbranntwein in Flaschen und warteten auf die Helfer. Am anderen Morgen fuhren tatsächlich drei Amerikaner in einem Jeep vor und erklärten ihren Plan. Sie erhielten den zugesagten Schnaps und fuhren zu Steinhübl. Ihm erklärten sie, daß sie ihn zum Verhör auf die amerikanische Kommandantur in Pilsen bringen müßten. Außerhalb der Stadt wartete die Gruppe Záni mit einem Lkw. Zwei Angehörige der MP stiegen mit Steinhübl auf den Lkw um, wo Genossen von Záni

bereits Platz genommen hatten. Záni selbst saß, um nicht erkannt zu werden, bei dem Fahrer. Der Amerikaner slowakischer Abstammung fuhr mit den Jeep voraus, der Lkw folgte.
An der Zonengrenze hielt er an und sprach einige Worte mit dem amerikanischen Offizier, der daraufhin die Genehmigung zur Weiterfahrt gab. Steinhübl beachtete nicht, daß beide Amerikaner vom Lkw sprangen, während der Wachposten die Schranken hob. Der Wagen konnte unbehindert weiterfahren, und Pfarrer Steinhübl befand sich in der sowjetischen Zone und somit in der Gewalt der Partisanen. Záni kehrte nach »Einquartierung und Sicherung« von Pfarrer Steinhübl, wie er sich ausdrückte, in die amerikanische Zone zurück und zahlte die zweite Hälfte des Judaslohnes. (13)

Entmenschte Kreaturen

Wie harmlos sich die Worte Zánis von der »Einquartierung und Sicherung« Steinhübls anhören und wie wenig sie über die unmenschlichen Qualen aussagen, die dieser über sich ergehen lassen mußte. Darüber verliert Záni kein Wort, genau so wie er über die Greueltaten, die die Partisanen in Krickerhau verübten, schweigt. Doch es gibt von den Vorfällen damals und später genügend Zeugen, die die Wahrheit bekunden.

So schreibt Herr Andreas H. aus Krickerhau in seinem Bericht: »Im Januar 1945 wurde ich nach Karlsbad evakuiert, wo mich nach dem Zusammenbruch Partisanen aus Krickerhau, deren Anführer Ferd. Záni war, ausfindig machten. Ich wurde unter dem Vorwand verhaftet, daß die »Gewerbliche Kreditanstalt« meine Anwesenheit erfordere. Ich wurde in das Gefängnis nach Brüx eingeliefert. In einer kleinen Zelle waren wir 18 Mann so zusammengedrängt, daß wir nur stehen konnten. Da wurden wir bis zur Ohnmacht geschlagen und danach mit Wasser beschüttet. Unter uns befand sich auch Pfarrer Steinhübl, der so geschlagen wurde, daß er wie leblos hinfiel. (14)

Auch Wilhelm I. aus Krickerhau wurde von Záni aufgespürt, verhaftet und in Handschellen nach Brüx gebracht. Über die Begegnung mit Pfarrer Steinhübl schreibt er: »Inzwischen dunkelte es, die Straßenlichter wurden immer dichter, wir fuhren nach Brüx. Dann blieb der Wagen vor einem villaähnlichem Gebäude stehen, eine Orientierungsmöglichkeit war ausgeschlossen. Ich wurde in ein breites Vorzimmer geführt, die Handschellen wurden mir abgenommen. Plötzlich stand vor mir Herr Aniček, Drogist in Krickerhau, den ich gut kannte. Er fragte mich, ob ich Wertgegenstände besitze,

und ich reichte ihm meine Uhr, die ich bisher gerettet hatte und nahm an, da er mich freundlich anredete, daß er sie für mich aufbewahren wollte. Aber ich sah sie nie wieder.
Anschließend wurde ich auf die erste Etage geführt und in einen total dunklen Raum geschubst. Ich stolperte und fiel zwischen liegende Menschen, und im ersten Augenblick dachte ich, zwischen Leichen gefallen zu sein. Es stellte sich aber heraus, daß hier Bekannte aus Krickerhau eingesperrt waren, darunter auch Pfarrer Steinhübl.
Es muß schon elf Uhr nachts gewesen sein, als ein Gendarm-Hauptmann aus Kremnitz gerufen wurde. Man hörte uns nicht einmal atmen, Todesangst bemächtigte sich unser. Für uns dauerte es jedenfalls eine Ewigkeit, bis er zurückkam, daß heißt zurückgeschleppt und zwischen uns geschmissen wurde. Dann riefen sie Pfarrer Steinhübl.
Der Gendarm wachte aus seiner Ohnmacht auf, stöhnte erbärmlich und röchelte, als schlüge seine letzte Stunde. Steinhübl kam gräßlich zugerichtet, jammernd und stöhnend zurück. Er hatte aber noch die Kraft zu mahnen, die Senkel zu lockern und vor dem Prügeln sich so schnell wie möglich nackt auszuziehen. Dann fiel er in Ohnmacht. Sein Nachbar deckte ihn zu, Decken waren zum Glück reichlich vorhanden.
Als Steinhübl wieder zu sich kam, erzählte er Einzelheiten über die Prügelmethoden. Ich kann sie nicht niederschreiben, sonst würde ich wieder am ganzen Leibe zittern müssen, wie damals. (15)

Herr Josef G. aus Krickerhau, auf den es die Partisanen besonders abgesehen hatten, berichtet über seine Erlebnisse: »In Schwaz, wo ich mit meiner Familie Unterkunft gefunden hatte, war ein kleiner Gutshof, auf dem ich Arbeit bekommen hatte. Aber das Glück war nur kurz.
Am 15. Juni 1945 kam der Partisan-Oberleutnant František Záni aus Krikkerhau mit einem Helfer namens Uj Jožo. Die haben unsere Wohnung so gründlich durchsucht, daß keine Nadel übersehen wurde. Sie nahmen alles mit, was ihnen irgendwie wertvoll erschien. Die Sachen wurden in einen Volkswagen (Käfer) verpackt. Der war so voll, daß für mich für die Fahrt nach Brüx nur der rechte Kotflügel des Autos frei war. Den einzigen Halt, um in den Kurven nicht herunter geschleudert zu werden, bot der Scheibenwischer.
In Brüx wurde ich von der USB (Ustredna Štatna Bespečnost) verhört und verdroschen. Nach zwei Tagen kam ich mit mehreren Krickerhauern, die der Záni zusammengeholt hatte, in ein Lager in Tribice (Deutsch Trischitz). Dort gab es mehr Schläge als Essen. Geschlagen wurde man bei jeder Gelegenheit. Zu essen gab es morgens einen Kaffee, ungefähr 1,5 dl ohne allem, mittags

eine Erbsensuppe mit sieben Erbsen und zwei dl Wasser. Manchmal gab es auch am Abend noch einmal Kaffee.
Am 10. Juli 1945 wurde abends gegen 11 Uhr mein Namen und der von drei Krickerhauer Kameraden aufgerufen. Wir wurden in eine Zelle gebracht, in die sogenannte Mrakvica (Dunkelkammer). Die Fenster waren mit Decken verhängt. Im Raum stand ein schwerer Eichentisch. Wir mußten unsere Hosen herunterlassen und uns auf den Tisch legen. Auf den Seiten standen je zwei Männer mit Peitschen, und dann ging die Drescherei los. Wieviele Hiebe wer bekommen hat, läßt sich kaum sagen. Wenn man selbst dran war, war das nicht so schlimm, als wenn andere dran waren und man das Jammern und Winseln hören mußte. Als ich meine Schläge abbekommen hatte, stand plötzlich der Partisan Záni in der Tür und befahl, daß mir noch eine Portion verabreicht werden sollte, weil ich angeblich tajomnik (Sekretär) war.
Nach dieser Behandlung mußten wir in tiefer Kniebeuge über den Hof hopsen, wobei uns die Partisanen in das Hinterteil traten. Ein Lastwagen brachte uns in den nächsten Tagen nach Krickerhau, wo die unmenschliche Schlägerei in den Kellern weiterging.« (16)

Die Fa. Josef Bäumler-Pallehner, Eisengroßhandlung in Preßburg, baute im zweiten Weltkrieg in Deutsch-Proben eine große Ziegelei, eine Keramik-Fachschule und eine eigene »Pallehner-Siedlung« nahe beim Bahnhof.
Diese Aktivitäten wurden dem Inhaber der Firma zum Verhängnis. Die Amerikaner holten ihn aus seiner Wohnung in München nach Dachau und brachten ihn anschließend in die Tschechoslowakei. Dort wurde er zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt.
Insgesamt verbrachte er in Leopoldov, sowie in anderen Gefängnissen und Lagern sieben Jahre. Er überlebte und kam 1953 zurück nach München.
Über seine Leiden während der Haft berichtet der englische Historiker Morley ausführlich in dem Buch »In the Labyrinth« (In dem Labyrinth).

Eine Krickerhauer Schülergruppe im Chaos

Die wohl erbarmungswürdigsten Opfer des zweiten Weltkrieges waren Kinder. Sie waren Insassen von Lagern, wurden Eltern weggenommen, starben im Bombenhagel, vermehrt, als der Krieg längst entschieden war und standen schließlich beim Untergang des Deutschen Reiches oft genug allein da, in einer lebensfeindlichen Umwelt.
Auf reichsdeutscher Seite wurde 1942 unter dem Deckmantel der Kindererholung die Organisation »Kinderlandverschickung« (KLV) geschaffen, die in

Wirklichkeit eine Evakuierung aus den bombengefährdeten Städten war. Bis zum Aufstand in der Slowakei Ende August 1944, war die Slowakei ein ideales Gebiet für KLV-Lager. Doch dann änderte sich schlagartig die Szene. Mit dem Einsetzen der Evakuierung der Slowakeideutschen im Herbst 1944, waren die Schulkinder die ersten, die ihre Familien verlassen mußten. Die aus dem Hauerland wurden mehrheitlich in das Ost-Sudetenalnd gebracht. Dort sollte der Unterricht im Rahmen der KLV in provisorischen Lagern (Hotels, Schutzhütten und dergleichen) weitergehen.
Die rasche Frontentwicklung ließ ihnen in ihren ersten Quartieren wenig Ruhe. Überstürzt wurden sie weiter nach Westen geschafft. Dabei verloren sie vielfach ihr Gepäck und was schlimmer wog, auch häufig den Kontakt zu den Angehörigen. Diese bemühten sich, die Kinder in dieser turbulenten Zeit zu sich zu nehmen. Dem stand der strenge Befehl an die Lehrer und Lagerleitungen entgegen, die Kinder nicht freizugeben. Nicht alle hielten sich daran.
Es kam auch andererseits in den Tagen, wo es um das Überleben ging, vor, daß Verantwortliche den Anforderungen nicht gewachsen waren und Kinder, die ihnen anvertraut waren, sich selbst überließen. Aber darf über jene einfach der Stab gebrochen werden? Man kennt nicht alle Umstände und mancher, der sich stark fühlen mag, hätte in gleicher Situation wohl auch die Nerven verloren.
Um so höher müssen wir die Opfer derjenigen einstufen, denen damals Verantwortung über Kinder aufgeladen wurde, die oft selbst ihrer Jugend wegen kaum Lebenserfahrung hatten und bis zur Selbstaufgabe für die hilflosen Kinder sorgten. Es gibt dafür zahlreiche Beispiele. Doch dürfte es ein Einzelfall sein, daß an Hand von erhaltenen gebliebenen Tagebucheintragungen, das ganze Elend jener letzten Kriegswochen und die Zeit unmittelbar danach, am Schicksal einer Krickerhauer Mädchengruppe authentisch dargestellt werden kann.
Die Verfasserin jener Notizen in einem kleinen Taschenkalender ist Frau Helma K. Sie ist die jüngere Tochter des, um das Karpatendeutschtum verdienten Abgeordneten und Landesinspektor für die Slowakei, Ing. Sigmund Keil, aus Schwedler in der Unterzips. Er fiel im Juni 1946 der Rachejsutiz in der ČSR zum Opfer.
Fräulein Helma K. hatte gerade die deutsche Frauenberufsschule in Käsmark (Oberzips) abgeschlossen, als sie 18 Jahre jung, evakuiert werden mußte. Auch sie kam in das Ostsudetenland, in die Gegend von Troppau (Opava).

2. Oktober 1944: Ankunft in Troppau. (ein Montag)
5. Oktober: Kriegsdienstverpflichtung (18) in dem Rüstungsbetrieb in Branka bei Troppau.

24. November: Beurlaubung aus dem Betrieb - neuerliche Verpflichtung, nun zur Kinderlandverschickung.
4. Dezember: Vorstellung im Bannstab (19) Troppau. Die Leiter und Beauftragte für die im Kreis einzurichtenden Lager, Scharf und Gruner, tun sehr von oben herab - alles klar - bin nicht zum ersten Mal von diesem Ton hier enttäuscht.
5. Dezember: Bannstabbesprechung - Die Dienststelle bemüht sich um die Einrichtung eines KLV-Lagers in der Schule von Branka. Man verspricht mir das Blaue vom Himmel herunter. Am späten Abend fahre ich nach Jägerndorf (Krnov), wo ich »meine Kinder« nachts am Bahnhof erwarte. Der Zug hat Verspätung, weil auf Jägerndorf ein Luftangriff erfolgte. Endlich klettern meine übermüdeten und verschreckten kleinen Landsleute mit ihren Rucksäcken aus dem Zug. Es ist eine Hälfte der ersten Mädchen-Bürgerschulklasse aus Krickerhau. Wohin die andere Hälfte kam, ist mir nicht bekannt.
6. Dezember: Ankunft in Branka. Hier fehlt es an allem: Keine Betten, kein Kochgeschirr, keine Lebensmittelvorräte - nichts.
7. Dezember: Vorsprache bei der Banndienststelle in Troppau. Dort werde ich erst einmal angeschnauzt, wie es dort üblich zu sein scheint, aber ich lasse mir hier nichts mehr bieten. Die Frauen des Ortes verpflegen uns fürs erste.
15. Dezember: Wir beziehen die notdürftig eingerichtete Schule und bekommen eine Lehrerin, Frau Jolan Martonfy, aus Kirchdrauf (Oberzips), eine sehr liebe und weise Dame. Sie bestreitet den gesamten Unterricht. Ich kümmere mich in der Freizeit um die Mädchen, überwache und kontrolliere das Waschen und Zähnputzen. Ansonsten beschäftige ich die Gesellschaft, halte Putz-, Flick-, Sing-, Märchen- und Bastelstunden ab. Wir bekommen Hitlerjugend-Uniformen (20) verpaßt und müssen zur »Freude« der hier auch ansässigen Tschechen durch das Dorf marschieren.
24. Dezember: Weihnachtsabend. Wir feiern so gut es nur geht. Die Kinder weinen nicht. Wir machen aus der traurigen Situation das Beste.
27. Dezember: Wir singen im hiesigen Lazarett vor Verwundeten.
29. Dezember: Der Schulrat kontrolliert uns. Auch ihm singen wir etwas vor.
8. Januar 1945: Ich erhalte Befehl nach Königgrätz (Hradec Kra'lové) zu fahren. Dort nehme ich an einem Lehrgang für Lagerführerinnen teil. Frau Martonfy bleibt mit den Kindern allein.
21. Januar: Ich mache eine Abschlußprüfung für Musikreferentin und erwerbe die Abnahmeberechtigung für das Jungmädel-Sportabezeichen.
23. Januar: Rückreise nach Troppau. Ich erlebe eine unheimliche Nacht am Bahnhof in Hannsdorf (Hanušovice) - Frontnnähe - Kanonendonner.
25. Januar: Endlich Ankunft in Troppau. Meine Kinder stehen mit Gepäck am Bahnhof. Ich erfahre, daß meine Mutter und Schwester eben mit dem

letzten Personenzug aus Troppau abgefahren sind. Jetzt gehen nur mehr Lazarettzüge ab. Diese nehmen uns nicht mit. Meine »Goldfasane« (21) aus der Banndienststelle, die ich um Rat fragen will, haben längst das Weite gesucht. Die Russen sollen schon Ratibor (Racibórz), ca. 35 Kilometer von hier, eingenommen haben. Da taucht ein lamettabehangener Jugendführer aus Banat (Ungarn) bei mir auf. Mein Vater habe ihm den Auftrag gegeben, uns hier herauszuholen. Mit seiner Hilfe schaffen wir es tatsächlich, mit dem letzten Lazarettzug wegzukommen. Unser Ziel ist Reichenberg (Liberec). Drei Tage sind wir bis Prag, ohne Verpflegung und ohne Wasser unterwegs.
28. Januar: Ankunft in Prag. Frühstück bei der NSV, (22) am Abend Ankunft in Reichenberg. Von dort Weiterleitung nach Tschernhausen, dort Übernachtung.
29. Januar: Ankunft im KLV-Lager Jägersteigbaude in Haindorf, Kreis Friedland (Frydlant) Isergebirge.
2. Februar: Ich fahre nach Reichenberg auf die Banndienststelle, erledige die Anmeldung, regle die Verpflegung und besuche meine Eltern im Hotel »Imperial«. Sie gedenken ihres 22. Hochzeitstages. Das Hotelzimmer ist ungeheizt.
3. Februar: Ich nehme Abschied von meiner Familie, dann geht es zurück in das KLV-Lager Haindorf. Die wenigen Wochen, die wir in Ruhe hier verbringen durften, waren schön. Wir waren gut und warm untergebracht, hatten jeden Tag zwar nur Rosinen-Kekssuppe als Verpflegung, erlebten aber ein wunderschönes Wintermärchen in den Bergen.
18. Februar: Die Russen sind jetzt auch hier im Anmarsch, und wir müssen uns erneut auf Wanderschaft begeben. Abends, um 22 Uhr ziehen wir los, Richtung Raspenau. Unterwegs begegnen wir einem Zug verschleppter ukrainischer Kinder, nicht älter als etwa fünf Jahre. Zerlumpt wanken sie durch den Schnee, angetrieben von ihren Betreuern.
19. Februar: Abfahrt mit KLV-Sonderzug, begleitet von drei Jugendführern. Es gibt wieder keine Verpflegung, kein Wasser. Der Zug bleibt wegen Fliegeralarm sehr oft stehen. Wenn ein Gegenzug mit Soldaten bei uns zum Halten kommt, werfen sie den Kindern Kommißbrote zu. Sie sind hart wie Stein.
23. Februar: Wir erfahren, daß die Russen Haindorf genommen haben. Unsere Fahrt geht mit vielen Unterbrechungen über Karlsbad, Marienbad nach Pilsen. Tags darauf dürfen wir in Mies (Stříbro) in einem Lager übernachten.
25. Februar: Weiterfahrt über Pilsen nach Zwug (Zbúch) mitten im tschechischen Gebiet. Hier sollen wir bleiben. (Ich kann bis heute nicht verstehen, warum alle anderen KLV-Züge nach Österreich geleitet wurden, nur unserer nicht.) Wir werden im großen Schulgebäude, mit eigener Schulküche, gut untergebracht. Jedes Kind hat sogar ein weiß bezogenes Bett.

1. März: Zur Unterstützung kommt zu uns ein Gesundheitsdienst-Mädel, Nelly S. und eine Wirtschaftsleiterin, Martha T. Es läuft ganz normaler Lager- und Schulbetrieb. Jeden Freitag dürfen wir die Duschanlagen der Grubenbetriebe benutzen. Auf dem Weg dorthin werden wir einmal von Tiefliegern überrascht. Uns ist nichts passiert. Eines Tages erscheint der Vater eines unserer Mädchen und bittet um Herausgabe seines Töchterchens. Ich lasse sie ziehen, obwohl ich weiß, daß dafür die Todesstrafe angedroht ist. Wir kennen in diesen Tagen hier keine Obrigkeit mehr, haben zu essen, leben in Spannung, was die weiteren Tage bringen werden.
14. März: Ein Tag in Pilsen. Ich bin blöderweise in Uniform. Die Tschechen scheinen mich mit Blicken fressen zu wollen. Düstere Gestalten sind unterwegs. Ich bin froh, wieder in Zwug zu sein. Wir haben alle Postverbindung mit unseren Angehörigen. Wir sitzen wegen der häufigen Luftangriffe viel im Keller.
25. April: Eines der Mädel erkrankte an Scharlach und mußte in ein Behelfskrankenhaus. Heute wollen wir sie wieder abholen. Auf dem Weg dorthin erfolgte ein Luftangriff, das Hilfskrankenhaus bekam viel ab. Unser Mädel lag unter Trümmern, es wurde als erstes Opfer lebend geborgen. Von den rund 200 Kindern, blieben 26 am Leben. Es war ein unsagbares Elend - die verstümmelten und schwer verwundeten Kleinen. Das war kein Krieg - das war brutaler Mord!
27. April: Heute kamen Eltern und holten fünf aus unserer Gruppe ab. Ich bin froh, denn das Geld und die Lebensmittel sind bald aufgebraucht. Ich nehme mir vor, mich, für den Fall der Auflösung der Gruppe, mit den verbleibenden Mädchen zu meinen Eltern nach Reichenberg durchzuschlagen.
5. Mai: Der tschechische Aufstand geht los. Seit Tagen fahren deutsche Offiziere, offenbar gut versorgt und mit weiblicher Begleitung durch den Ort in Richtung deutsche Grenze. Auch unsere Martha läßt sich in einem solchen Kübelwagen mitnehmen. Wer will es ihr verdenken?
6. Mai: Waffenstillstand mit den Westmächten. Ein letztes deutsches Lied kommt vom Prager Sender: »Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei -«, dann schweigt auch er. Was wird aus uns werden?
7. Mai: Wir müssen überstürzt packen. Die Eßvorräte haben sich bereits die Tschechen geholt. »Nemci von« (Deutsche hinaus), schreit der Pöbel. Damit sind wir kurz und formlos ausgewiesen.
Um sechs Uhr früh marschieren wir mit Handgepäck in Richtung bayrische Grenze durch den Ort. Eine schimpfende, geifernde und johlende Menge schießt hinter uns her. Gott sei dank wurde niemand von uns getroffen. Wir erreichten Kotieschau (Chotešov) und dürfen dort im Schulgebäude übernachten.

8. Mai: Es geht weiter nach Ostrau (Ostrov u Stříbra) - werden von einem Leiterwagen mitgenommen. In Ostrau treffe ich zufällig eine gute Bekannte von zu Hause: Julie Krieger. Sie besorgt für uns alle Milch und Brot. Gute Julie! Zu Fuß geht es weiter nach Kladrau (Kladruby) - können dort wieder in der Schule schlafen.
9. Mai: Weiter geht es nach Ostrau-Sentschau. Übernachtung wieder in der Schule. Meine Kinder machen überhaupt keine Schwierigkeiten. Sie gehen tapfer mit ihren vollen Rucksäcken mit. Auch unser kleiner »Floh«, die klein und zart ist, wie eine siebenjährige.
10. Mai: In Ostrau-Elhotten hat uns der örtliche deutsche Bürgemeister bei sich aufgenommen.
11. Mai: Nachmittag weiter zu Fuß über Tholl, Labunt (Labut), Wusleben - hier schießen die Tschechen auf der Straße herum - weiter nach Hesselsdorf. Wir bemerken unterwegs, daß in den Häusern der Sudetendeutschen Kinder allein geblieben waren. Die Eltern hatten die Tschechen abgeholt, weil sie irgendwie im öffentlichen Leben standen.
12. Mai: Neuhäusl - Rosshaupt (Rozvadov). Wir freuen uns, heil an der Grenze zu sein. Morgen werden wir in Deutschland sein. Dann ist alles viel besser. So denken wir - und werden bitter enttäuscht. Die Amerikaner halten den immer stärker werdenden Flüchtlingsstrom nach Bayern an. Uns bleibt nur das Campieren im Freien auf einer Wiese. Die Nacht ist kalt und feucht. Nebel ziehen auf. Hunderte sitzen auf dieser Wiese gleich uns fest: Berliner, Sachsen, Schlesier und Pommern. Frauen mit Babys, Greise, allein gebliebene Kinder - einzelne und kleine Grüppchen. In Kinder- und Handwägelchen versuchen die Leute ihre Habe zu retten. Meinen Koffer hatte ich schon längst stehen lassen müssen, weil ich ihn nicht mehr zu tragen vermochte. Habe nur noch das, was ich am Leibe trage - zum Glück noch einen Wintermantel, eine Steppdecke und, es mag komisch klingen, eine Alt-Blockflöte.
Anscheinend bleibt die Wiese für längere Zeit unsere »Unterkunft«. Um nicht der tödlichen Langeweile zu verfallen, mache ich mit »meinen« Kindern KLV-Lagerbetrieb, das heißt, wir singen, erzählen, turnen und machen Spiele. Die Lehrerin versucht, ohne jegliches Hilfsmittel, Unterricht zu halten. Jeden Abend singe ich meinen Kindern ein Lied, wie gewohnt und spiele auf der Flöte. Alle auf der Wiese warten schon bald auf diesen Tagesausklang, um dann unter dem Sternenzelt vielleicht ein paar Stunden ihre Lage vergessen zu können.
Die Amis geben den Kindern Weißbrot und Schokolade. Sie rufen: »Hello Fraulein« und geben den Mädchen und Frauen ganze Rationspakete. Ich gehe dort nicht hin.
22. Mai: Heute ist mein 19. Geburtstag. Zwei Berliner von der Wiese und die

Kinder singen für mich ein Ständchen. Es war, trotz aller widrigen Umstände, ein schöner Tag, denn wir waren jung und voller Lebensmut.
4. Juni: Den Amis gefällt es endlich, uns weiterziehen zu lassen. Wir dürfen aber nicht geradewegs über die nahe Grenze, sondern müssen einen Umweg über St. Katharina, Linsendorf, Dianaberg bis wieder an die Grenez bei Eisendorf (Ruštejn) machen. Als wir dort ankommen, war die Grenze seit einer halben Stunde gesperrt. Wir sind dennoch nicht entmutigt und übernachten herrlich auf einem Heuboden.
5. Juni: Wir sind endlich in Bayern! Wir werden als »Nemci« nicht mehr gefährdet sein. Unser Jubel erfährt aber alsbald Grenzen. Die Flüchtlinge werden von einem katholischen Geistlichen in Empfang genommen und an die nächste Verpflegungsstelle weitergeleitet. Als ich mit meinem Häuflein ankomme sagt er wörtlich: »Für Nazis haben wir nichts übrig!« - Das müssen meine erzkatholischen Kinder erst verdauen. Wir gehen trotzdem mit der großen Masse über Pfrentsch nach Waidhaus. Dort ist in der Schule eine Verpflegungsstelle.
6. Juni: Amis verladen uns auf Lastwagen und bringen uns nach Sulzbach. Wir sehen zum ersten Mal einen Neger. Er ist zu den Kindern sehr freundlich und versorgt sie mit Keksen und Schokolade. Im Ort ist wegen Überfüllung Aufnahmesperre. Das »Rote Kreuz« verpflegt uns und weist uns ein Heim zur Übernachtung an.
7. Juni: Amis transportieren uns nach Weiden. Auch hier kein Platz für uns. Nach Verpflegung mit Keksen und Suppe fährt man uns nach Krummennaab zur Übernachtung in einer Scheune.
8. Juni: Heute in Erbendorf eingetroffen. Wir sollen vier Tage bleiben dürfen. Die Kinder gehen oft in die Kirche. Ich gehe mit. Sie stehlen von den hinter den Haustüren, als Schweinefutter, bereitgestellten gedämpften Kartoffeln. Ich kann weder betteln, noch stehlen gehen. Die Kinder sorgen auch für mich.
12. Juni: Wir werden weiter herumgereicht. Ein Holzgaslaster bringt uns nach Riglasreuth. Hier sei alles voll. Per Leiterwagen geht es nach Pullenreuth: Alles überfüllt. Ein Traktor mit Anhänger befördert uns auf Anweisung des Bürgermeisters nach Waldershof. Hier dasselbe. Amis nehmen uns mit und fahren uns wieder nach Pullenreuth, - nach Riglasreuth: Nichts. Auch ihnen widersetzen sich die Bürgermeister und sträuben sich, uns aufzunehmen. Das war für uns eine tiefe Enttäuschung. Ich mache eine Szene und schreie den Ami an. »Erschießen Sie uns doch! - ich kann nicht mehr weiter!« Der Ami ist verblüfft. Er fährt uns nach Wernersreuth, stellt sich auf den Dorfplatz, brüllt den Bürgermeister an: »In fünf Minuten sind diese Kinder untergebracht, oder, goddamm! - ich erschieße Dich!« Das wirkte. Zaghaft

kommen die Bauern aus den Häusern. Die Kinder sind im Nu untergebracht. Ich bleibe übrig. Der Bürgermeister führt mich zu einem Einödhof und läßt mich vor der Tür stehen.
Zaghaft öffne ich und trete in. Die Bäuerin knetet gerade in einer Waschschüssel Knödel. Ein zerlumpter deutscher Soldat sitzt dabei. Ich grüße - keine Antwort. Keiner heißt mich eintreten. (So klein, so mies und so verlassen, bin ich mir noch nie in meinem Leben vorgekommen.) Der Soldat erklärt: »Sie dürfen hier nicht erwarten, daß man Sie zu Tisch bittet. Hier holt man sich, was man braucht., Aus einer gemeinsamen Schüssel aßen wir die Knödel. Es war nicht sehr appetittlich, aber ich hatte Hunger.
Am Abend sagte die Bäuerin zu mir: »Schlafst beim Soldaten in der Bodenkammer, i hab Dir a Stroh hi glegt.« - auch das noch! Es ging aber besser als befürchtet. Der Soldat, kaum älter als ich, war auf der Suche nach seinen Eltern. Er räumte für mich sein Bett und gab mir noch den Rat, am Morgen, vor dem Weitergehen, noch zwei dicke Brotscheiben abzuschneiden.
13. Juni: Meine Kinder stehen schon marschbereit am Dorfplatz. Zu Fuß geht es über Riglasreuth und Neusorg nach Marktredwitz. Meine Kinder schwärmen aus, zum Betteln. Ich stehe allein, unter einem Baum, schmutzig, hungrig, müde, und verzweifelt. Was soll aus uns noch werden? Ich kann mich nicht mehr beherrschen und breche in Tränen und Schluchzen aus.
Eine vorbeikommende alte Frau fragt mich gütig nach dem Grund meines Jammers. Je mehr sie fragt, um so mehr strömen die Tränen. All das, was hinter mir lag, die Ungewißheit um die Angehörigen, das mußte mal herausgespült werden. Die gute Frau nahm mich also mit in ihr Stübchen. Ich durfte mich waschen, bekam zu essen und zu trinken und viel Mut zugesprochen. Inzwischen waren auch meine Kinder wieder vollzählig da. Die gütige Frau gab uns den Rat, mit dem Zug nach Hof zu fahren. Dort hätten wir gute Chancen, geholfen zu bekommen. Also fahren wir mit dem Zug, ohne einen Pfennig, nach Hof. Und tatsächlich, man wimmelt uns dort nicht ab. Wir werden in das Hotel Kaiserhof gewiesen. Der Name weckt die Vorstellung von sauberen Betten bei den Kindern. Wir räumen den halbmeterhohen groben Schutt aus einem der Zimmer und machen es uns auf dem blanken Fußboden bequem. Von den Amis mit Keksen und Zigaretten wohlversehen, schlafen wir zufrieden.
14. Juni: Wir werden in eine Schule gewiesen, wo in den Klassenzimmern eiserne Stockbetten mit Decken stehen. Viele Flüchtlinge sind hier. Jetzt sind auch wir in eine Art Organisation einbezogen, werden auch verpflegt. Morgens gibt es zwei dünne Scheiben Brot, ein Kleckschen Butter und »Kaffee«, mittags und abends je eine dünne Kartoffelsuppe. Wir werden nicht satt.

15. Juni: Essen wie vor. Am Abend eine dünne Brotscheibe zusätzlich.
16. Juni: Dasselbe. Zur Abwechlung abends 4 Pellkartöffelchen. Wir schieben Kohldampf. Die Kinder erzählen sich ständig, was und wie ihre Mama zu Hause gekocht hat. Sie gehen in die Stadt und bringen meist etwas Eßbares mit, das sie mit uns teilen.
19. Juni: Ein katholischer Priester besucht uns. Er kann uns auch nicht helfen. Wir gehen oft in die Kirche.
21. Juni: Mir kommt eine Idee, male ein Plakat:

Krickerhau/kath. Schule Hof
1. Mädchenbürgerschulklasse
Wer kennt unsere Eltern?

Wir befestigen das Plakat auf einem Bretterzaun, wo schon viele Suchanzeigen hängen.
22. Juni: Ein ehemaliger Soldat, der das gelesen hat, kommt. Er ist ein Landsmann von meinen Kindern und weiß, daß Krickerhauer in Himmelreich bei Asch (Aš), jenseits der Grenze, aber gar nicht weit von hier, sind. Er geht also für uns über die Grenze. Tatsächlich kommen vier Väter. Sie holen 22 Kinder ab. Welch ein Aufatmen auf allen Seiten! - Sieben Mädchen bleiben weiterhin bei mir und Lehrerin Martonfy, die die ganze Zeit mit uns zusammen war.
Ein junger Mann, von der Turnschule Asch, verspricht mir, wenn ich mit ihm mitginge, Brot für uns zu besorgen. Als er mich immer höher hinauf in einen wilden, verlassenen Naturpark führt dämmert es mir. Ich laufe, wie von Furien gehetzt, in die Schule zurück. Dort erkläre ich den Kindern, warum ich ohne Brot komme.
5. Juli: Die Amerikaner, die das Lager leiten, kommen erst jetzt darauf, daß bei ihnen ein fast ganzes »Nazi-KLV-Lager« mit Lehrerin und Lagermädelführerin, unterkam. Ich werde vor die Obrigkeit zitiert und ausgequetscht. Viel bieten kann ich dabei nicht, kann nur unser ganzes Elend ausbreiten. Das Fazit lautet: Einer Nationalsozialistin (die ich sein soll), kann man keine Kinder zur Erziehung anvertrauen. Die verbliebenen Kinder müssen in das Waisenhaus!
6. Juli: Ein tränenreicher Abschied. die Mädchen werden in das Stegerwaldhaus eingewiesen. Mir wird verboten, sie zu besuchen. Ich bleibe allein, habe für niemanden mehr Sorge zu tragen, nur noch für mich selbst. Nach drei Tagen mache ich mich auf den Weg, in der Hoffnung, irgendwo Landsleute, oder gar Angehörige zu finden.
20. Juli: Ich bin glücklich, habe meine Mutter und Schwester gefunden. Sie hatten, wie ich auch, erfahren, daß unser Onkel mit seiner Schulklasse im

Lager Pettighofen/Österreich untergekommen ist, soweit die Kinder nicht zu ihren Eltern fanden.
Mit diesem Tage enden meine Eintragungen.

Ich habe mit den mir anvertrauten Krickerhauer Kindern, die damals etwa 11 Jahre alt waren, auf dem ganzen mühsamen und entbehrungsreichen Weg, keine Schwierigkeiten gehabt. Sie haben sich jeder Lage mit vorbildlicher Disziplin angepaßt. Nicht ich ihnen - sie haben mir eigentlich geholfen. Sie sind durch Hitze und Regen geduldig fast 75 Kilometer marschiert, haben ihre Rucksäcke brav getragen und das ihnen Verbliebene selbst gepflegt. Sie waren findig und flink, wenn es darum ging, Essen zu beschaffen und waren kameradschaftlich beim Teilen des Wenigen. Ihr Glaube und ihr Gebet waren wohl die Grundlage für ihre unerschütterliche Zuversicht, daß am Ende unserer Wege, irgendwo einmal, ihre Eltern stehen werden.
Als unsere Gruppe in Hof ankam, hatte sie eine Strecke von 215 Kilometer hinter sich gebracht. Wir waren achteinhalb Wochen durch ein Chaos gezogen. Sieben Monate verband uns ein gemeinsames Geschick. Monate, die uns für das weitere Leben geprägt haben.
Am 25. April 1945 haben mir »meine« Kinder ein kleines Poesiealbum als Ostergeschenk gebastelt, in dem sie sich mit Sprüchlein und Namen verewigt haben. Ich besitze es heute noch. (23)

Erläuterungen und Quellenangaben

1) Unser Hauerland-Archiv, Bensberg, (weiterhin UHA), 2) UHA, 3) UHA, 4) UHA, 5) UHA, 6) Dokumentation der Vertreibung der Deutschen, Berlin 1952,S. 26 (weiterhin Dokumentation), 7) UHA, 8) Dokumentation, S. 69/70, 9) UHA, 10) UHA, 11) UHA, 12) UHA, 13) Záni, F.: Handlovčania v bojé za slobodu, Osveta-Martin, 1974, S. 157/158, 14) UHA, 15) UHA, 16) UHA, 17) Unser Hauerland, Zeitschrift, Bensberg, 6. Jg. Folge 1. und 2, 18) Pflichteinsätze für nicht wehrdienstleistende Personen in der Wirtschaft und im öffentlichen Dienst während des Krieges. 19) Gebiets-Dienststelle der Hitler-Jugendorganisation, 20) Jungendorganisation des Nationalsozialismus (NS), 1936 per Gesetz zur »Staatsjugend« erklärt, mit Pflichtcharakter, 21) Spöttische Bezeichnung für Amtsträger der Partei in Uniform, 22) Volkswohlfahrt-Organisation in der NS-Zeit, nach Auflösung freier und krichlicher Fürsorgeverbände, 23) Erschienen in der Zeitschrift »Unser Hauerland«, Bensberg, 6. Jahrgang, Folge 1 u. 2.

12. Beginnende Rückkehr

Für die Hauerländer stand von Anfang an fest, daß die Evakuierung eine vorübergehende, vorsorgliche Maßnahme war, um den Ausschreitungen und Schikanen einer Besetzung auszuweichen. Sie wußten aus Rundfunk und Zeitungen, daß die erste Zeit nach dem Einmarsch fremder Truppen, die schlimmste zu sein pflegte, weil die Soldaten meist plünderten, Jagd auf Frauen machten und sich auch sonst als sehr eigenwillige Eroberer gebärdeten, denen jedes und alles ausgeliefert war.
Dem hatten sie entgehen wollen, waren aber gleichzeitig überzeugt, nach einigem Abwarten, sobald sich der erste Aufruhr gelegt haben und etwas Ruhe eingekehrt sein würde, heimzukehren und die zwangsweise unterbrochene Arbeit erneut aufzunehmen. Der beste Beweis für diese Einstellung ist der Umstand, daß die Bauern auf ihrem Treck vielfach Saatgut für die Frühjahrsbestellung mitgenommen haben, weil sie befürchteten, es daheim nicht sicher genug verstecken zu können. Die Feldarbeit sollte keine Verzögerung erleiden und sobald wie möglich fortgesetzt werden.
So kam es, daß Bauern, die noch mit Roß und Wagen unterwegs waren, als sie der Zusammenbruch überraschte, ohne langes Überlegen, die oft gefährliche und mit Strapazen verbundene Heimreise antraten. Andere, die den neuen Verhältnissen nicht so ganz trauten, gingen zunächst als »Kundschafter« in das Heimatdorf, um festzustellen, ob die Heimkehr für die Familie bereits sinnvoll sei oder ob man klugerweise noch warten sollte, bis sich die Lage weiter beruhigt hatte und Ordnung eingekehrt war.
Evakuierte, denen keine Fahrzeuge zur Verfügung standen, die auf den Transport mit der Bahn angewiesen waren, waren oft schweren Drangsalierungen ausgeliefert und verloren unterwegs durch Plünderungen das meiste ihrer schon arg dezimierten Habe, so daß sie oft mit leeren Händen zu Hause eintrafen.
Einem Teil der Evakuierten wurde von vornherein jede Aussicht und Hoffnung auf eine Rückkehr in die angestammte Heimat genommen. Hauerländer, die in grenznahen Gebieten des Sudetenlandes Unterkunft gefunden hatten, gerieten, wenn diese von Tschechen durchsetzt waren, in die gegen die Sudetendeutschen und reichsdeutschen Flüchtlinge gerichtete tschechische Politik. Beschlagnahme des geretteten Gutes, Internierung, Zwangsarbeitereinsatz oder gar die Austreibung in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands waren hier ihr Geschick. (1) Diese willkürliche, wilde Vertreibung noch lange vor den Beschlüssen von Potsdam, im ersten Siegestaumel durchgeführt, brachte unsägliche Strapazen und Qualen über die Opfer.

In endlosen Hunger- und Todesmärschen wurden Männer, Frauen, Greise und Kinder, Junge und Alte, Gesunde und Kranke über die Grenze getrieben oder in offenen Güterwagen in das andere Land verfrachtet.
Ein anderer allerdings nur kleiner Teil der Hauerländer hatte die Hoffnung, ihr Leben in der alten Heimat neu beginnen zu können, schweren Herzens aufgegeben. Es waren vor allem Menschen, ohne Landbesitz, die mit dem Boden nicht so eng verwurzelt waren und die Erwartung hegten, auch in dem geschlagenen und zerstörten Deutschland ihr Auskommen zu finden. Die Nachrichten aus der Heimat hatten sie zu diesem Entschluß getrieben. Wenn möglich, versuchten sie noch einiges von ihrer Habe über die Grenze zu schaffen, um dann selbst diesen Weg in die Ungewißheit anzutreten.
Die überwiegende Mehrheit der Evakuierten kannte aber kein anderes Ziel als die Täler in der Bergwelt der Mittelslowakei. Der Empfang in den Heimatgemeinden war von Ort zu Ort verschieden. Jeder Národný výbor (rev. Verwaltung) machte sich seine Vorschriften selbst und konnte seine Herrschaftsgelüste ohne jeden Zwang auskosten. Meist hatten die ersten Rückkehrer unter blindwütigem Haß schwere Mißhandlungen zu ertragen, durften nicht mehr in ihre Häuser einziehen, die bereits oft von Slowaken besetzt waren, wurden zu Zwangsarbeit getrieben und in Lagern zusammengepfercht. Am leidvollsten hatten es diejenigen getroffen, die in stickigen Kellern eingesperrt und Tag und Nacht von haßberauschten Schlägertrupps heimgesucht wurden. Deutschenhaß und Rachsucht feierten hier in unmenschlichen Quälerein wahre Orgien.
Kein Wunder, wenn nach diesen Mißhandlungen, dem Hunger und den unhygienischen Verhältnissen in den Lagern, auch wenn sie nach Monaten an Ausmaß und Härte abebbten, die Nachricht von der Vertreibung als eine Erlösung empfunden wurde. Würde man doch, trotz aller Not und Entbehrung, die sie erwarteten, als Deutsche unter Deutschen leben können und nicht mehr allein wegen seines Deutschseins als Freiwild einem entmenschten und rachsüchtigen Pöbel ausgeliefert sein.

Die Heimat ruft

In allen Gebieten, in denen Hauerländer den Umsturz überlebt hatten, sehnten sie sich wieder nach Ruhe und Ordnung und strebten heim. Auch die Brieser, die in Österreich Zuflucht gefunden hatten, wollten das ungastliche Land bei erster Gelegenheit verlassen. Darüber berichtet Herr Paul L.
»Im Juni 1945 kam ein Aufruf von der tschechoslowakischen Regierung, daß die Bürger der Tschechoslowakei in ihre Heimat zurückkehren können und

ihnen nichts geschähe. Die Brieser bekamen das zu Ohren und meldeten sich zum Transport in die Heimat. Es meldeten sich alle, bis auf 18 Familien und etwa 34 Einzelpersonen. Diese blieben in Österreich und kamen 1946 nach Deutschland. Alle anderen sind freiwillig nach Hause zurückgefahren.
Die Rückkehrer erfuhren im Zug, daß der Aufruf der ČSR nicht für Deutsche bestimmt war, sondern nur für Tschechen und Slowaken. Daraufhin sprangen einige aus dem Zug und blieben in Österreich. Sie kamen dann auch 1946 nach Deutschland. So kehrten 64 Familien im Juni 1945 in ihre Heimat zurück. Man brachte sie mit dem Zug bis Pilsen, das von den Amerikanern besetzt war, die sie nicht weiterfahren ließen. Eine Woche lang wurden sie von den Amerikanern verpflegt, dann durften sie ihre Fahrt fortsetzen und kamen bis Deutsch-Proben. Hier waren sie sich selbst überlassen und übernachteten in Scheunen. Am nächsten Tag waren die Verhandlungen mit den Forstämtern und Großgrundbesitzern in Slov. Pravno abgeschlossen, so daß sie in ihr Dorf durften. Die Behörden haben dies nur genehmigt, weil die Forstwirtschaft und die Großgrundbesitzer sehr dringend Arbeiter benötigten.
Die Rückkehrer kamen wohl in ihr Dorf, aber ihre Häuser waren nicht mehr alle da, denn sie waren teilweise von Slowaken abgerissen worden und die noch verbliebenen hatten bereits slowakische Schäfer und Waldhüter beschlagnahmt. Einige Brieser mußten in slowakischen Dörfern wohnen, weil sie in Bries kein Haus mehr hatten. Die Rückkehrer mußten für die Forstwirtschaft im Wald und die Großgrundbesitzer auf dem Acker fast umsonst arbeiten.
Lebensmittel bekamen sie nur selten. Sie mußten sich vor den Geschäften anstellen, und wenn etwas übrig geblieben war, bekamen sie den Rest.
Die Brieser wurden von den Slowaken aus Slov. Pravno am Anfang sehr schlecht behandelt und mußten diese Quälerei vom Juni 1945 bis Oktober 1946 durchhalten. Dann kamen sie in das Lager Nováky, wo sie bis Juni 1947 geblieben sind.« (2)

Herr Emil D. aus Münnichwies berichtet über die Heimfahrt seiner Landsleute aus Österreich: »Nach der Kapitulation wurden im Juni 1945 die Evakuierten aus Österreich ausgewiesen. Die Heimreise sah anders aus, als sie sich alle vorgestellt hatten. Ein slowakischer Transportzug holte sie aus Wien ab. Dabei sagte ein slowakischer Schaffner: »Ihr kommt gar nicht bis in eure Heimat; wer kann, soll lieber hier vor Hunger sterben, als sich dort erschlagen lassen. Dort passiert Unmenschliches.« Eine Familie aus Münnichwies und zwei Familien aus Gaidel sind daraufhin in Wien zurückgeblieben und haben auf Meierhöfen Arbeit in der Ernte bekommen.

Als der Transport in Preßburg ankam, wurde er gleich gestoppt, und alle mußten aussteigen. Dann wurde ihnen ihr letztes Gut geraubt. Mit leeren Händen wurden sie in verschiedene Lager transportiert, wo sie verhört und auf alle mögliche Weise gefoltert wurden. Nicht eine Familie ist bis nach Hause gekommen. Ein Münnichwieser wurde in Kloster mit Eisendraht aufgehängt. Alle wurden nach Ost- und Westdeutschland ausgewiesen.« (3)

Von Österreich über Ungarn in die Slowakei

Von den Honneshauern waren im Zuge der Evakuierung etwa 200 Personen nach Blizova bei Bischofteinitz (Sudetenland) gekommen, während der größere Teil (520 Personen) in Bad Kreuzen in Oberösterreich Unterkunft gefunden hatte. Von ihrer abenteuerlichen Heimfahrt berichtet Herr Silvester P.:
»Die Reise wurde gegen Ende Juni angetreten. Der nächste Bahnhof für Bad Kreuzen befand sich im sieben Kilometer entfernten Grein. Das Gepäck fuhren Einheimische mit Pferdewagen zum Bahnhof, die Leute gingen zu Fuß dahin. In einem Zug mit Viehwaggons fuhr man über Wien, Ödenburg, Stuhlweißenburg nach Budapest. Der Umweg durch Ungarn mußte in Kauf genommen werden, weil die Eisenbahnbrücken über die Donau bei den letzten Kämpfen vor Kriegsende gesprengt und bis zum Zeitpunkt der Reise noch nicht aufgebaut worden waren.
Irgendwo in Ungarn hieß es auf einmal, daß der Güterzug mit den Viehwagen durch einen Personenzug ausgetauscht werden wird. Nun kann man in die Wagen eines Personenzuges weder Truhen noch Kisten hineinbringen. Um Wäsche, Kleider, Hausrat und ähnliches weiterbefördern zu können, nähte man in aller Eile aus Leintüchern Säcke. Beim Umladen der vollgestopften Säcke in den Personenzug stellte es sich heraus, daß der Platz zur Personenbeförderung nicht ausreichte. Kurz entschlossen kletterten die jüngeren Leute auf die Waggondächer und fuhren eine Zeitlang so mit. Bald jedoch wurde dies verboten. Daraufhin nahm man auf den Gepäckstücken Platz. Jede Lükke wurde besetzt. Das ging so weit, daß die Reisenden direkt unter den Wagendächern saßen oder lagen.
Von Budapest wurde der Personenzug über Lizenz (Lučenec) und Altsohl nach Kremnitz geleitet.
Vierzig Jahre danach kann nicht mehr festgestellt werden, wie lange diese Schreckensfahrt gedauert hat. Vermutlich waren es zwei Wochen. Die Führung des Güterzuges wie des Personenzuges und der Wachmannschaft hatte ein sowjetischer Kommandant inne. Tagelange Aufenthalte auf den Bahnhöfen und auf freier Strecke sowie langwierige Kontrollen des Gepäcks durch

russische Posten verzögerten das Weiterkommen. An die siebenmal wurde alles durchsucht. Dabei behielten die Kontrolleure, was ihnen gefiel. Danach mußte jeder jedesmal die durchwühlten und im Wagen zerstreuten Sachen zusammensuchen, neu packen und das Gepackte in der richtigen Ecke verstauen. Und das meist in aller Eile, weil niemand wußte, wann der bei der Kontrolle stehende Zug wieder weiterfahren würde.
Am wenigsten bekam diese Reise alten, gebrechlichen und kranken Menschen. Die zur Verfügung gestellte Verpflegung war miserabel, der Hunger ständiger Begleiter aller. In der Hoffnung,daß alles bald zu Ende sein wird, ertrugen die Leute in dumpfem Dahinbrüten jede Entbehrung. Selbst die Kinder verhielten sich zumeist ruhig. Eingeschüchtert durch ein für sie unbegreifliches Geschehen und geschwächt vom Hunger weinten sie höchst selten.
Etwa zehn Kilometer vor Kremnitz, bei Jastraba, hielt der Zug auf freier Strecke. Alle mußten aussteigen und ihr Gepäck ausladen. Die Rückfahrt war zu Ende, weil die Bahnstrecke in den folgenden Tunnels während des Kriegsendes zerstört und bislang noch nicht ausgebessert worden war.
Während der Reise war eine alte Frau gestorben. Sie trug man nun aus dem Zug. Einige Kranke konnten sich kaum auf den Füßen halten. Sie bedurften ständig der Hilfe ihrer Angehörigen. Und alle waren erschöpft und ausgehungert. Man kann sich nun vorstellen, daß der Zug der Marschierenden ein Bild des Jammers bot.
Eine junge Mutter war darunter, die ihren drei Moante alten Säugling an der Brust festgebunden hatte. Auf dem Rücken trug sie einen Korb mit dem Unentbehrlichsten fürs Kind und sich. Das Kind, im Lager geboren, völlig unterernährt, blaß und krank, starb zehn Tage später. Neben dieser Frau mußten noch viele andere Mütter ihre kleinen Kinder tragen. Ab und zu weinten die Kleinen, weil sie der Hunger quälte. Ein etwas schwereres Handgepäck vermochten in Jastraba nur solche Personen mitzunehmen, die sich nicht um Kinder oder Kranke kümmern mußten.
Der Fußmarsch, zuerst über Felder, später auf der Landstraße im Kremnitzbachtal, obwohl mehr als beschwerlich, wurde auch noch zu einem Spießrutenlaufen. Gab es doch einige Slowaken, die unsere Leute mit Steinen und Knüppeln bewarfen. Jeder scheute sich deshalb an der Außenseite der Kolonne zu marschieren. In solchen Zeiten wie damals feiert die Unvernunft Triumphe und der Pöbel beherrscht die Szene. Was Wunder, daß manche den Elendszug beschimpften, ihm Unflätigkeiten nachschrien und Honneshauern Mitschuld am Kriege gaben. Opfer des Krieges wurden als Kriegsverbrecher beschimpft. Nur die Wachmannschaft hielt aufgebrachte Slowaken vor Schlimmerem zurück.

Spät in der Nacht kamen die »Heimkehrer« in Kremnitz an. Anstatt sie nach Honneshau zu entlassen, wurden sie zuerst einmal vor dem Stadthaus vergattert. Die jungen Männer, ehemalige, keineswegs freiwillige Kriegsteilnehmer, mußten vortreten. Unter Prügeln und Drohungen wurden sie von Gendarmen (neue Bezeichnung: Angehörige des Nationalen Sicherheitskaders, slow. Sbor národnej bezpečnosti) ins Gefängnis, in den roten Turm abgeführt.
Es gab keinen Kriegsteilnehmer, der nicht geschlagen worden wäre. Außerdem mußten sie die erste Nacht sitzend auf blankem Bretterboden verbringen. Vom Gefängnis führten sie täglich Polizeiwachmannschaften zur Arbeit. Gearbeitet wurde am Tunnel bei Nevolné, bei Baumaßnahmen in der Stadt und beim Aushub von Wassergräben in Legendel. Einige der Gefangenen arbeiteten später bis zur Aussiedlung 1946 beim Bau einer Talsperre in Aarau (Orava).
Jeden Tag gab es für die Gefangenen dasselbe Essen. Außer dem zugeteilten Brot erhielten sie morgens schwarzen, ungesüßten Kaffee, mittags eine Bohnensuppe und abend eine Erbsensuppe.
Die übrigen Leute mußten vom Stadthaus zu Fuß ins drei Kilometer entfernte, hochgelegene Johannesberg, wo sie zuerst in der Schule hausen durften. Zum Schlafen wurde in den Klassenzimmern Stroh aufgeschüttet. Da Türen fehlten, die Fenster eingeschlagen waren und es deshalb fürcherlich zog, fror man nachts, und das, obwohl es Sommer war. Nach und nach verteilten sich die Leute in den Häusern des Dorfes, das ein von Gendarmen und Soldaten bewachtes Internierungslager darstellte.
Einige, für die anerkannte Honneshauer Antifaschisten,wie etwa der aus dem KZ zurückgekommene Josef Kubisch, bürgten, konnten nach Honneshau übersiedeln. Diese durften jedoch nur dann im eigenen Haus wohnen, wenn es unbewohnt war. In neueren oder besser erhaltenen alten Häusern hatten sich nämlich unterdessen Slowaken eingenistet.
Wie erwähnt, sollte das Gepäck aus Jastrabe nachkommen. Doch was geschah wirklich? Die Slowaken der an der Bahnstrecke liegenden Dörfer hatten es vor der Überführung einer gründlichen Überpfüfung unterzogen. Was ihnen gefiel, behielten sie. Schätzungsweise gingen dreiviertel des Gepäcks verloren.
Diese Plünderung brachte Mädchen und junge Frauen um ihre Aussteuer, für die sie u. U. jahrelang bei Saisonarbeiten in Deutschland geschuftet und gespart hatten. Und alle anderen brachte sie um die letzte wertvolle Habe. Ein Habe, die ihnen nach den wiederholten Durchsuchungen die Rotarmisten in Österreich und Ungarn belassen bzw. die sie vor denen erfolgreich versteckt hatten.

Nur wenige erhielten ihr ganzes Gepäck. Manche bekamen lediglich die mitgeführten Bettfedern, von denen die Plünderer angenommen hatten, sie könnten infiziert sein. Schließlich mußte man für die Überführung der Resthabe auch noch Fuhrlohn entrichten.« (4)

Einzelerlebnisse

Über das Schicksal der ersten Heimkehrer in Unterturz berichtet Herr Georg W.: »Das Kriegsende erlebten wir in Triebendorf. Als die Russen in den Ort einmarschierten, schossen sie alle Leute nieder, die sie sahen. Erst als in der Ortsmitte ein Geschäftsmann die weiße Fahne heraussteckte, hörte die Schießerei auf. Die nächste Truppe ging an die jüngeren Frauen und Mädchen - es wurden sehr viele vergewaltigt, obwohl sich alle so gut wie möglich versteckten. Nach einigen Wochen wurde es dann normal, da wurden die Übeltäter bestraft, wenn es noch ab und zu vorkam.

Die Bauernhöfe wurden von den Tschechen besetzt, die Frauen mußten bei ihnen arbeiten. Unsere Frauen, auch meine Mutter, hatten einen kleinen Vorteil, weil sie die slowakische Sprache beherrschten.

Kurz nach Kriesgende kam mein Vater, er hatte irgendwie erfahren, daß wir noch in Triebendorf waren. Er blieb aber nur ein paar Tage und wollte in die Slowakei, um zu sehen, wie es seinen Eltern ginge und wie die Lage dort sei. Er hatte unter den Slowaken gute Freunde, auf die er sich verlassen zu können glaubte. Als er heimkam wurde er gleich ins Lager gesteckt, von Freund oder Nachbar war keine Spur. Morgens bekamen sie als Frühstück Ohrfeigen statt Essen. J. F., jetziger Pfarrer,war auch bei den ersten daheim. Der wurde sogar vor den Wagen gespannt und mußte ihn ziehen wie ein Pferd. So ähnlich ging es vielen, die als erste daheim ankamen. Morgens mußten alle antreten und mit Waldreisig die Straßen fegen. Wenn einer etwas sagte, bekam er auch Schläge. Die Sachen, die die Leute heimbrachten, wurden von Beseda (Förster) und Hrmo (Müller) weggenommen. Die Tochter von Hrmo war noch ein junges Mädchen, die suchte sogar bei den Männern in den Hosentaschen herum. Einige Familien, wie auch meine, konnten die Heimreise bis Ende November oder Anfang Dezember 1945 hinausschieben, eben durch den Vorteil der slowakischen Sprache. Denen, die später heimkamen, ging es schon besser. Es mußte niemand mehr antreten, auch durften die, die noch Häuser hatten, in ihre eigenen einziehen. Die ersten Heimkehrer durften nicht in ihren Häusern wohnen, sondern mußten mit anderen Familien irgendwo zusammen hausen.

In der ersten Zeit mußten viele auch sehr hungern. Es hatte niemand etwas angebaut, und wenn, nur sehr wenig. Wir hatten da auch einen kleinen Vorteil, weil meine Großeltern daheim geblieben waren. Sie hatten auch noch

eine Kuh, so daß wir ab und zu auch mal Milch bekamen und auch ein paar Kartoffeln hatten. Die Jungen und Mädchen, die schon arbeiten konnten, gingen in die slowakischen Dörfer in Stellung, nur um etwas zu essen zu haben. Im Juli 1946 wurden wir dann ausgewiesen.« (5)

Frau Margit M. aus Oberturz schildert ihre Notlage auf einem Transport mit Kindern:
»Als Erzieherin in einem Kinderheim (80 Buben) im Sudetenland (Liboch a. E.) erlebte ich das Kriegsende. Russen und Ausländer besetzten das Heim. Unsere Habe und alle Lebensmittel wurden uns gestohlen, so daß wir die Kinder eine Woche mit Traubenzucker ernährten. Wir waren von der Umwelt abgesperrt und den Russen hilflos ausgeliefert. Ich selbst wurde wiederholt vergewaltigt.
Mit großer Mühe erlangten wir die Fahrgenehmigung zur Heimfahrt. Unterwegs erging der Befehl, daß Deutsche keine Bahn benützen dürfen. Wir wurden buchstäblich aus dem Zug geworfen. In Böhmisch Trübau standen wir morgens früh um vier Uhr mit ungefähr 26 Kindern ohne Essen am Bahnhof. Ich fragte einen tschechischen Kommissar, ob wir mit der Bahn fahren dürften. Seine Gegenfrage lautete: »Wißt Ihr nicht, daß kein Deutscher mit der Bahn fahren darf? Ein jeder Deutscher müßte froh sein, wenn er tot vor unseren Füßen liegen könnte.« Bis Ostrau waren es noch 300 Kilometer. Wir baten ihn mit gefalteten Händen, er möge uns an einen Transport anschließen, denn mit diesen Kindern hielten wir einen Fußmarsch nicht aus. Darauf antwortete er, das Los solle die Entscheidung bringen. Wenn wir das längere Streichholz ziehen, dürfen wir fahren. Das Los entschied, daß wir fahren durften.
Wir wurden an einen russischen Transport angeschlossen. Nun waren wir der Willkür der Soldaten ausgesetzt, unsere armselige letzte Habe wurde durchsucht. In Olmütz wurden wir wieder aus dem Zug gewiesen. Ein endloser Weg von Amt zu Amt ebnete mühevoll unsere Weiterfahrt. An den einzelenen Heimatbahnhöfen haben wir die Kinder ihrem Schicksal überlassen müssen. Daheim angekommen, öffnete mir sogleich meine 65jährige Schwiegermutter. Das sofortige Öffnen hatte sie sich schon zur Angewohnheit gemacht, um ein gewaltsames Eindringen der Russen zu verhindern. Fünf Tage lang habe ich mich im Gestrüpp unseres Gartens verborgen, denn fast täglich kamen Russen, um nach jungen Frauen und Mädchen zu suchen. Dann mußte ich mich polizeilich melden und wurde als landwirtschaftliche Arbeiterin auf ein Gut geschickt. Ohne Bezahlung arbeitete ich mit 65 Leidensgenossinnen von morgens sechs Uhr bis spät in die Nacht bei einer Schnitte Brot und einem halben Liter Milch Tagesration.

Eines Tages kam auf unsere Arbeitstelle ein Lastwagen mit etwa 19 Russen, die uns mit ihren MP umzingelten. Wir ahnten das Unheil, denn schon hoben sie mit gewaltsamen Griff unsere zur Arbeit gesenkten Köpfe und musterten die Gesichter. Bald darauf schrieen im benachbarten Rapsfeld junge Mädchen, sie wurden geschlagen und vergewaltigt. Wir konnten nicht helfen und mußten warten, ob im nächsten Augenblick nicht wir an der Reihe sind. Wir waren Freiwild, schutzlos der Macht und den tierischen Menschen ausgeliefert.
Die Arbeiten auf dem Felde dauerten bis September. Der gesamte Besitz der Deutschen wurde enteignet, in unserem Hause mußten wir alles stehen und liegen lassen und in ein Zimmerchen von 2 x 3 Meter übersiedeln. Am 28. September wurde meine Schwiegermutter im Alter von 65 Jahren verhaftet, nur weil sie vermögend war. Als das Tor sich hinter ihr schloß, habe ich in ihr den letzten Menschen verloren, der zu mir gehörte.« (6)

Frau Eleonore G. (60 Jahre), aus Schmiedshau machte sich sogar zu Fuß auf den Weg nach Hause. Über den Empfang, der ihr dort zuteil wurde, schreibt sie: »Ich bewirtschaftete bis 1945 zusammen mit meinen Kindern mein landwirtschaftliches Anwesen und floh vor der nahenden Front im Jänner 1945 nach Söhle bei Neutitschein, kehrte aber im Mai 1945 von dort nach Schmiedshau zurück, wo ich nach etwa vier Tagen anstrengenden Fußmarsches am 9. Mai 1945 mit Ignaz Greschner ankam.
Im Dorfgrund empfing uns ein Partisanenposten von fünf Mann, die mich dann allein ins Dorf begleiteten. Nach Wegnahme meines Gepäcks ließen sie mir nur das Kleid am Leibe. Ich wurde zur Gemeindekanzlei gebracht, dann in einen Keller geführt, wo ich im Beisein von zwei Milizsoldaten (Partisanen) von einem dritten mit einem langen, starken Haselnußstock sehr schwer geprügelt wurde. Ich mußte dabei meine Oberkleider hochheben, so daß die schweren Schläge mich - dazu in befohlener gebückter Stellung - umso schmerzlicher am Gesäß, am Oberkörper und am Kopf trafen. Einer der Soldaten stand während dieser Mißhandlung mit entsichertem Gewehr vor mir und sagte, daß er mich sofort erschießt, falls ich dabei jammern sollte.
Ich brach zusammen, doch erraffte ich mich, als sie aufhörten, mich zu peinigen und lief wie irrsinnig auf die Straße. Ich konnte tagelang nicht recht denken, und als ich mich durch Dr. Beniac in Priwitz ärztlich untersuchen und behandeln ließ, wußte ich nicht einmal, daß es der Fronleichnamstag war. Noch heute spüre ich seit jener Zeit Schmerzen, die ich dieser Mißhandlung zuschreibe. Etwa drei Monate konnte ich kaum gehen. Nach einigen Tagen wurde ich in das Lager Nováky gebracht, wo schon etwa 200 Deutsche hausten.« (7)

Herr Johann W. aus Unterturz berichtet von dem Empfang, der ihm bei seiner Rückkehr in die Heimat bereitet wurde:
»Als sich die Front näherte, wurde meine Familie in den Böhmerwald evakuiert. Kurz vor dem Zusammenbruch kam auch ich dorthin. Am 28. Oktober 1945 mußten wir die Heimreise antreten.
Schon am Bahnhof in Turz wurden wir unter Schlägen aus dem Waggon gejagt und in der Schule eingesperrt. Alle Papiere, Geld und Wertsachen wurden uns abgenommen. Das Gepäck wurde von den Herren des Národný Výbor, Beseda und Hrmo, am Bahnhof durchsucht, und jeder Slowake konnte sich davon nehmen, was er wollte.
Am nächsten Tag wurden wir freigelassen und konnten in unser Haus ziehen, in dem aber Fenster und Türen fehlten, und das auch sonst ganz ausgeplündert war. Als Deutsche bekamen wir zwei volle Monate keine Zuteilung an Nahrungsmitteln. Um meine siebenköpfige Familie nicht verhungern zu lassen, mußten wir betteln gehen. Dabei wurde ich aber täglich zu schwerer Zwangsarbeit geholt. Nach zwei Monaten arbeitete ich im Wald. die Entlohnung reichte nicht aus, um die spärliche Zuteilung zu kaufen, wogegen slowakische Arbeiter bei der gleichen Leistung das Doppelte verdienten.
In diesem Elend erhofften wir uns durch die Ausweisung im Juni 1946 eine Verbesserung unserer Lage. Da wir in die Russische Zone kamen, war unser Los auch dort nichts als Hunger und Entbehrung.« (8)

Herr Josef F. aus Unterturz hat einen Empfang erlebt, wie ihn nur krankhafte Hirne ausdenken und in die Tat umsetzen können. Wie verroht und ohne jedes menschliche Gefühl der Pöbel war, zeigt, daß er fähig war, sich an der menschunwürdigen Behandlung und den Qualen der Opfer zu ergötzen. Er schreibt:
»Kurz vor Kriegsende gelang es mir noch zu meinen Eltern nach Gablonz (Sudetenland) zu kommen. Am 11. Juni 1945 erreichten wir nach Überwindung vieler Schwierigkeiten von Seiten des Národný výbor und der Bahnhofsbehörde die Genehmigung, die Heimfahrt in einem Viehwaggon anzutreten. Wir hatten uns mit vier Familien (zwei davon aus Krickerhau) zusammengeschlossen. Gegen sechs Uhr abends setzte sich der Wagen in Bewegung und rollte mit uns durchs Böhmerland, der Heimat entgegen, die nach monatelangem Fernsein unsere einzige Hoffnung war, von der wir aber auf das schmählichste empfangen werden sollten. Nichts ahnend und uns keinerlei Schuld bewußt, näherten wir uns bekannten Gefilden, trotz Spott und Hohn auf den Bahnhöfen, als man sich nach dem Grund unserer Reise erkundigt hatte. All das konnte uns den Mut nicht rauben, ging es doch der Heimat zu; dort wird alles wieder gut, dachte wohl jeder von uns.

Doch das Hohnlachen auf den Bahnhöfen sollte erst der Anfang dessen sein, was sich in wenigen Stunden nach der Einfahrt in Krickerhau ereignete. Hier angekommen, umdrängte uns sogleich eine Horde Uniformierte, Zivilisten, Männer, Frauen und Kinder. Erst später konnten wir erfahren, daß dieses Schauspiel von einigen gewissenlosen Menschen, die uns in Nováky noch zu trösten und von der Harmlosigkeit unserer Lage zu überzeugen suchten, bewußt geplant und telefonisch vorbereitet worden war.
Vier uniformierte Männer kamen sofort in unseren Wagen, durchstöberten unsere Sachen, und es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, sie warfen Frauen und Kinder mit solcher Wucht hinaus, daß es längere Zeit bedurfte, bis diese sich wieder aufgerafft hatten. Selbst an einem vierjährigen, kranken Kind vergriff man sich und schleuderte es in grausamster Weise nach draußen. Ob die hilfsbereite Mutter es im letzten Augenblick aufgefangen, oder ob hier höhere Kräfte eingegriffen haben, weiß ich heute nicht mehr - jedenfalls ist es ohne irgendwelche Verletzungen davon gekommen. Dann mußte der Wagen geräumt werden. Trotz der schweren Kisten geschah alles mit solcher Leichtigkeit und Behendheit, als ob man es mit Streichholzschachteln zu tun gehabt hätte. Selbst Frauen und Kinder hatten in ihren Muskeln noch nie soviel Kraft verspürt, wie in diesem Augenblick. Inzwischen war die gaffende und schreiende Menge Schaulustiger noch größer geworden.
Nachdem der Waggon leer war, sollte das Gepäck zum Gebäude des Národný výbor gebracht werden. Man hatte auch bald ein Mittel gefunden, dies auf schnellstem Wege zu tun. Etwa zehn bewaffnete Männer führten meinen Onkel, meinen Vater und mich in den Ort Krickerhau, um dort einen Heuwagen ausfindig zu machen. Es hat sich dann auch jemand gefunden, der seinen Wagen zur Verfügung stellte - allerdings ohne Gespann. Unsere Begleiter meinten, daß drei Kerle doch wohl zwei Pferde ersetzen könnten und spannten meinen Onkel und mich vor den Wagen. Vater mußte schieben. Zwei Männer mit dicken Peitschen trieben uns an, einer beaufsichtigte den Vater, alle übrigen stürzten sich auf das Gefährt. Wie wir den auf einer Anhöhe liegenden Bahnhof erreicht haben, weiß ich nicht mehr. Ich habe jedoch in Erinnerung, daß es im Galopp geschehen mußte. Die Peitschenhiebe, die auf meinen Rücken und mein Gesicht niedersausten, mögen es wohl bewirkt haben, daß ich mich an den Kreuzweg des Herrn erinnerte. Ich fühlte mich gestärkt und aufgemuntert, das Kreuz weiterzutragen, das der Heiland mir auferlegte. Am Bahnhof stand weinend meine Mutter. Man holte für uns einen Eimer Wasser herbei, aus der nächstgelegenen Scheune wurde ein Büschel Heu gebracht und schon erschallte es aus der Menschenmenge: »Freßt Ihr Schwaben!« Allgemeine Belustigung bemächtigte sich der schauhungrigen Bevölkerung. Ich sah mich unwillkürlich um zweitausend Jahre zurückversetzt, als das

römische Volk in seinem Übermut in ähnlicher Weise nach Spielen verlangt hat und sie ihm auch gewährt wurden. Den mit unserer Habe beladenen Wagen zogen wir, gefolgt von der Menschenmenge zum Národný výbor. Dort wurden wir unter Schlägen verhört und in einen Keller gebracht.
Aus einem Schlaf der Erschöpfung weckte uns ein Posten, der uns mitteilte, daß wir zur Weiterfahrt nach Unterturz entlassen seien. Dort jedoch erlebten wir nichts als Enttäuschungen. Ein Posten verwies uns zur Gendarmeriestation. Dortselbst wurden unsere Sachen der Durchstöberung preisgegeben. Unter Verabreichung von Ohrfeigen wurden wir verhört und mußten Zwangsarbeiten verrichten. Frauen und Kinder haben bis spät in den Herbst hinein, bzw. bis zur Aussiedlung diese Arbeiten fortgesetzt, nachdem die Männer nach St. Martin in das Gefängnis gebracht worden waren, um anschließend in Arbeitslagern bei Hungerrationen Zwangsarbeiten zu verrichten.« (9)

Hunger und Todesangst

Der Bericht von Herrn Josef O. aus Kuneschhau schildert das ganze Elend, das diese Gruppe geballt auf der Heimfahrt getroffen hat. War schon die Reise von fast zwei Monaten voll Jammer und Not, so war der Empfang daheim auch nicht erfreulicher. Hier zeigt sich, wer unter Umständen sich zu Herren aufgeschwungen hat, die nach eigenem Gutdünken mit den Menschen nach Belieben verfahren konnten. Er beschreibt zunächst, wie er nach einem Bombenangriff auf Pilsen, sich auf den Weg gemacht hat, seine Familie zu suchen. Nach tagelangem, mühevollem Fußmarsch gelangte er nach Frauenreuth bei Tachau, wohin mehrere Kuneschhauer evakuiert worden waren.
Dann schreibt er weiter: »Natürlich war die Freude groß, als wir bei den Familien angekommen waren. Ich pflegte meine Füße zwei Tage, dann mußte ich auch etwas verdienen und suchte bei einem größeren Bauer eine Beschäftigung. Hier arbeitete ich einige Tage, bis gegen Ende Mai der Befehl kam, daß wir nach Hause müßten. Sie brachten uns mit Bussen nach Pilsen und haben uns dort in offene Waggons verladen, um uns nach Hause zu bringen. Aber es kam anders. Als der Zug fuhr, sahen wir, daß die Fahrt nicht in die Slowakei ging, sondern nach Westen. Spät abends erreichten wir Plan.
Kaum war der Zug abgefahren, hat es angefangen zu regnen und regnete, was nur herunterkommen konnte, so daß wir im Waggon geschwommen sind. In Plan sind wir die ganze Nacht gestanden und durften die Wagen nicht verlassen, nicht einmal, um die menschlichen Bedürfnisse zu verrichten, denn der Zug war von tschechischen Soldaten streng bewacht.

Am Morgen kamen gegen acht Uhr amerikanische Offiziere und besichtigten den Transport. Unter uns befand sich ein Ehepaar, das gut englisch konnte und ihnen berichtete, daß wir Deutsche aus der Slowakei sind, die zurück in ihre Heimat wollten. Nach diesem Gespräch haben die Amerikaner alle aussteigen und das Gepäck ausladen lassen. Dann haben sie Omnibusse zur Verfügung gestellt und uns wieder nach Pilsen gebracht. Diesmal sind wir um die Mittagszeit zu einem Barackenlager gekommen. Wir wurden auf dem Vorplatz ausgeladen und verbrachten den ganzen Tag im Freien. Am Abend, gegen 18 Uhr hieß es, man könnte die Kinder in einer Baracke schlafen legen. Aber nach drei Stunden kam der Befehl, daß wir uns zu viert aufstellen müssen. Leute, die ihre Kinder zum Schlafen gelegt hatten, rannten, sie zu holen, rissen sie aus dem Schlaf und reihten sich ein. In der Zwischenzeit hatten Wachposten andere Leute, die noch gute Schuhe anhatten, in eine Baracke gezerrt, wo sie ihre Schuhe ausziehen mußten und dafür zerrissene oder auch gar keine bekamen. Etwa um 22 Uhr mußten wir abmarschieren und unser Hab und Gut liegen lassen. Wir waren gegen tausend Menschen, Männer, Frauen und Kinder, sowie alte Leute. Man führte uns durch die Stadt, hat uns um Mitternacht eine Rast von zehn Minuten gestattet, weil die Kinder so erschöpft waren. Während der Rast durfte kein Wort gesprochen werden, und wir dachten schon, daß man uns da liquidieren werde. Aber es ging weiter bis in die Nähe des Flughafens, wo sich ein Barackenlager befand, in dem ich schon gewesen war, als ich mit dem Evakuierungszug eingetroffen war. Neben dem Lager befand sich ein Frauen-KZ, in dem man jüdische Frauen gefangen gehalten hatte, und neben dem KZ war eine Mulde, in die wir nun hineingezwängt wurden. Hier waren wir um zwei Uhr nachts angekommen.
Wir mußten uns mit den Gesichtern gegen das KZ wenden, ganz dicht zusammenrücken und niederknien. Wir haben uns selbst das letzte Geleit gegeben. Während des Knien beobachteten wir, obwohl es dunkel war, wie man hinter uns etwa 30 Meter entfernt, schwere Maschinengewehre aufgestellt hat. Dann wurden wir eingenebelt, so daß wir keinen halben Meter weit sehen konnten.
In diesem Augenblick hörten wir das Brummen von Autos und Rufe. Es waren Amerikaner, die uns vor dem sicheren Tode gerettet haben. Die Tschechen mußten die Maschinengewehre abbauen und damit verschwinden. Aber die Wache blieb trotzdem bei uns, und wir mußten dort hocken bis es Tag geworden war. Dann kamen tschechische Offiziere, die Männer mußten sich aufstellen und die Ausweispapiere vorweisen. Wehe dem, der deutsche Papiere hatte, ihm wurden die Zähne eingeschlagen. Mir ist nichts geschehen, weil ich eine slowakische Geburtsurkunde hatte, ausgestellt von der Krankenkasse in St. Martin, als ich 1943 in Krickerhau gearbeitet habe.

Nach dieser Behandlung hat man uns zum Flughafen geführt und dort in Lagerhallen untergebracht. Am nächsten Tage konnten wir mit Bussen unser Gepäck abholen. In den Hallen herrschte ein Chaos. Einige Leute hatten etwas zum Essen, andere waren dem Verhungern nahe. Da hat man eine Razzia gemacht, alle Lebensmittel abgenommen und eine Küche eingerichtet, so daß jeder wenigstens einmal am Tage eine Suppe bekommen konnte.
So ging es etwa drei Wochen. Dann kamen drei amerikanische Offiziere, besichtigten alles und sprachen mit den Leuten, vor allem mit dem Ehepaar, das englisch konnte und darauf hinwies, daß wir am Verhungern sind und so schnell wie möglich in die Heimat wollten.
Eine Stunde, nachdem die Offiziere gegangen waren, kam eine Küche von den Amerikanern, die uns in der Folgezeit ausreichend mit Essen versorgte, bis wir wieder in Waggons verladen wurden. Nun ging es in Richtung Slowakei. Im Prager Bahnhof hatten wir einen halben Tag Aufenthalt, da kamen wieder tschechische Soldaten, machten Razzia und nahmen den Leuten sehr viel weg. Vor den Waggons haben sie Decken ausgebreitet und alles darauf geschmissen, was ihnen gepaßt hat. Wenn der Haufen groß genug war, haben ihn vier Mann weggetragen. Gegen Abend wurden wir an einen russischen Soldatentransport angehängt, der uns bis Kuty brachte. Dort blieben wir wieder zwei Tage liegen und fuhren dann endlich weiter bis Becany, wo wir ausgeladen wurden, weil die Brücken über die Waag gesprengt waren. Die behelfsmäßige Holzbrücke durften nur kleine Fuhrwerke befahren. Meine und andere Familien hat ein Zigeuner, der einen Esel hatte, nach Hlohovec hinübergebracht. Da waren wir mehrere Familien aus Kuneschhau. Einige hatten slowakisches Geld, konnten einen Waggon bestellen und sind schon am zweiten Tag nach Krickerhau abgefahren. Zurück blieben noch fünf Familien, die kein Geld hatten. So blieb uns nichts übrig, als einen Jahrmarkt zu veranstalten, denn slowakische Frauen hatten sich bereits erkundigt, ob wir nichts zu verkaufen hätten. Wir waren dazu gezwungen, um zu dem Geld für den Waggon zu kommen, der 3000 Kronen gekostet hat. (11) Am Abend konnten wir in einen offenen Wagen einladen, der uns über Neutra und Priwitz nach Krickerhau brachte. Unser Wagen fuhr gleich hinter der Lokomotive, die mit Kohlenstaub beheizt wurde. Beim Nachlegen ist jedesmal ein glühender Funkenregen auf uns gefallen, so daß wir zu brennen angefangen haben. Auf unser Geschrei hin haben uns dann die Lokführer mit Wasser bespritzt. So ging es mehrmals in der Nacht. Endlich sind wir gegen sieben Uhr in Krikkerhau angekommen, auf ein Abstellgleis geschoben und von den Kuneschhauer Partisanen, die uns hier schon erwartet haben, gefragt worden, ob unser Paradies bereits vorbei ist. Auf dem Bahnhof trafen wir auch die Leute, die drei Tage vor uns weggefahren waren.

Die Partisanen, es war der Bubanaz und der Sohn vom Hirtenmatthias beim Poisch, der noch ein halbes Kind war, haben sofort den Heidukenpal und den Schnürerstefan vom Kospahäusl geschnappt, der Junge wollte auch mich verhaften, aber der Bubanaz hat es nicht zugelassen.
Wir haben alles abgeladen und uns auf den Weg nach Kuneschhau gemacht. Weil wir nur das mitnehmen durften, was wir tragen konnten, haben wir die übrige Habe in das Bahnhofsmagazin eingestellt. Wir sind gegen 14 Uhr losgegangen und als wir am »Zigeunerbrünnlein« ankamen, war es schon dunkel. Dort haben wir dann übernachtet, sind am anderen Morgen über den »Ziegenrücken« gegangen und haben die Ställe auf den hinteren Äckern erreicht. Dort haben wir uns verteilt und zwei Nächte zugebracht, denn wir trauten uns nicht, sofort in das Dorf zu gehen und wollten erst sehen, was dort los war.
Plötzlich kam ein Mann, namens Franz Rückschloß mit einem bewaffneten Zigeuner zu unserer Unterkunft und sagte, ihm wäre ein Koffer gestohlen worden, den wolle er hier suchen. Der Zigeuner hatte Feldwache, ließ uns aufstellen, und Franz mußte uns von Kopf bis Fuß auf Waffen untersuchen. Er hat keine gefunden, ließ alles zusammenpacken und nahm uns und die aus den anderen Ställen mit ins Dorf. Das war am 17. Juli 1945. Wir sind beim Tschesch hineingekommen, bei der Matthiasch-Kapelle kamen die Kuneschhauer Partisanen entgegen, bewaffnet mit Sensen und Heurechen und wollten uns nach Neuhau ins Lager fortjagen, denn wir hätten in Kuneschhau kein Recht mehr.
Der Zigeuner aber hatte einen anderen, der hinzu gekommen war, zum Bindertisl geschickt, wo der Zigeunerrichter wohnte. Der kam gleich ohne Jacke gesprungen, schimpfte die Partisanen aus und sagte zu ihnen, daß sie hier nichts verloren hatten und nach Handlová gehen sollten, wo sie hingehörten. Er erklärte, daß so lange er in Kuneschhau Richter wäre, gemacht werde, was er sage - und diese Leute bleiben hier.
Zunächst wurden wir in das Gemeindehaus eingewiesen, aber schon nach zwei Stunden kam der Befehl, im Hof des Richters anzutreten. Dort wurden wir nach Militärsachen durchsucht, und Bubanaz, der auch schon da war, hat mir das letzte Paar Unterhosen weggenommen und behauptet, daß das Militärsachen wären. Meine Erklärung, daß das nicht stimmt, hat nichts geholfen.
Nach der Untersuchung wurden wir in die Häuser verteilt. Ich kam mit vier Familien neben die Kirche. Hier wohnten wir 19 Personen. Im Wohnzimmer, das wir ausgeputzt haben, schliefen alle auf dem Fußboden. Nach einigen Tagen fand ich eine Bettlade und stellte sie in einer Ecke auf. Wir lebten ohne Lebensmittel, nur von alten, halbverfaulten Kartoffeln, die wir in den Kellern

fanden und von Brennesseln ohne Salz und Schmalz. So mußten wir uns lange Zeit am Leben erhalten. Im Hofe der Pfarrei waren vom vorigen Herbst Weizenhalme aufgegangen, die haben wir uns heimlich geholt, den Weizen haben wir mit der Mohnmühle gemahlen, so daß wir uns bis zum 10. Oktober durchbringen konnten. Da haben wir folgende Zuteilung bekommen: 1 kg Mehl, 1 kg Zucker und pro Kopf 100 g Schmalz. Das war alles. Wir hätten vielleicht nicht einmal das erhalten, wenn nicht jemand bei der Polizei in Kremnitz nachgefragt hätte, warum es für uns keine Lebensmittel gibt. Da ist es herausgekommen, daß die Partisanen für alle Nahrungsmittel bekommen, sie aber selbst gefressen haben.
Anfang August mußten alle Männer und Zigeuner im Janova Tunnel, der gesprengt war, arbeiten. Um drei Uhr mußte ich weggehen, damit ich um sechs Uhr anfangen konnte. Die Arbeit dauerte bis 16 Uhr. Meine Frau hat von zwei Uhr an auf dem Herd aus den Weizenkörnern, die wir auf der Mohnmühle gemahlen haben, Flecken gebacken. Weil wir kein Licht hatten, habe ich aus Fichtenholz Späne geschnitzt, meine Frau hat einen angezündet und das andere Ende in den Mund gesteckt, um die Hände frei zu haben. So ging es den ganzen August. Am Anfang sind die Zigeuner mitgekommen, aber bei der Arbeit haben sie sich versteckt, so daß man sie später davongejagt hat. Wir haben etwas Mehl, Brot und Zigaretten bekommen, und Anfang September hat man uns entlassen, weil die Arbeit beendet war. Für die Arbeit hat man uns auch bezahlt. Nach der Entlassung haben wir uns zu viert zusammengetan und im Staatswald gearbeitet, im Bereich Glaserhau. Da wir im Monat über 2000 Kronen verdient haben, ist es uns schon besser gegangen. Noch im Juli habe ich meine letzte Jacke einem Zigeuner für 500 Kronen verkauft, damit ich für die Kinder ein Brot erstehen konnte, das damals bei den Zigeunern 30 Kr. pro Kilo gekostet hat.
Im Wald arbeiteten wir von September 1945 bis August 1946. Im August 1945 war ich einmal im Laden beim Wollner, um mir ein dl Geist zu kaufen. Dabei habe ich gesehen, wie der Bubanaz zwei große Waschschüsseln voll mit Schmalz zu sich hinübergetragen hat, denn er wohnte gegenüber von Wollner. Und uns hat man keine Zuteilung gegeben. Im November 1945 haben die Leute um die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft einreichen können, was pro Person 85 Kronen gekostet hat. Einen Monat später haben wir die Ablehnung erhalten, die weder von einem Amtsmann unterschrieben noch mit einem Siegel versehen war. Aber 510 Kronen mußte ich zahlen, das Geld haben die Partisanen behalten und versoffen.
Am 2. September 1946 wurden wir in Johannesberg in offene Güterwagen verladen und nach Nováky gebracht, von wo wir am 10. Oktober 1946 ausgesiedelt worden sind.« (11)

Erläuterungen und Quellenangaben

1) Dokumente der Vertreibung der Deutschen, s. 172, 2) Unser-Hauerland-Archiv, Bensberg, (weiterhin UHA), 3) UHA, 4) UHA, 5) UHA, 6) Bundesarchiv Koblenz, Ost-Dok. 2/382, S. 763, 7) UHA; 8) UHA, 9) UHA, 10) UHA, 11) In dieser Gegend hatte es keine Partisanen gegeben und folglich auch keinen aufgeputschten Pöbel. Die Slowaken verhielten sich menschlich. Sie nützten die Notlage der Deutschen nicht aus, sie plünderten nicht und raubten nicht - sie kauften.

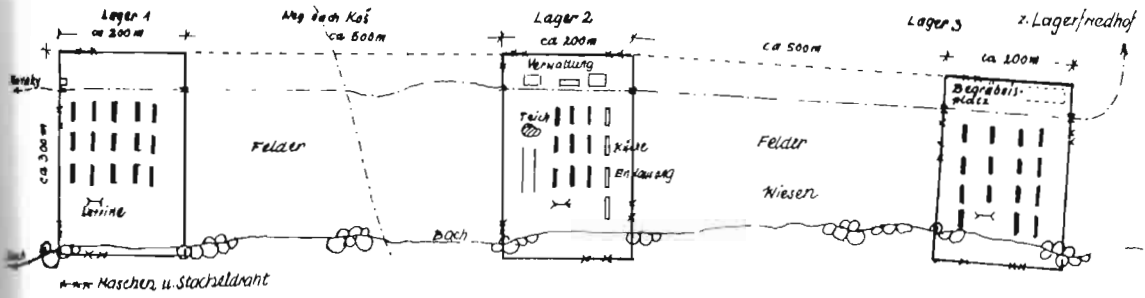
13. Konzentrierung in Lagern

Als am 9. Mai 1945 die Glocken in ganz Europa den Frieden einläuteten, begann für die mißbrauchten Volksdeutschen (1) in der Slowakei erst der eigentliche Leidensweg. Für eine kollektive Schuld, die allen Deutschen unterstellt wurde, sollte kollektiv gebüßt werden. Doch die Volksdeutschen allgemein traf es im Übermaß. Nur sie befanden sich in einer haßerfüllten Umwelt, deren Ursachen sie nicht beeinflussen konnten und die nun mit dem Verfall ihres Besitzes, dem Verlust ihrer Heimat und für viele am schlimmsten mit unmenschlicher Erniedrigung stellvertretend büßen mußten.
Schon im »Kaschauer Programm« (2) wurden Maßnahmen gegen Deutsche im Bereich der wiedererstandenen Tschechoslowakei (ČSR) regierungsamtlich deutlich. Die folgende, sich verschärfende Politik gegen Deutsche in allen Landesteilen, führte auch in der Slowakei zur Konzentrierung der heimkehrenden oder ortsverbliebenen Deutschen in schon bestehenden oder improvisierten Lagern. Nur wenigen blieb dieses schwere Los erspart, entweder weil sie aktive Helfer bei der Wiedererrichtung der ČSR waren, zumindest Sympathie für diese Entwicklung gezeigt hatten, oder weil sie einflußreiche Fürsprecher bei den neuen Machthabern hatten.
Auf dem Boden der Slowakei gab es einige Lager die noch aus der Zeit der ersten ČSR herrührten oder in der Zeit der Slowakischen Republik errichtet wurden, darunter auch Arbeitslager für Juden in Sered und Nováky. Die noch bestehenden Lager wurden 1945 mit Volksdeutschen gefüllt. Diese galten als vogelfrei, ein jeder konnte sich ungestraft an ihnen vergehen. Hier sollten sie büßen, bis ihre Zeit gekommen war, die Zeit der Abschiebung als Bettler. Eines der berüchtigsten Gebietslager war das in Nováky, in dem hauptsächlich die Hauerländer zusammengepfercht wurden, das aber auch zur Leidensstätte für zahlreiche Preßburger und Zipser wurde. Es war zugleich das größte auf dem Boden der Slowakei. Ähnliche Gebietslager waren in Engerau, St. Georgen, Kuhheide, Limbach, sowie die Partronenfabrik, alle fünf im Preßburger Raum. Kleinere Lager gab es in Topolčany, Neutra (Nitra), in Sillein (Žilina) und ein Männerlager am Orava-Stauwerk. In der Zips litten Volksdeutsche in den Lagern in Käsmark (Spinnerei), in Deutschendorf und in Matzdorf. Eine Vielzahl kleinerer, örtlicher Zwangslager in den ehemals deutschen Gemeinden nahm in der ersten Zeit den »Überschuß« auf. Im Hauerland gab es solche Lager in Deutsch Proben und in Krickerhau, dort allein fünf in Schulen und Baracken.
Überörtliche Bedeutung als Lager hatte Neuhau, wo der ganze Ort zur Lagerzone erklärt und bewacht wurde und Johannesberg, wo zunächst die

Schule als Lager verwendet wurde, später aber auch andere Gebäude im Ort zur Internierung der Heimkehrer, wie in Neuhau, dienten. Die staatsrechtliche Grundlage für die Ächtung der deutschen Bürger bildeten die verschiedenen Dekrete des amtierenden Staatspräsidenten Beneš. Das erste vom 19. Mai 1945 befaßt sich mit den Vermögenswerten der Deutschen, ein zweites mit der Bestrafung der »Verräter und Helfershelfer«, und ein weiteres vom 19. September 1945 regelt die Zwangsarbeit für Deutsche. (3) Zuständig für die Durchführung der gesetzlichen Rahmenbestimmungen war in der Slowakei das Innenministerium in Preßburg. Referent für die Lager mit Volksdeutschen war ein gewisser Skarba. Er war in starkem Maße mitverantwortlich für die unmenschlichen Zustände, Quälereien und Korruption in den Lagern. Ironie des Schicksals: Er stammt aus der Hauerlandgemeinde Paulisch, hatte einen deutschen Vater und eine slowakische Mutter. (4) Er war auch mehrere Male in Nováky. Es machte ihm offenbar nichts aus, sich an der Vertreibung seiner engen Verwandten zu beteiligen.
Der Haß auf alles Deutsche war sowohl gebietsmäßig, als auch zeitlich abgestuft. Er war bei Kriegsende am stärksten, um dann allmählich abzuflauen. Es gab außerdem Unterschiede bei Slowaken und Tschechen. Letztere waren mehrheitlich stark fanatisiert, obzwar sie wenig zum Sieg über das Dritte Reich beigetragen und den Krieg leidlich gut überstanden hatten. Die Slowaken behielten weit mehr ihr natürliches Gefühl für Recht und Unrecht. In der Slowakei waren nur kleinere Gruppen radikalisierter Deutschenhasser, die sich in den Vordergrund drängten, wie auch die mehrheitlich kommunistisch gesinnten Partisanen. Sie beeinflußten 1945 stark das öffentliche Leben und niemand wagte, ihnen entgegenzutreten. Sie standen den Tschechen in nichts nach, besonders wenn es ums Beutemachen ging. Zu dieser Kategorie gehörte der größte Teil der Lagerwachmannschaften. Niemand zog sie für ihre Schandtaten zur Verantwortung.
Ein Großteil der im Machtgebiet der ČSR verbliebenen Hauerländer ist im Lager Nováky konzentriert worden. Viele Hunderte fanden dort innerhalb kurzer Zeit ihr Grab. Ihrem Gedenken und den dort Geschundenen ist die nachfolgende Dokumentation über die Geschichte des Lagers gewidmet.

Entstehung und Verwendung des Lagers Nováky

Kurz bevor im oberen Neutratal der Bereich der ehemaligen deutschen Siedlungen beginnt, liegt das Industriestädtchen Nováky. Die Militärs der ersten Tschechoslowakei hatten die sanften Hänge nordöstlich des Ortes als geeignet für ein großes Munitionslager befunden.



Grundriß des Lagers

nach dem Gedächtnis gez. von K. Hanesch 1984

Mit dem Bau wurde 1931 begonnen. Die ersten Baracken entstanden für die zahlreichen Arbeiter der umfangreichen Anlage. Die Gleisanlagen stammten aus jener Zeit.

Jahre später sind andere Militärs zuständig geworden. Nach Auflösung des ČSR-Staatsverbandes wird das zentrale Munitionslager ein zäher Verhandlungspunkt zum deutsch-slowakischen Schutzvertrag. Schweren Herzens teilen die Slowaken mit dem Deutschen Reich und verlagern ihren Anteil in die Ostslowakei. Das freigewordene Gelände hätte nunmehr humaneren Zwecken dienen können. Aber in ganz Europa setzt die Zeit der Lager ein. Zwangslager für Menschen.

Die seit 1939 unter dem Schutz des Deutschen Reiches selbstständig gewordene Slowakei war Heimat von etwa 90.000 Juden. Ihre Ausschaltung aus den öffentlichen Ämtern und einflußreichen Stellen der Wirtschaft setzte alsbald auch hier ein.

Zur Unterbringung der auf solcher Art arbeitslos gewordenen Menschen wurden im Lande Lager eingerichtet, die unter Aufsicht und Verwaltung der Hlinkagarden (5) standen. Zunächst waren es Sammellager für die Abschiebung der Juden aus der Slowakei, bis es ruchbar wurde, welchem schrecklichen Schicksal sie damit ausgeliefert wurden und die Regierung die Transporte einstellte. Danach wurden es Arbeitslager, in denen Juden an Handarbeit herangeführt werden sollten, um sie auf dieser Basis wieder in die Wirtschaft der Slowakei einzufügen. Eines der ersten dieser Lager entstand auf dem brachliegenden Armeegelände bei Nováky. Der damalige slowaksiche Innenminister Mach hatte das Gelände selbst in Augenschein genommen und als geeignet befunden.

Das Gelände liegt rund fünf Kilometer von der Ortsmitte Novákys entfernt aber bereits zum Gemeindegebiet des Dorfes Kosch (Koš) gehörend. Im Herbst 1941 wurde mit dem Ausbau des ehemaligen Munitonslagers begonnen und im darauffolgendem Frühjahr war ein größerer Teil schon belegt.

Das Judenlager Nováky

Der Lagerbereich war mit einem 2,5 Meter hohen Maschen-Stacheldrahtzaun eingefriedet und umfaßte 2,27 Quardratkilometer. Das etwas ansteigende Gelände war in drei von einander geschiedene Teile, dem oberen, dem mittleren und dem unteren Lagerkomplex aufgeteilt. Die 24 Wohn- und 29 Wirtschaftsgebäude waren große Holzbaracken, die teilweise unterkellert waren. Auf dem verfügbaren Gelände sollten im Endausbau bis zu 4.000 Insassen in Verwahrung gehalten werden. Soziale und kulturelle Einrichtungen wurden nach und nach ausgebaut.
Jeder der drei Teile verfügte über eine Krankenstube. Darüber hinaus war im mittleren Teil ein provisorisches Krankenhaus mit 17 Betten, vier Ärzten, einem Zahntechniker und etlichem Krankenpflegepersonal eingerichtet worden. Kleinkinder wurden in Tagesheimstätten versorgt. Um die Schulkinder bemühten sich vier Lehrer (1943 gab es 129 Schüler). Für Lesestoff sorgte die Lagerbücherei. Für den Gottesdienst waren besondere Räume vorgesehen, auch für die etwa 15 Prozent Christen jüdischer Abstammung. Pflegebedürftige Alte wurden in ein Altersheim außerhalb des Lagers verlegt. (6)
An hygienischen Einrichtungen gab es Waschräume mit Wannenbädern und schließlich auch ein Schwimmbad. Sportplätze wurden nach und nach in Gemeinschaftsarbeit eingerichtet.
Die Verpflegung, die stets knapp gehalten wurde, erfolgte zunächst aus Feldküchen, danach trat an ihre Stelle eine Großküche. Arbeitspflicht bestand vom 16. bis zum 60. Lebensjahr. Die Arbeitszeit war für Männer mit 55 Stunden, für Frauen mit 48, später mit 42 Stunden vorgeschrieben. Gearbeitet wurde in gut eingerichteten Werkstätten. Am umfangreichsten war die Näherei mit über 1.000 Nähmaschinen. Weiter gab es eine Kartonagenherstellung, eine Teppichweberei und verschiedene kleinere Werkstätten.
Zur Zeit der höchsten Belegung im Frühjahr 1944 wurden im Lager rund 1.600 Personen festgehalten. Familien lebten in einem eigenen Zimmer, Alleinstehende in Gemeinschaftsräumen. Zu dem Areal gehörten noch 15 Hektar Boden, der gärtnerisch für die eigene Versorgung genutzt wurde.
Die innere Verwaltung oblag einem Rat, zusammengesetzt aus Lagerinsassen, der im vorgegebenen Rahmen für soziale, kulturelle und wirtschaftliche Belange zuständig war, als auch für die Ordnung im Lager selbst. Für die Bewachung des Lagers sorgte ein Trupp Hlinkagardisten. Tätliche Mißhandlungen der Eingesperrten erfolgten von keiner Seite. Kontakte mit der Bevölkerung waren verboten. Aus wichtigen persönlichen Anlässen konnte Urlaub auf Ehrenwort gewährt werden, Schulkindern wurde während der Ferien erlaubt, zu noch freien Verwandten zu gehen. Das wurde besonders zu der

nicht weiten Bezirksstadt Priwitz (Prievidza) hin genutzt. Auch Kontakte mit der Bevölkerung am Lagerzaun, selbst geschäftlicher Art, konnten die Wachen nicht ganz unterbinden.
Große Hilfe materieller Art erfuhren die Insassen durch ausländische Organisationen, die durch das Internationale Rote Kreuz vermittelt wurden.
Über all diesen, verglichen mit den späteren Zuständen bei der Konzentrierung der Volksdeutschen, erträglichen Verhältnissen, darf nicht vergessen werden, daß die ihrer Freiheit beraubten Juden in ständiger Angst lebten, doch noch in die reichsdeutschen Vernichtungslager geschickt zu werden. Flucht und Fluchtversuche aus dem Lager sind daher nur verständlich.
1944 entstanden schon früh Kontakte mit den sich formierenden Partisanengruppen. Lange vor dem 29. August 1944, dem Tag der erklärten offenen Terror- und Mordanschlägen wurde umfangreiches Waffenmaterial in das Lager eingeschleust. Ein Preßburger katholischer Geistlicher war bei der Waffenbeschaffung behilflich. (7) Die von 18 auf 27 erhöhte Zahl der Lagerbewachung und ihre Ausstattung mit leichten Maschinengewehren und Handgranaten halfen nichts mehr.
Am 29. August 1944 erfolgte ein Massenausbruch wehrfähiger Insassen. Tagsdarauf kreisten Partisanen das Lager ein und zwangen die Bewacher zur Freigabe der Internierten. Von diesen schloß sich ein weiterer Teil, darunter auch Frauen, den Partisanen an. Das Lager Nováky hatte an diesem Tage seine Funktion als Judenlager verloren.
Wie auch aus slowakischen Publikationen hervorgeht, haben sich Gruppen aus diesem Lager an den einsetzenden Terrormaßnahmen gegen die Volksdeutschen im nahen Hauerland beteiligt. Hingegen stand die Errichtung oder Bewachung von Judenlagern in der Slowakei in keinem Zusammenhang mit Volksdeutschen dieses Landes.
Mit dem Auszug am 30. August setzte das große Ausschlachten des Lagers ein. Die Partisanen begannen sofort mit dem Abtransport der Waren aus den Werkstätten. Die Bevölkerung der Umgebung holte sich den Rest. Für die Verwertung der Baracken blieb ihnen keine Zeit, denn die Räumlichkeiten wurden nun Schauplatz von Brutalitäten an Menschen, wie man sie bislang auf dem Boden der Slowakei nicht kannte.
Die Opfer waren Slowaken, die zu ihrer rechtmäßigen Regierung standen und Deutsche aus den weiter nördlich liegenden deutschen Gemeinden, die irgendwie beruflich oder funktionsmäßig aus der Allgemeinheit herausragten.
Es wird wohl auch niemanden verwundern, wenn die offizielle slowakische Berichterstattung die Geschichte des Lagers Nováky mit dem 30. August 1944 als beendet erklärt und das folgende Geschehen verschweigt.

Die Funktion des Lagers in der Aufstandszeit

Als den Freiwilligen aus dem befreiten Judenlager ihre Aufgaben im Aufstandsgeschehen zugeteilt wurden, erhielt eine Gruppe von 60 Personen den Auftrag in das Lager zurückzugehen und nunmehr als Lagerwache zu fungieren. Es dauerte auch nicht lange, bis sich Keller und Baracken mit Opfern gefüllt hatten. Aus dem ganzen Neutratal wurden mißliebige Bürger, Volksdeutsche, mehr noch Slowaken, die aus ihrem Bekenntnis zum rechtmäßigen Staat keinen Hehl gemacht hatten, oder Opfer persönlicher Abrechnung wurden, hierher gebracht.

Der »Haftvollzug« fand jetzt auf einer ganz anderen Ebene statt. Hunger, Durst und vor allem Schläge waren nun seine Mittel. Für »schwere« Fälle diente das Lager nur als Durchgangsstation. Sie wurden weitergereicht, beispielsweise an das Marterzentrum in Sklabina. Ein solcher Fall war der ehemalige Bürgermeister von Krickerhau, Paul Herzog, der mit anderen Krikkerhauern hierhergebracht wurde. Ebenso waren die Todeskandidaten von Deutsch-Proben hier, bevor sie bei Neusohl (Banská Bystrica) ihr grausiges Ende fanden.

Ein minder schwerer Fall war offenbar Benedikt Z., aus Deutsch-Proben. In seinem Bericht schildert er, wie er dorthin kam und daß ihm sein Einflieferer Hoffnung machte, bald nach Beruhigung der Lage, wieder freizukommen. Seine Zellengenossen waren dieserhalb voller Zweifel. »Hier kommen wir kaum noch lebend heraus«, war ihre Meinung. Weiter berichtet er: (8)

»Vor unserem Raum stand ständig eine Wache herum. Sie schimpften und fluchten über uns Schweine. Waschen konnten wir uns die ganze Zeit über nicht. Gemartert haben sie uns nicht, nur zu essen gab es sehr wenig. An den meisten Tagen bekamen wir morgens nur schwarzen Kaffee, ohne Brot, sonst den ganzen Tag nichts. Für einen hohen Preis verkauften Wachen auch Brot. Als der Hunger zu groß war, faßte ich mir ein Herz und bat mit dem Lagerkommandanten sprechen zu dürfen. Ich sagte ihm, daß wir doch unseres Wissens nicht zum Tode verurteilt seien, warum man uns also langsam verhungern ließe? Tatsächlich bekamen wir an diesem Tage ein gutes Abendessen, aber an den folgenden Tagen ging das Hungern in gewohnter Weise weiter.«

Der Berichter konnte auch erfahren, daß etwa 300 Gefangene im Lager waren. Über das Ende seiner Haft heißt es weiter: »Um die Mittagszeit explodierten zwei Kanonengeschosse in der Nähe des Lagers. Die Front war da. Von unseren Fensterchen aus sahen wir, wie Partisanen in wilder Flucht das Lager verließen. Uns aber überließen sie hinter drei Schlössern unserem Schicksal. Mit den Brettern der Pritschen versuchten wir, die Holzwand der

Baracke zu durchschlagen. Es wollte nicht gelingen. In letzter Minute kam ein ungarischer Kommunist angerannt, der mich schon immer zu seiner Weltanschauung bekehren wollte und schloß uns fluchend die Tür auf. Mir setzte er eine Handgranate an die Brust. 'Jetzt könnt ihr gehen, aber unternehmt nichts gegen uns. Wir kommen wieder! Und nun lauft.«
Die so Belehrten rafften ihre paar Habseligkeiten zusammen und suchten in nördlicher Richtung das Weite. Nur weg von der Front, stets auf Deckung bedacht. In gleicher Richtung mit ihnen tapfere Partisanen, die ihre Waffen wegwarfen. Der Bericht eines Beneschhauers, der mit anderen zum Schanzen hierhergebracht wurde, hält diesen Tag der allgemeinen Flucht aus dem Lager Nováky als den Mittwoch, 13. September 1944, fest. Eben erst angekommen, blieb auch er mit seinen Leidensgenossen eingesperrt. Sie konnten sich schließlich durch Aufbrechen der Tür selbst befreien.
Das Lager Nováky war ein zweitesmal auf überraschende Weise leer geworden.

Kein Bedarf mehr an Lagern?

Die »Kampfgruppe Schill« war, im Zuge der Maßnahmen des deutschen Oberkommandos gegen die Aufständischen, vom Süden her im Neutratal angetreten. In gewagten Aktionen und ohne nennenswerten Flankenschutz drangen die zwei Bataillone in dem breiten Tal vor. Ohne sich mit dem Lager zu beschäftigen stieß die Kampfgruppe bis Priwitz vor. Am 14. September 1944 besetzte sie diesen südwestlichen Eingang zum Hauerland. Oft mit Tränen in den Augen begrüßten die terrorisierten Deutschen ihre Befreier.
Aber die Suche nach Schuldigen setzte unverzüglich ein. Das Pendel der Grausamkeiten begann nach der anderen Seite auszuschlagen. Mitten in Nováky wurde ein Büro des gefürchteten Sicherheitsdienstes (SD) eingerichtet. Das Lager jedoch blieb leer. Aus Sicherheitsgründen entsprach es, seiner Lage wegen, nicht den neuen Anforderungen. Die neuerlichen Opfer wurden in die Konzentrationslager (KZ) des Reiches eingeliefert. Das Lager bei Nováky war dem Verfall und der heimlichen Ausschlachtung preisgegeben. Doch seine große Stunde sollte erst noch kommen.
Ein einziges Mal seit seinem Bestehen bot das Lager willkommenen Schutz, wenn auch nur für eine Nacht. Der große Krickerhauer Treck mit seinen vielen Pferdegespannen übernachtete hier vom 31. März auf den 1. April 1945. Es war eine Flucht vor der Front in das Ungewisse. Manche der Teilnehmer dieses Trecks ahnten nicht, welches schlimme Schicksal im Zusammenhang mit diesem Lager schon wenig später sie hier erwartete.

Die Nachkriegsphasen des Lagers Nováky

Der angeborene Sinn des Menschen in Zeiten der Bedrängnis Schutz und Geborgenheit in der Heimat zu suchen, ließ viele evakuierte Volksdeutsche, sobald sich 1945 eine Möglichkeit ergab, sich auf den Weg in ihre Heimatgemeinden zu machen. Aber diese Heimat war ihnen längst abgesprochen worden.
Wieder wurde eine Bevölkerungsgruppe der Slowakei ihres Geburtsstatus wegen und abermals im Namen des slowakischen Volkes, ihrer Freiheit beraubt. Entscheidend anders aber war jetzt, daß die Konzentrierung der Menschen ihr Leben bedrohte, ja ihr Tod fahrlässig herbeigeführt wurde. Nunmehr triumphierten in den Lagern, nicht nur in Nováky, die niederen Instinkte, derer das Individum Mensch fähig sein kann. Allmählich, leider viel zu langsam, fanden die neuen Machthaber zu meschlichen Maßstäben zurück, so daß die Bewertung der Verhältnisse im Lager etwa in drei Zeitabschnitte eingeteilt werden kann.
Der erste mit vielen Hunderten an Toten ist von Mai 1945 bis etwa Nov. 1945 anzusetzen. Dieser Zeitpunkt deckt sich mit der ersten Visite des Internationalen Roten Kreuzes (CICR) und der Ablösung der Partisanen durch reguläre Sicherheitskräfte. Der zweite Abschnitt kann mit der Jahreswende 1946/47 abgegrenzt werden, in der unmenschliche Zustände weiter gemildert wurden. In der dritten Phase des Lagers brauchte nicht mehr gehungert zu werden. Die Behandlung wurde erträglich, die Bewegungsfreiheit außerhalb des Lagers blieb eingeschränkt.
War das Lager Nováky zunächst ein Vergeltungs- und in den Auswirkungen ein Vernichtungslager, so wurde es schließlich eine Sammelstelle für abzuschiebende Deutsche. Diese Wandlung zum Besseren ging parallel mit der Veränderung der politischen Weltlage und mit der Wandlung der Stimmung des slowakischen Volkes, die auch auf das Verhalten der Lagergewaltigen ausstrahlte.

Wie die ersten ankamen

Bereits im Mai 1945 trafen die ersten Opfer in dem ausgeplünderten und wieder »in Dienst« genommenen Lagerkomplex bei Nováky ein. Es waren die hilflosesten, denen hier Gewalt angetan wurde: Frauen, Kinder, Alte und Kranke. Jüngere Männer kamen selten. Sie landeten, soweit sie den Krieg überlebten, in Kriegsgefangenlagern.
In kleinen Gruppen oder zu Scharen, wurden die aufgegriffenen Heimkehrer

nach Nováky getrieben. Ihre Habe hatten sie in vielen Gepäckkontrollen weitgehend eingebüßt. Unter dem Vorwand nach Waffen zu suchen, fanden die ehemaligen Partisanen, die jetzt einen amtlichen Status als Milizionäre hatten, immer noch etwas, was der »Beschlagnahme« wert war.
An einen Transport von Hauerländern, die ihre Heimatorte um Deutsch-Proben schon erreicht oder gar nicht verlassen hatten, erinnert sich Johann St. aus Schmiedshau. (9) Er kam Mitte Mai 1945 auf abenteuerlichen Wegen in Schmiedshau an, wurde festgesetzt, dann mit anderen, Frauen, Kindern und alten Leuten, nach Deutsch-Proben eskortiert. Dort wurden sie eingeschlossen. Am nächsten Tag, es war der 20. Mai 1945, trafen ähnliche Gruppen aus Nachbargemeinden ein. Es mögen zusammen mehrere Hundert gewesen sein. Fünf oder sechs Pferdewagen kamen hinzu. Niemand wußte, wohin es gehen sollte. Erst nach dem Abmarsch merkten sie, daß es Richtung Nováky ging. Das Gepäck nahm der Wagen auf, wie auch die ganz Alten und Gebrechlichen. Am Marschweg standen Slowaken, in der Priwitzer Gasse, in der Maut, in Priwitz und in Kosch. Und die, die da standen hatten nur Schimpf und Spott für die so vorgeführten »Nemci« (Deutsche).
Viel roher ging es bei einem Transport von Krickerhauern zu, den Josef G. aus Krickerhau schildert. (10) Der Elendszug von Frauen, Kindern, Jugendlichen und Alten schleppte sich im Juli 1945 von Krickerhau durch die slowakischen Dörfer, über Priwitz nach Nováky. Alle, Greise wie Kinder, mußten den 29 Kilometer langen Weg in sengender Sonne zu Fuß zurücklegen. Begleitfahrzeuge gab es keine. Frauen trugen Kinder auf dem Rücken, die Gebrechlichen wurden von den Jüngeren gestützt, so gut es ging. Verpflegung gab es nicht. Selbst das Wasser aus den zahlreichen Brunnen am Straßenrand in den Dörfern, wurde ihnen von den begleitenden Partisanen verweigert. Ihres Gepäckes hatte man sie längst beraubt. Kleine Bündel bargen ihre letzte Habe.
Schon auf der halben Strecke kippten Alte und Kranke um, schrieen und jammerten die Kinder vor Durst und Hunger. Aber niemand aus der Bevölkerung getraute sich ihnen zu helfen. Die meisten Alten aus diesem Elendszug verstarben wenige Tage später im Lager an Erschöpfung.
Ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt in West-Ostrichtung ist Sillein (Žilina) im Waagtal. Hier lauerten Milizionäre,als auch beutegierige Zivilisten den rechtlos gewordenen, heimwärtsstrebenden Volksdeutschen regelrecht auf. Maria S. aus Käsmark gab zu Protokoll, wie es ihr dort erging, wie einige Heimkehrer nach der Filzung durch Partisanen, ihr Gepäck teilweise an »hilfsbereite« Frauen und Fuhrleute verloren. Sie wurde einem Transport zugeteilt, der zu Fuß den ca. 80 Kilometer weiten Weg nach Nováky zurücklegen mußte. Sie berichtet:

»Unser Transport bestand aus 80 Menschen, dem zwei Pferdefuhrwerke zugewiesen wurden. Zwei Tage dauerte dieser Marsch. Wir waren nur Frauen und Kinder. Die Sonne brannte tagsüber glühend heiß. Unterwegs war es verboten etwas zu essen oder zu trinken. Schon am ersten Abend waren wir völlig ermattet, als wir in einem Dorf ankamen. Bewacht wurden wir von einigen, höchsten 16 Jahre alten 'Soldaten' . . .
Auch am anderen Morgen, als wir gegen vier Uhr weiterziehen mußten, bekamen wir weder Essen noch trinken. Unterwegs wurden wir von der Bevölkerung oft belästigt. An einer Brücke standen mehrere beisammen. Sie riefen uns zu, warum wir deutsche Bestien überhaupt weitergeführt werden, wo es doch jetzt eine Leichtigkeit sei, uns ins Wasser zu werfen . . . Die Müden wurden von den Begleitern durch Schläge angetrieben. Gegen neun Uhr am Abend kamen wir in Nováky an.« (11)
Den gleichen Weg mit einem anderen Elendszug mußte Frau Sch. aus der Zips mit ihrer alten Mutter gehen. Unterwegs mußte die alte Mutter ihre Stiefel ausziehen. Sie hatten das Interesse eines Begleitsoldaten erregt. Unter unflätigen Beschimpfungen erlaubte man ihr schließlich das Begleitfahrzeug für Nichtgehfähige zu benutzen. Auch sie berichtet von Beschimpfungen, die ihnen längs ihres Weges zuteil wurden. (12)
Für die von Süden her im Neutratal heimstrebenden Bahnreisenden waren gewöhnlich die Bahnhöfe Zemianske Kostoslány, Nováky und Priwitz die letzten Stationen. Aus mehreren Berichten geht hervor, daß Rückkehrer hauptsächlich am Bahnhof Nováky in grober Weise aus den Güter- oder Personenzügen geholt wurden. Meist waren sie vom Bahnpersonal den »Empfangsstellen« schon avisiert.
Mit Fußtritten und Schlägen wurden die zurückkehrenden Hauerländer veranlaßt, ihr Gepäck, das ihnen noch verblieben war, auf bereitgehaltene Bauernwagen zu laden und sich selbst davor zu spannen. »Viele Frauen hatten Kinder auf den Rücken gebunden, auch sie mußten schleppen. Wer nicht mehr konnte, erhielt Schläge mit dem Gewehr.« Auf diese Weise ging es dann die restlichen Kilometer hinauf zum Lager, begleitet und angetrieben von rohen Gesellen. (13)
Frau Katharina K. aus Deutsch-Litta kam mit ihren Angehörigen und Verwandten auf ihrem Rückweg durch Preßburg. Dort mußten sie, noch mit reichlichem Gepäck versehen, den Zug binnen zehn Minuten verlassen. Mit etwas Handgepäck ließ man sie nach drei Tagen weiterfahren. In Priwitz holten sie Partisanen aus dem Zug. »Kommt nur mit uns«, hieß es, »für euch gibt es jetzt eine schöne, lange Hochzeit!« Auf dem Weg in das Lager wurden sie von Passanten verspottet. »An einen Pfahl mit ihnen und angezündet!« Das und ähnliches bekamen sie zu hören. (14)

Nicht alle Heimkehrer wurden kurzerhand aus den Zügen, die Nováky passierten, hinausbefördert. Einige brauchte man, um in bestimmten Zielorten dem »Volk« besondere Belustigungen zu bieten.

Organsation des Lagers

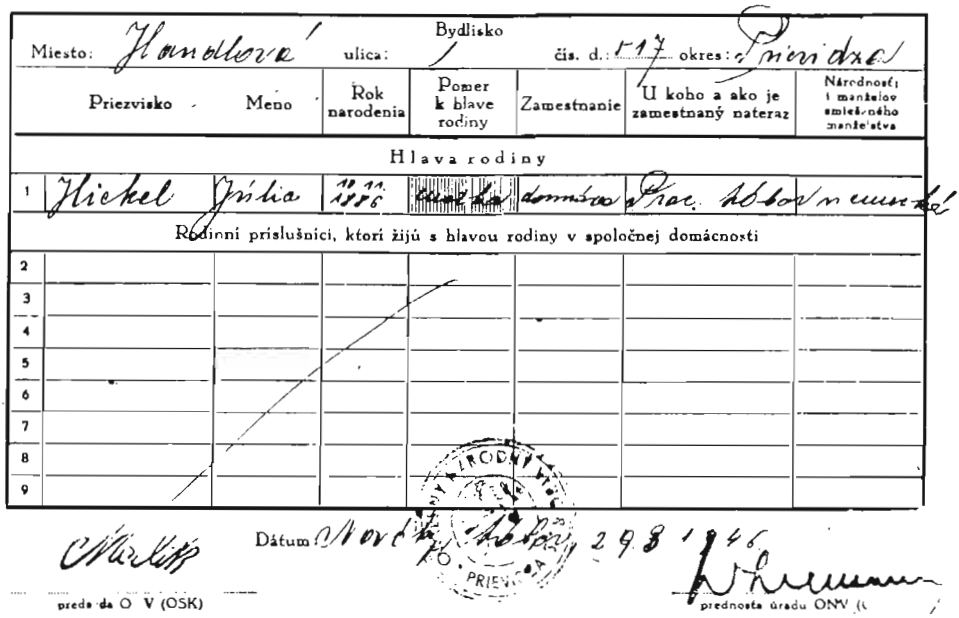
Weil das Lager auf der Gemarkung des Dorfes Kosch lag, wurde es administrativ als zu diesem Ort gehörig behandelt. Die Lagerverwaltung (Hauptlagerleitung) war im sogenannten Schloß des Ortes untergebracht. Die »Ausführenden« der Lagerleitung hatten ihren Sitz im Lager selbst. Die drei, räumlich von einander getrennten, Teile des Lagers waren auf dem leicht ansteigendem Gelände hintereinander angeordnet, so daß man vom unteren (Lager 1), vom mittleren (Lager 2, auch Mittellager) und vom oberen Lager (Lager 3) sprach. Wachposten mit Maschinenpistolen standen an den Eingängen, andere kontrollierten die Umzäunung und patroullierten im Lagerbereich. Niemand durfte ohne schriftliche Erlaubnis hinaus und von draußen durften keine Besucher hinein. Anfänglich stand sogar vor jeder Barackentür ein bewaffneter Posten, dem man den Grund nennen mußte, wenn man den Raum verlassen wollte. Aber bald durften sich die Insassen in dem Lagerteil frei bewegen.
Die etwa einen halben Kilometer auseinanderliegenden Teillager, waren durch eine Straße und durch ein übriggebliebenes Feldbahngleis miteinander verbunden. Auf diesem wurde z. B. das Essen transportiert. An der südlichen Längsseite floß ein kleiner Bach entlang.
Zentrale Funktion hatte das mittlere Lager. Dort hatte sich in drei Gebäuden die Leitung einquartiert, mit Büroräumen, der Wache und dem Materiallager. Einige Familien hatten sich zunächst im unteren Lager häuslich eingerichtet.
Im Materiallager waren, unter anderem, die letzten Habseligkeiten verstaut worden, die man den Eingelieferten weggenommen und als »Staatseigentum« erklärt hatte, soweit diese Habe nicht schon Liebhaber gefunden hatte. Die Kellerräume dieser Baracke dienten als Kerker (Mrakvica) und die ersten Monate auch als Folterräume. Weil diese damals nicht reichten, wurde dafür ein weiterer Keller einer nahen Baracke benutzt.
In diesem Lagerteil befand sich auch die Küche für das ganze Lager, eine Holzkonstruktion, nach allen Seiten offen, nur mit einem Dach versehen. Gekocht wurde in fünf Feldküchen, später wurden es mehr.
Die Unterkunftsbaracken hatten eine einheitliche Grundfläche von ungefähr 20 mal acht Meter. Ein Teil war als Großraum belassen, mit je einem Zugang

an den Stirnseiten. Der andere Teil war in Einzelräumen aufgeteilt, die an den Längsseiten zugänglich waren. Mit Ausnahme der Verwaltungsbauten waren die Unterkünfte in einem verkommenen Zustande. Es gab keine Einrichtungen, wie Betten, Tische, Bänke oder Stühle. Kaum ein Fenster war heil, Türen fehlten oft ganz. Ein Teil der ursprünglich rund 50 Baracken war zu Ruinen geworden. Aber auch solche wurden belegt.
Für Registrierungs- und Verwaltungsarbeiten, als auch zum Dolmetschen wurden geeignete Hilfskräfte aus den Reihen der Insassen herausgesucht. Einer der ersten »Schreiber« war der bekannte Lehrer Lojka aus Krickerhau, der sich im Mai 1945 mit einer Gruppe von Schülern nach Hause durchgeschlagen hatte. Für die Durchsetzung der Befehle der Lagerleitung und für die Ordnung in den Unterkünften wurde für jede Baracke ein Verantwortlicher bestimmt.
Hatte sich das Tor hinter den Eingelieferten geschlossen, wurden sie registriert und, falls sie noch Gepäck hatten, dieses gründlich und ein letztes Mal durchsucht. Nur das allernotwendigste wurde ihnen belassen. Wertgegenstände, Geld, Sparbücher, jedwede Ausweise, Reservekleidung, Geschirr, alle Lebensmittel, selbst Fotos von Angehörigen wurde ihnen abgenommen. Das Geld wurde registriert. Hatten die Eigentümer später triftige Gründe - Hunger war zum Beispiel kein triftiger Grund - so konnte davon etwas ausgezahlt werden. (15)
Anschließend wurden die Neuen in eine der Baracken, die numeriert waren, eingewiesen. Der »Stubenälteste« wies ihnen ein Plätzchen zu. Glücklicherweise durften Familien zusammenbleiben. Da es ja keinerlei Einrichtungen gab, mußte auf dem blanken Fußboden geschlafen werden. Nur die ersten, die bereits im Mai 1945 ankamen, fanden noch etwas Stroh vor. Auch fand sich in jenen Tagen noch eine primitive Bank, oder eine Sitzgelegenheit aus einer Gepäckkiste.
Ein Großraum wurde zunächst mit etwa 50 Personen belegt, später war es fast das Vierfache. Die Menschen lagen des Nachts dicht an dicht. Von einer Erholung für den folgenden schweren Arbeitstag konnte so und wegen der vielen Kranken ringsum, keine Rede sein.
Benutzbare sanitäre Einrichtungen gab es so gut wie keine. Die guten Einrichtungen aus der Zeit des Judenlagers waren restlos verschwunden oder zerstört. Der Bach, der durch das Lagergelände floß, wurde zur Reinigung von Körper und Kleidung genutzt, so gut es eben ging. Später wurde in jedem der drei Teillager ein Wasserrohr mit mehreren Zapfstellen im Freien angebracht. Diese mußten ohne Unterschied von Alter und Geschlecht für die Ganzkörperpflege reichen. Waschmittel gab es nicht. Die erste Seife wurde im Dezember 1945 ausgegeben. (16)

Als Latrinen wurden tiefe Gruben ausgehoben, über die Sitzstangen angeordnet waren, sonst allseits offen. Unfälle kamen vor, auch tödliche. (17) Je nach Witterungslage verbreitete sich von diesen Stellen aus ein schwer zu ertragender Gestank.
Zu den festen »Bestandteilen« des Lagers gehörte das sich massenhaft vermehrende Ungeziefer. Neben Kopf- und Kleiderläusen waren die Wanzen die schlimmsten tierischen Peiniger, der hier eingepferchten Menschen. Dazu tat die Milbe der Krätze ein übriges. Gegen diese ständigen Plagen konnte sich niemand wirkungsvoll wehren, da es an den einfachsten Mitteln, wie Kamm und Seife fehlte. Aus Fußböden, Wänden und Decken, alles aus Holz, quollen die Wanzen, hauptsächlich bei Nacht und fielen über die Unglücklichen her. Ab Sommer 1945 wurden »Einstaubungen« mit DDT-Pulver vorgenommen, was aber nur gegen Läuse etwas half.

Prügel und Quälereien

In der ersten Zeit waren Quälereien im Lager an der Tagesordnung. Täglich wurden Männer, ohne erkennbaren Grund, in die Keller geholt und bis zur nahen Bewußtlosigkeit geschlagen. »Wir hörten nicht nur tagsüber, sondern oft nachts das Schreien der Geprügelten aus dem unserem Zimmer nahegelegenen Keller«, beschreibt Mathias D., Jahrgang 1898, die Prügelleidenschaft der Sadisten unter den Partisanen. (18)
Johann B. aus Münnichwies, damals 39 Jahre, war samt Familie im Lager. Er berichtet: »Im Juli 1945 war wieder eines Tages Antreten zum Holzholen. Ich war mit Abortgraben beschäftigt und habe die Rufe nicht gleich gehört. Da kam der Posten, holte mich in das Wachtzimmer und schlug mich mit einem Prügel so, daß ich bewußtlos liegen blieb. Bugel schlug mich so, auch drei Zähne schlug er mir ein . . . Eines Tages im August warteten wir auf das Essen, aber es kam keines. Gegen elf Uhr kamen dann einige Posten . . . Dann trieben sie uns ein paarmal um die Baracke und sagten: 'Da ist Gras, freßt euch doch davon an!'« (19)
Um die Leute zu quälen, veranstaltete die Lagerleitung morgendliche Appelle. Mit einem Stück Eisenschiene wurde dazu Signal gegeben. Wenn das Antreten dann dem Posten nicht schnell genug ging, wurde es solange wiederholt, bis es ihrer Meinung nach klappte. Kranke mußten zum Appell getragen werden. Das Antreten in Doppelreihen war beim Essenholen genau so Zwang, wie zu Arbeitskommandos.
Dazu Mathias D., ein Fundstollener: »Jeden Morgen hieß es zuerst alles heraustreten zum Waschen, ob jung oder alt, ob gesund oder krank. Die Posten



Evidenčný preukaz čís. 517 /

Miesto: Handlová ulica: Bydlisko / čís. d.: 517 okres: Prievidza

	Priezvisko	Meno	Rok narodenia	Pomer k hlave rodiny	Zamestnanie	U koho a ako je zamestnaný nateraz	Národnosť i manželov smiešaného manželstva
	Hlava rodiny						
1	Hickel	Júlia	10.11.1886	[illegible]	domáca	Prac. tábor	nemecká
	Rodinní príslušníci, ktorí žijú s hlavou rodiny v spoločnej domácnosti						
2							
3							
4							
5							
6							
7							
8							
9							

Dátum: Nové Tábor 29.8.1946

preds. da O V (OSK)

prednosta úradu ONV (

Lagerausweis

gingen mit geflochtetenen Peitschen durch die Baracken und wehe, wenn einer langsam ging, oder noch nach Ertönen des Zeichens im Zimmer anzutreffen war! Sogleich gab es Hiebe.« (20)

Nachts streiften Posten durch die Baracken, um sich Opfer zu suchen, zumindest, um die Leute zu ängstigen. Diejenigen, die viele Kinder bei sich hatten, wurden verhöhnt und unflätig beschimpft.

Frau Veronika D. aus Drexlerhau, eingeteilt mit anderen zum Säubern der Baracken für die Posten war unfreiwillige Zeugin einer schaurigen Szene:

»Eines Tages, als wir gerade beim Putzen waren, hörten wir schreckliche Schreie. Dumpfe Schläge, ein Stöhnen, ein Aufschrei und slowakische Schimpfwörter folgten aufeinander. Wir trauten uns kaum zu atmen. Schnell machten wir unsere Arbeit und gingen in das nächste Zimmer. Ein Posten saß am Tisch. Ein Grammophon spielte: 'Trink, trink, Brüderlein trink . . .' Ein Mann mit blutüberströmten, verschwollenem Gesicht drehte sich um die eigene Achse. Nun wußten wir, wo die Schreie herkamen. Wir trauten uns kaum aufzuschauen und verrichteten eiligst unsere Arbeit. Da öffnete sich die Tür und ein zweiter Mann wurde hereingebracht, der genau so übel zugerichtet war. Ein Posten, mit einem Knüppel in der Hand, brachte ihn, legte

den Nadelkopf des Grammophons auf und sagte: 'Spolu!', das heißt auf deutsch 'Miteinander!' Die zwei Männer mit ihren zerschlagenen Körpern, mußten sich anfassen und nach der Melodie des Grammophons tanzen. Danach erfuhren wir, daß die zwei Männer aus Krickerhau waren, Sie kamen aus der Kohlengrube, weil sie krank waren. Das war dann die 'Medizin', die ihnen verabreicht wurde.« (21)
Zu den Gemarterten gehörten nicht nur Deutsche. Ein größere Zahl von Anhängern der zuvor regierenden slowakischen Hlinka-Partei (Katholische Volkspartei), war hier ebenfalls eingesperrt. Häufig waren private »Rechnungen«, oder Besitzstreben Ursache von Denunziationen. Auch diese Slowaken wurden in den Kellern blutig geschlagen.
Frau Viktoria L. aus Fundstollen gab 1951 zu diesen »Heldentaten« zu Protokoll: ». . . Ich habe auch erlebt, wie der Gaidler Bürgermeister und seine Tochter von den Partisanen mit der Hundepeitsche geschlagen wurden. Einen Mann, es war ein Slowake, haben die Partisanen so geschlagen, daß er voller Wunden und Striemen zusammenbrach. Später wurde er wieder geprügelt, so daß sein Kopf ganz geschwollen war. Bald darauf starb er.« (22) Gemeint ist hier der ehemalige deutsche Bürgermeister von Gaidel.
Die herrschende Willkür wird auch an einem Beispiel deutlich, wo sich ein Posten zwei ahnungslose 14jährige Jungen schnappte und sich im Prügelkeller über sie hermachte. Während der eine entkommen konnte und sich vor Angst wie irr gebärdete, schlug er den anderen bis zur Unkenntlichkeit. (23)

Hungernde Kinder — bettelnde Mütter

Um ihre Kinder und sich selbst vor Hunger und stetigem Verfall zu bewahren, versuchten Frauen den Zaun zu überwinden, um in den benachbarten Dörfern zu betteln. Das heimliche Verlassen des Lagers und Wiederkommen, konnte nur bei Dunkelheit erfolgen. Dazu hatten einige beispielsweise an einer schwer einzusehenden Stelle einen Graben unter den Zaun angelegt, so daß sie dort durchkriechen konnten. Auch bei einem Begräbnis durften Angehörige die Umzäunung verlassen und benutzten diese Gelegenheit zu Bettelgängen. Wer am Zaun oder gar in den Dörfern aufgegriffen wurde, dem erging es meist schlecht. Relativ harmlos erging es zwei Frauen, die beim Wiederkommen erwischt wurden. Der Posten trieb sie vor die Lagerverwaltung, trampelte dort die erbettelten Lebensmittel in den Boden und befahl in der Küche zwei Kindern die Frauen über und über mit Ruß zu beschmieren. So hergerichtet trieb er sie durch das Lager, begleitet von einer johlenden Kinderschar, die die Situation nicht begriffen. Während dessen kratzten

andere die in den Boden getrampelten Brotreste hervor. Das Beschmieren der Frauen mit Ruß als Strafmaßnahme, meist in Verbindung mit Prügel, war häufig. Oft wurden erwischte für zwei Tage in die Mrakvica eingesperrt, wo sie ohne Essen und Trinken aushalten mußten. (24) Selbstverständlich wurde den solcherart Bestraften das Erbettelte weggenommen. Ein gut gelaunter Posten schnitt ein konfisziertes Brot in kleine Stücke, warf es unter die Kinder und freute sich über die Gier, mit der sich diese auf die Kostbarkeit stürzten.
Ein anderer Zeitzeuge, damals noch Kind, erinnert sich an Versuche dem Hunger zu entgehen so: »Weil das Essen so schlecht und nicht ausreichend war, waren viele Lagerinsassen gezwungen, nachts oder zeitig früh durch den Zaun zu kriechen, um in den umliegenden Dörfern um Lebensmittel zu bitten. Dies war ein gefährliches Unternehmen. Wer dabei erwischt wurde, mußte mit harten Strafen rechnen. Männer erhielten Prügel oder mußten schwere Strafarbeiten ausführen. Frauen mußten beispielsweie eine ganze Nacht im kalten Wasser stehen, durften nicht zur Toilette, oder wurden geschlagen. Da half auch ein flehentliches Bitten nichts. Meine Mutter und die Oma wurden auch manchmal erwischt und nach langem Bettelfußmarsch bis zu 20 Kilometer anschließend noch hart bestraft.
Wir Kinder haben damals die Einzelheiten nicht gleich erfahren, was sie alles uns zuliebe ausstehen mußten. Wir haben uns nur über das Brot gefreut, das sie uns mitbrachten. Um ein paar Kronen zu verdienen, hat meine Mutter auch manchmal heimlich bei slowakischen Bauern gearbeitet. für das erhaltene Geld konnte sie dann Eßwaren kaufen.« (25)
Um auf soche Art erworbene Lebensmittel oder solche, die von »draußen« arbeitenden Verwandten mitgebracht wurden, zubereiten zu können, machten Frauen an abgelegenen Stellen ein kleines Feuer zwischen zwei Steinen. Darauf stellten sie ihr improvisiertes Kochgesfäß. Hatten sie Pech und ein Posten enrdeckte eine solche Kochstelle, so war alle aufgewendete Mühe umsonst. Mit einem Fußtritt flog das Gefäß durch die Gegend. Die Köchin wurde bestraft.

Frauen und Mädchen wehrlose Opfer

In besonderer Weise waren Frauen und Mädchen den Unverschämtheiten des Wachpersoanls ausgesetzt. So beispielsweise bei »Entlausungen« durch Männer des Lagerpersonals. Im allgemeinen wurde den Leuten keine Wäsche zum Wechseln belassen. Das am Leib getragene ging bald in Fetzen, da ja schwer gearbeitet werden mußte. Kamen die Frauen zur Verwaltung

um Wäsche zu erbitten, bot sich den Peinigern wieder eine Gelegenheit, sie in schamloser Weise zu erniedrigen.
Im mittleren Teil des Lagers waren noch Reste eines Freibades mit einer gefährlichen Wassertiefe vorhanden. Dorthin wurden die Insassen befohlen, um unter Aufsicht die Morgenwäsche zu vollziehen. Die Partisanen machten sich einen Spaß daraus, Mädchen und junge Frauen in das Wasser zu stoßen, um sich dann an den triefenden Opfern zu ergötzen.
Belästigungen steigerten sich bis zu Vergewaltigungen. In einem Fall wurde ein Giftanschlag auf ein Mädchen verübt, dem es gelungen war sich zu entziehen. (26)
Frau L. St. aus Tscherman berichtet: »Die Herrschaft der Partisanen war schrecklich . . . Aus den Unterkünften der Wachmannschaften war oft nächtelang das Gejohle der alkoholisierten Männer zu hören und nicht immer gelang es den Insassen der Baracken die deutschen Mädchen vor einer »Einladung« zum Mitfeiern zu schützen.« (27)
Einige Männer faßten sich eines Tages ein Herz und beschwerten sich gemeinsam bei der Lagerleitung über die Schandtaten an ihren Frauen und Töchtern. Statt der erwarteten Prügel, fanden sie tatsächlich Verständnis und hatten Erfolg. Es mag auch sein, daß der bevorstehende Besuch des Internationalen Roten Kreuzes dazu beigetragen hat. (28)

Ernährung

Die schlimmsten Zustände lebensbedrohender Art, waren auf die Ernährung der Lagerinsassen zurückzuführen, wobei Hunger und ungeeignete Ernährung Hand in Hand gingen. Unterschiede zwischen gesunden und Kranken, Säuglingen und Alten, wurden nicht gemacht. Da diese primitivsten Regeln nicht beachtet wurden, muß den Verantwortlichen jenes Zeitabschnittes unterstellt werden, daß der Tod zahlreicher Internierter, wenn nicht beabsichtigt, so doch zumindest gebilligt wurde. Bezeichnend für die Denkungsart der Lagergrößen, die über Leben und Tod entscheiden konnten, ist ein überlieferter Ausspruch des damaligen Lagerleiters Žid, angesichts einer langen Reihe Wartender vor der Küche: »Das ganze Land ist voller Gräber und wir füttern dieses Volk!«
Im mittleren Lager befand sich die Küche unter einem, lediglich auf Stützen gestellten Dach. Zunächst in drei, später in fünf Feldküchen wurde für die Tausende das Essen zubereitet. Gekocht wurde zwei bis dreimal am Tage, morgens und unregelmäßig auch abends, »Kaffee« und zu Mittag das Hauptgericht. Die Leitung der Küche oblag einem freien slowakischen Koch. Für

die Arbeit suchte er sich Helfer unter den Insassen. Eine solche Tätigkeit war begehrt, denn auch Küchenabfälle waren für die Hungernden Leckerbissen.
Es nimmt nicht weiter wunder, daß die Ernährung in den archivierten Berichten über die Zustände im Lager stets eine zentrale Bedeutung hat. Natürlicherweise fallen konkrete Angaben auch unterschiedlich aus. Allen gemeinsam aber ist die Erinnerung an zu wenig Essen, kaum Brot und meist schlecht verdaubare und verunreinigte Hülsenfrüchte- oder Graupensuppe, die täglich in die Blechbüchsen, Dosen oder Näpfe der Hungernden verteilt wurde. Zwischendurch gab es mal eine dünne Kartoffelsuppe oder Kukuruzschrot in hoher Verdünnung. Das schlimme daran war, daß die spärlichen Einlagen nicht gar gekocht waren und entsprechende Folgen verursachten.
Der »Kaffee« war meist eine, bis auf Geschmacksreste verdünnte Suppe der Hauptmahlzeit. Dazu sollte es Brot geben, was aber selten der Fall war. Zeitweise gab es über acht Wochen hinweg keine Scheibe Brot, auch nicht für die zur schweren Arbeit eingesetzten Insassen. Sie sollten jeweils ein Stück zusätzlich erhalten. Daß auch das Brot von mindester Qualität war, versteht sich unter diesen Umständen fast von selbst. Fett und Gemüse waren unbekannt. Das erste Fleisch als kleine Portion gab es im Lager zu Weihnachten 1945. Die gleiche Kost gab es auch für Säuglinge und Kleinkinder. Die Folge: Sie starben reihenweise dahin, wenn auch so manche Mutter sich durch den Zaun wagte, um Milch für ihr Liebstes irgendwo zu erbetteln. Nicht einmal Tee wurde für sterbenskranke Kinder bereitgestellt. (29)
Um auch mit halbrohen Hülsenfrüchten fertig zu werden, ließ die Not die Menschen erfinderisch werden. Josef G. berichtet darüber: »Die Bohnen, beziehungsweise Erbsen wurden in schwach gesalzenem Wasser gekocht. Selten sind sie gar gewesen, meist blieben sie halb roh. Dann wurden sie herausgefischt, zerstampft und heimlich auf einem Blech über offenem Feuer gebacken. Das Suppenwasser wurde dazu getrunken.« (30)
Eine gewisse Linderung des Hungers im Lager und seiner Folgen ergab sich von den mehr oder weniger heimlich eingebrachten Lebensmitteln, die aus Arbeitseinsätzen bei mitleidigen Privatleuten herrührten, aus heimlichen Geschenken durch den Zaun, von Angehörigen oder Nahestehenden, die aus irgendwelchen Gründen frei waren, von Verwandten und Freunden unter den Slowaken, oder solchen, die aus Barmherzigkeit, aus christlicher Nächstenliebe handelten. Sie kamen sonntags an den Zaun, der diese Marterstätte umgab, verteilten heimlich Lebensmittel und sprachen ein paar tröstende Worte.
Es fehlte andererseits nicht an üblen Geschäftemachern, die Brot beispielsweise zum Preis von 30 Kronen anboten, das im Laden zwei Kronen kostete.

Das große Sterben

Hunger, ungeeignete Ernährung, Vorenthaltung der primitivsten Mittel der Körperpflege und der einfachsten Hygiene, Zusammenpferchung in baufälligen Unterkünften, führten unweigerlich zur Erkrankung zahlreicher Lagerinsassen, die sich bald epidemisch in allen Lagerteilen ausbreitete und ein Massensterben zur Folge hatte. Ärztliche Hilfe, die selbst Kriegsgefangenen zukam, wurde nicht gewährt. Damit hatte das Lager in dieser Phase Züge eines Vernichtungslagers. »Nech zdochne!« (Verreckt doch!) war ein geflügeltes Wort der Wachmannschaften. Allein von der Ernährung her war zwei Gruppen der Tod so gut wie sicher: Den Kleinkindern und den Alten und Kränklichen. Übereinstimmend wird berichtet, daß von den etwa bis zu drei Jahren alten Kindern, die sich 1945 im Lager befanden, kaum eines überlebte.

Die Alten stellten die ersten Toten. Die Rückreise unter schlimmen Bedingungen und die gnadenlosen Fußmärsche in das Lager hatten ihnen die letzten Kraftreserven abverlangt. Im Lager entbehrten sie jegliche Möglichkeit sich wieder zu erholen.

Eine ärztliche Betreuung gab es damals nicht. Als Dr. Wagner, deutscher Zahnarzt aus Priwitz, im Sommer 1945 in das Lager eingeliefert wurde, versuchte er so gut es ging, unter Duldung der Lagerleitung, die Menschen zu beraten, Medikamente standen ihm, außer Tierkohle nicht zur Verfügung. Er konnte nur raten, das oder jenes durch Freunde von »draußen« zu beschaffen. Dazu waren nicht viele in der Lage. Die Hauptursache der Erkrankungen, die unzulängliche Ernährung, wurde bewußt nicht geändert.

Im Spätsommer gelang es dann doch, eine Art Krankenstube im Mittellager einzurichten, wo ein Teil der schweren Fälle auch nachts von Helferinnen gepflegt wurde. Dafür stand ihnen ein etwas reichlicheres Essen zu.

Frauen, oft von schwerer körperlicher Arbeit im Walde angeschlagen und seelisch von Natur aus häufig nicht so robust, hatten daher umsomehr an den Zuständen im Lager zu leiden. Schwangere kamen selten mit dem Leben davon. Sie durften zu Fuß nach Priwitz gehen. Erfolgte die Geburt nicht binnen zwei Tagen, wurde ihnen die Tür gewiesen und sie mußten zurück in das Lager.

Nur das allen gemeinsam auferlegte bittere Schicksal ergab für den Einzelnen eine gewisse Stützung zum Durchhalten.

Die ersten Toten wurden auf dem Gemeindefriedhof von Kosch beerdigt. Es sollen dort an die 40 Begräbnisse erfolgt sein. (31) Als sich die Zahlen sprunghaft steigerten, verweigerte die Gemeindeverwaltung die weitere Inanspruchnahme ihres Friedhofes. Als Ersatz wurde ein Acker, etwa 300 Meter

links hinter dem oberen Lager als Begräbnisplatz freigegeben. Zunächst durften dort Angehörige oder Nahestende der Verstorbenen Einzelgräber ausheben. Wer 300 Kronen aufbringen konnte, erhielt für seine Lieben einen rohen Brettersarg. Ansonsten reichte ein Tuch zum Einschlagen. Aber bald war auch das nicht mehr möglich. Auch versuchte man noch eine gewisse Form zu wahren und eine Art »Aussingen« vorzunehmen, wie man es als Ehrung der Toten gewöhnt war.

Beerdigt wie Tierkadaver

In keinem Bericht über diesen Zeitabschnitt der ehemaligen Insassen wird die Gegenwart eines Priesters erwähnt, in einigen werden die Begräbnisse ohne Geistlichen hervorgehoben. In einem Fall ist festgehalten, daß sich ein evangelischer Pfarrer weigerte die Einsegnung vorzunehmen. Gestorben und begraben wurde in jenen Monaten ohne kirchlichen Beistand. (32)
Der schon mehrfach zitierte Zeuge Mathias D. aus Fundstollen sagt dazu. »Je nach Anfall kamen zwei oder mehr Leichen in ein Grab. Der mitgefangene Lehrer Steinhübel . . . riet, auf einen Zettel Namen, Geburtsdatum, Heimatanschrift in ein kleines Fläschchen zu stopfen und mit dem Toten ins Grab zu legen, um bei einer späteren Exhumierung alle Namen feststellen zu können. Steinhübel war auch später immer beim Aussingen, als bereits der Pfarrer hinzugezogen werden konnte.« (33)
Als Steinhübel diese Empfehlung gab, glaubte er vermutlich, daß sich das Sterben in überschaubaren Grenzen halten würde. Aber es kam noch barbarischer, in einer Zeit, als Europa sich wieder im Frieden befand und viel von Menschwürde, die in der Vergangenheit verachtet wurde, die Rede war.
Im Sommer 1945 setzte ein Massensterben ein. Johann St. aus Schmiedshau hat diese Zeit so in Erinnerung: »Die Ruhr (und Typhus) griff immer mehr um sich . . . und raffte viele hinweg. Sie wurden so begraben, wie sie waren und was sie (gerade) anhatten. Auf einer zweirädrigen Holzkarre wurden sie hinter das Lager drei gefahren und auf einem Acker in einem Massengrab, wie die Kadaver von Tieren mit Chlorkalk überstreut und eingescharrt . . . An vielen Tagen wiederholte sich das gleiche Bild.« (34) Diese Art Bestattung ist mehrfach belegt. In zwei Fällen sollen alte Männer, bei denen noch Lebenszeichen bemerkt wurden, der Erde übergeben worden sein. (35)
Die Schätzungen über die Zahl der Toten in den Erlebnisberichten schwanken zwischen acht und zwanzig an manchen Tagen, bei einer ebenfalls geschätzten Interniertenzahl von 5.000 bis 8.000. Maria S. schreibt über diesen Zeitabschnitt: »Es verstarben sehr viele im Lager. Ich schätze die Zahl

auf mindestens 1.000. Ganze Familien starben aus. Im Lager herrschte Hungertyphus . . . Vor allem die Kinder ertrugen die Verhältnisse nicht lange . . . Himmelschreiend waren die Zustände.« (36) In einem anderen Bericht heißt es, daß in den ersten Monaten an die 700 Personen meist in Massengräbern beerdigt wurden und später noch 200 bis 300 auf dem Lagerfriedhof (im Lager 3) hinzukamen. (37)
Die Verantwortlichen hielten es nicht für notwendig die Todesfälle ordnungsmäßig zu registrieren. Die ersten Toten, die auf dem Gemeindefriedhof zu Kosch beerdigt wurden, sind dort, zumindest zum Teil, eingetragen. Über die weiteren Sterbefälle gab die Lagerleitung keine Meldungen ab. Nach einem slowakischen Bericht soll ein Geistlicher ein Verzeichnis in einem einfachen Schreibheft, über ihm bekanntgewordene Sterbefälle angelegt haben. Über dessen Verbleib konnte nichts Zuverlässiges in Erfahrung gebracht werden. Es soll seinerzeit im Pfarramt Kosch aufbewahrt worden sein. Auch Taufen seien in jenem Heft verzeichnet worden. (38)

Sklavenarbeit

Hatte man die Deutschen schon ihres ganzen Besitzes beraubt und selbst die Reservegarnitur an Leibwäsche zum abgabepflichtigen Staatseigentum erklärt, so wurden ihnen auch noch ihre körperlichen Kräfte bis zur völligen Erschöpfung abverlangt.
Längst bevor die Arbeitspflicht für Deutsche in der ČSR am 19. September 1945 per Präsidentendekret zum Gesetz wurde, mußten sie allerorts schwere körperliche, gefährliche oder sonst unbeliebte Arbeiten verrichten, besonders die Insassen der Lager. Einen Lohn erhielten sie lange Zeit dafür nicht. Alle, die einen einigermaßen arbeitsfähigen Eindruck machten, wurden zur Arbeit gezwungen. Die Arbeitsfähigkeit bestimmten die Wachposten. Frauen waren von schwerer körperlichen Arbeit nicht ausgenommen, soweit sie nicht ein Kleinkind zu versorgen hatten.
Außer für Arbeiten, die im Lagerbereich selbst anfielen, wurden Arbeitsgruppen zusammengestellt, die in der Kreisstadt Priwitz tätig waren, in den Wäldern der Umgebung, in den Kohlebergwerken Nováky und Krickerhau, als auch bei verschiedenen anderen schweren Arbeiten in anderen Orten. Darüberhinaus gab es noch kleinere Kommandos, die Exhumierungen und Umbettungen vornehmen mußten, Straßen- und Gleisarbeiten bewerkstelligten, Be- und Entladungen auf Bahnhöfen ausführten, oder Reinigungsarbeiten an Einrichtungen und Liegenschaften erledigten. Hinzu kamen Arbeiten bei Privaten, zum Beispiel Gärtnereien, meist in der näheren Umgebung.

Oft genug waren die Gruppen außerhalb des Lagers dem Pöbel ausgesetzt, wenn die armseligen Gestalten zur Arbeit geführt wurden. Schlimm erging es beispielsweise einer Gruppe, die in Priwitz zu Aufräum- und Erdarbeiten eingesetzt war: »Trotz der Hungerkost mußten wir etwa 70 bis 80 Personen täglich neun Kilometer nach Priwitz zu Fuß gehen, abends den gleichen Weg zurück. Fast sind wir zusammengebrochen. Wenn wir durch das Dorf gezogen sind, wurden wir bespuckt oder auch schon mit Steinen beworfen. Manche riefen uns Spott- und Schimpfworte zu.« (39)

Priwitz hatte einen großen Bedarf an Sklavenarbeitern für Kanalisations-, Planierungs- und Aufräumungsarbeiten, so daß andere Gruppen längere Zeit blieben und in der Stadt notdürftig untergebracht waren. Bei karger Kost ohne einen Heller, mußten sie schuften. Wehe wenn sich einer beklagte, oder beim Betteln ertappt wurde! Sogleich setzte es schwere Prügel.

Die Priwitzer hatten ja stets vielfältige Kontakte mit den Deutschen des westlichen Teiles des Hauerlandes. So mancher wandte sich beschämt ab, wenn die Jammergestalten sich beim Schuttfahren abquälten und an Stelle von Zugtieren vor die Wagen gespannt wurden. Sie hatten berechtigte Angst, den Hungernden etwas zuzustecken.

Der Tourist, der nach Priwitz kommt, möge sich angesichts des Monuments am Marktplatz erinnern, daß hier unter unmenschlichen Bedingungen geleistete Zwangsarbeit steckt. Das gilt im übrigen auch für die Talsperre der Orava und die Bauten an der Gran, unweit von Neusohl, mit denen Fremdenverkehrswerbung gemacht wird.

Schwere Strapazen, bei völlig unzureichender Ernährung, hatten die Lagerinsassen, besonders die vielen angeschlagenen Frauen, auszustehen, die zu Holztransporten oder auch zum Holzfällen in den Waldungen der näheren und weiteren Umgebung herangezogen wurden. Jeden Wochentag mußten sie in Marschkolonnen kilometerweit hinauf in die Wälder und schleppten sich am späten Nachmittag ins Lager zurück, ohne zwischendurch etwas zu essen bekommen zu haben. Jeder mußte auch ein Holzscheit in das Lager bringen. Erst dann gab es eine dünne Suppe. Viele sind diesen Strapazen erlegen.

Frau Susanne B. aus der Zips erinnert sich: ». . . mich nahmen die Partisanen täglich mit in das Gebirge um Holz zu fällen. Diese Arbeit war schwer, für mich als Frau sehr schwer. Wer diese Arbeit nicht leisten konnte, wurde von den Partisanen erbarmungslos geschlagen.« (40)

Frau Veronika D. aus Drexlerhau schreibt über die Arbeiten beim Holz: »Es war eine Wegstrecke von ungefär sechs bis acht Kilometern, bewacht von Posten. Das Holz war auf Meterscheite (ein Meter lang) geschnitten und lag auf einem hohen Berg, wo kein Fuhrwerk hinkonnte. Fünf mal mußten wir

ein Scheit in die Ebene tragen. Dann ging es zurück ins Lager. Anfangs mußten wir ein Scheit bis ins Lager tragen, später nicht mehr. Meistens war es schon drei Uhr nachmittags, wenn wir matt und müde ins Lager kamen, dann gab es erst das Essen. So ging es jeden Tag bis November . . . es regnete und schneite, und wir mußten immer noch in den Wald.« (41)
Andere Trupps wurden weiter weg zum Holzmachen in den Wald geschickt. Sie kampierten an Ort und Stelle und blieben meist eine ganze Woche weg.

Gesuchte Bergarbeiter

Schon im frühen Sommer 1945 wurden im Lager Nováky Männer ausgesucht, die für die Arbeiten in den Kohlegruben geeignet erschienen. Wirkliche Fachkräfte gab es nicht allzuviele im Lager, weil die deutschen Bergarbeiter geschlossen aus Krickerhau in das Brüxer Kohlerevier in Westböhmen evakuiert wurden und von der neuen tschechischen Betriebsleitung nicht mehr freigegeben wurden. Nunmehr wurden in unmittlebarer Nähe bei der Grube in Nováky und der in Krickerhau eiligst kleine Lager für Untertagearbeiter errichtet.
Das Lager in Krickerhau bestand aus Holzbaracken, in denen zeitweilig 200 Mann, nicht nur Deutsche, hausten. Zur »Sicherheit« war der Komplex mit Stacheldraht umgeben. 17 Partisanen hielten Wache. Vom normalen Lohn erhielten die Zwangsbergarbeiter 40 Prozent zugebilligt, von dem noch ein Betrag für Unterkunft und Verpflegung abgezogen wurden, wenn die Akkordarbeit wegen schlechter Bedingungen vor Ort nicht viel einbrachte.
Vergleichsweise gut ging es den Internierten im Bergarbeiterlager beim Nováky-Schacht. Auch sie wurden bewacht und von und zur Arbeit eskoritert, konnten aber an Sonntagen ihre Angehörigen im Hauptlager besuchen und ihnen Eßwaren mitbringen. Zunächst herrschten auch in diesen Nebenlagern unwürdige Zustände. Ausgelöst wurde die Wende durch einen Vorfall mit einem Bergmann, der als erfahrener und fleißiger Arbeiter bekannt war. Als er erkrankte, wurde er zur »Behandlung« in das Hauptlager gebracht und schlimm zugerichtet. Davon erfuhr der Betriebsleiter der Grube und der sorgte dann für menschliche Zustände im Bergarbeiterlager. (42)
Kleinere Männergruppen wurden in verschiedenen Orten und Waldungen zu Umbettungen von Toten befohlen. Es handelte sich um Gefallene, die auf Seiten der Roten Armee gekämpft hatten, aber auch um Opfer des reichdeutschen Sicherheitsdienstes (SD). Ein damals junger Mann, der zu einer solchen Gruppe gehörte, berichtet: » . . . dieses war wohl die unangenehmste Arbeit, die von uns verlangt wurde. Auch bei der Bestattung am Friedhof

mußten wir zugegen sein und über uns eine Schimpfkanonade ergehen lassen, als hätten wir die Opfer ermordet.« (43) Bei diesen Umbettungen erkrankten einige, die mit Leichengift in Berührung kamen und erlitten dadurch dauernde Schädigungen.

Menschen als Marktobjekt

Eine andere Form des Arbeitseinsatzes stellte die »Vermietung« der Lagerinsassen, für kürzere oder längere Zeit, zur Erbringung von Arbeits- oder Dienstleistungen dar. Dieser Sklavenhandel mit ihrer Freiheit beraubten Menschen wurde damals auch in anderen Lagern der wiedererstandenen ČSR praktiziert. Aber im Unterschied zu anderen Lagern, hat sich diese Praxis in Nováky für die Betroffenen eher segensreich ausgewirkt, was sicher nicht im Sinne der Machthaber war.
Slowaken konnten sich aus dem Lager Leute holen und sie bei ihrer Landwirtschaft, im Haushalt oder in ihren Kleinbetrieben, z. B. in Gärtnereien, beschäftigen. Das konnte tageweise oder auch für einen längeren Zeitraum erfolgen. Dafür hatte der Mietende einen bestimmten Betrag an die Lagerleitung zu zahlen. Für Deutsche unter 50 Jahre galt bei Männern ein Monatsatz von 300 Kronen, bei Frauen von 200 Kronen und Ältere waren schon für 50 Kronen zu haben. (44) Dem Internierten sollte nur etwas Essen und gegebenenfalls ein Dach über dem Kopf während der Nacht gewährt werden.
Frau Helene St. aus Krickerhau schreibt zu dieser Situation: »Sonntags kamen Slowaken aus den benachbarten Orten, um sich billige Arbeitskkräfte zu holen. Es war fast so, wie auf einem Markt. Manche sagten: 'Ich nehme die und die', oder 'den und jenen.' So kamen viele (zeitweise) aus dem Lager heraus . . . die meisten (Slowaken) wollten damit den Menschen helfen und sie wieder zu Kräften kommen lassen.« (45)
Nur vereinzelt wird von allein auf Eigennutz gerichteter Mietung und unfreundlicher Haltung berichtet. Ansonsten wird überwiegend die gute Behandlung bei solchen Arbeitseinsätzen hervorgehoben und vielfach auch das Mitgefühl, das man den Unglücklichen entgegenbrachte. Man ließ sie auch nur selten mir leeren Händen zurückgehen. Solche Zubußen waren für manche Familien lebensrettend. Es kam aber vor, daß solche Mitbringsel von den Posten beschlagnahmt wurden.
Gerne wurden auch Kinder, etwa im Schulalter, in eine Art Patenschaftsverhältnis übernommen, offiziell natürlich als Dienstvolk. Das führte zwar dazu, daß Familien auseinanderkamen und die Kleinen sehr am Fehlen von Eltern und Geschwistern litten. Aber gewichtiger war, daß sie nicht Hunger und

Epidemien ausgesetzt waren. Auch daran erinnert sich Veronika D.: » . . . meine kleine Schwester, damals 13 Jahre alt, kam nach Skacany als Kindermädchen. Dieser Frau (Dienstgeberin) haben wir wahrscheinlich unser Leben zu verdanken. Jede zweite Woche schickte sie uns Brot, Butter, Salz und Seife. Jedesmal war es ein Festtag, wenn meine kleine Schwester mit Korb auf dem Rücken daherkam.« (46).
Hatten Insassen slowakische Freunde, so baten sie bei diesen um »Mietung« oder ganz um »Freikauf«, was inoffiziell auch möglich war. So hat beispielsweise der bekannte Pater Hanowsky, der damals noch in Freiheit war, ein greises Ehepaar für monatlich 70 Kronen aus dem Lager herausgekauft und es bei sich untergebracht. Aus dem Lager zu entkommen war zwar nicht unmöglich,war aber wegen der geringen Chance, nicht aufgegriffen zu werden, wenig sinnvoll. Trotzdem gelang es einigen jüngeren Männern alle Schwierigkeiten zu überwinden und sich in den Westen durchzuschlagen.

Die Rolle des Internationalen Roten Kreuzes (CICR)

Die neue ČSR-Regierung mußte auch auf ihr internationales Ansehen nach dem Kriege bedacht sein. Daher wurde der Vertreter des Internationalen Roten Kreuzes mit Sitz in Genf, Georges Dunand, bereits Ende Mai 1945 wohlwollend empfangen.
»Herr Präsident, ich komme in ihr Land, das noch von Schlägen blutet, um mit Ihnen über Ihre Feinde zu sprechen, den Deutschen des Reiches und den Tschechoslowaken deutscher Zunge.« (47)
Er bekam die Erlaubnis den aus ihren Siedlungsgebieten verjagten und vom »slawischen Zorn« betroffenen Volksdeutschen beizustehen. Dunand kannte die Verhältnisse in der Slowakei und war während des Krieges mehrere Male in Preßburg, um den Juden nach Möglichkeit zu helfen.
Auf der anderen Seite haben sich Lagerinsassen in Bittschriften direkt an das CICR gewandt und von den unmenschlichen Zuständen in Nováky berichtet oder slowakische Persönlichkeiten um Informierung des CICR gebeten. Sogar der Verantwortliche für die Konzentrierung der Deutschen in der Slowakei beim »Povernik vnutra pre odsun nemcov», der aus Paulisch stammende Skarba, nimmt nach Äußerungen zu Landsleuten, für sich in Anspruch, die CICR-Leute gerufen zu haben. Seine »Verdienste« um die Internierten im Nováky-Lager dürften eher anderer Art sein.
Dunand geht in seinem Buch nur ganz allgemein auf die Hilfe für Volksdeutsche in Osteuropa ein. Auch in seiner zweiten diesbezüglichen Veröffentlichung bringt er keine Einzelheiten. (48) Der Zugang zu den Archiven des

CICR in dieser Sache bleibt auch nach 40 Jahren gesperrt. Um so wertvoller ist der Bericht von Frau Veronika D. aus Drexlerhau, in dem sie ausführlich jenen denkwürdigen Tag - es war der 16. November 1945 - schildert, an dem erstmalig eine Delegation des CICR das Lager Nováky inspizierte. Die Lagerleitung dürfte gewußt haben, daß eines Tages mit einer Inspektion zu rechnen sein würde. Dennoch ist sie offenbar überrascht worden.
Die armseligen Gestalten waren auch an diesem tristen Novembertag, wie üblich, bereits zum Abmarsch in den Wald angetreten. Aber das Kommando »chod« kam und kam nicht. Dafür hieß es bald: Wegtreten zum Säubern und Ordnen in den Baracken. Zu Mittag standen die Menschen vergeblich zum Essenfassen in Reih und Glied. Sie befürchteten schon etwas besonders Böses. Als dann der »Gong« zum Essenfassen endlich ertönte und sich die Dosen und Schüsseln füllten, konnte man es nicht glauben und blieb skeptisch. Ein dicker guter Eintopf, sogar mit Fleischstückchen drin, wurde ihnen zuteil. Was sollte das nur bedeuten? Das weitere schildert Frau Veronika D. so:
»Gegen drei Uhr betraten drei gut gekleidete Herren und der Lagerleiter unsere Baracke. Sie grüßten freundlich und fragten auf deutsch, wie es uns gehe. Totenstille. 'Ihr könnt ruhig reden, wir sind vom Internationalen Roten Kreuz', stellten sie sich vor. Wieder Stille. Sie sahen bestimmt die Angst auf unseren Gesichtern. 'Ihr braucht keine Angst zu haben, wir wollen Euch helfen.' Da trat unser Barackensprecher hevor und berichtete, wie es uns schon ergangen war. Langsam gewannen auch wir anderen das Vertrauen und umringten die Männer. Es entwickelte sich ein lebhaftes Gespräch. Wir berichteten, daß soviele unschuldige Menschen schon den Hungertod gestorben sind, daß wir täglich in den Wald müßten und wenn jemand sich krank meldet, er obendrein Schläge bekommt. 'Das ist nicht wahr', schrie der Lagerleiter. Er sei nicht gefragt, sagte einer der Herren. Eine Frau aus Honneshau trat hervor und zeigte ihre blutunterlaufenen Oberbeine vor, die ein Posten tagszuvor mit dem Gewehrkolben so zugerichtet hatte, weil sie nicht mehr laufen konnte.
So wurde berichtet, was wir die Monate bisher erleiden mußten. Einer der Herren schrieb alles auf. Dann sahen sie sich in der Baracke um. Ein junger Mann lag am Boden, abgemagert bis auf die Knochen. Seine Mutter saß weinend neben ihm. Sie erzählte, daß er magenkrank sei, das Essen nicht vertrage und zeigte ein Stückchen Brot vor, das sie für ihren Sohn aufgehoben hatte. Einer der Männer drückte es zusammen und es wurde zu Teig. Es sei kein Wunder, daß die Menschen davon krank würden, meinte er und steckte es ein. Auch ich erzählte von meiner 35jährigen Schwester, die samt ihren beiden Kindern verhungert war.

COMITÉ INTERNATIONAL DE LA CROIX-ROUGE

Monsieur

[redacted]

Monsieur,

Genève, le 10 juillet 1985 FPe/cm

Suite à notre lettre du 15 mars 1985, nous pouvons vous communiquer les informations suivantes:

Le camp de Novaky fut visité à 4 reprises par le CICR entre 1945 et 1948:

1/ Le 16 novembre 1945

L'effectif total le jour de la visite du CICR était de 5161 personnes, mais 2805 d'entre elles travaillaient au dehors.

L'effectif comprenait:

4977 Allemands (1309 hommes, 1881 femmes et 1787 enfants)
1 Hongrois
182 Slovaques } membres du parti allemand sous
1 Tchèque } l'occupation

2/ Le 14 avril 1946

L'effectif total le jour de la visite était de:

5384 (soit 5230 Allemands, 1 Hongrois, 157 Slovaques)

3/ Le 13 septembre 1947

L'effectif global était de 2229 personnes, dont 448 étaient au camp lui-même et 1781 dans les kommandos de travail. Toutes ces personnes étaient des Allemands de Tchécoslovaquie.

4/ Le 4 juin 1948

L'effectif n'était plus que de 1877 personnes, dont 161 au camp. Tous les internés étaient des Sudètes. Depuis la visite précédente du CICR il y avait eu 5 convois de rapatriement (120 personnes), tous à destination de la zone américaine par Domazlice.

Nous vous prions d'agréer, Monsieur, l'expression de mes salutations distinguées.

F. Perret

Françoise Perret
Chargée de recherches
Département de la Doctrine et du Droit

Schreiben des Internationalen Roten Kreuzes, Genf

So gingen die Herren von Baracke zu Baracke und fanden überall das gleiche Elend . . . Die Baracke 8, die sich in einem besonders schlechten Zustand befand, wollte der Lagerleiter umgehen. Aber die Herren gingen trotzdem hinein. Gleich an der Tür lag ein älteres Ehepaar auf einem Büschel angefaultem Stroh. Läuse und Wanzen entzogen ihnen die letzten Kräfte. Ihre Suppe konnten sie schon nicht mehr zu sich nehmen. (Nach ein paar Tagen hatten sie ausgelitten). Die Herren waren sichtlich entsetzt über soviel Unrecht und Leid und versicherten uns, daß es von nun an besser werden würde.« (49)

Der Arbeitskreis der Zeitschrift »Unser Hauerland« hat sich bemüht Zugang zu den Akten des CICR in Genf über das Lager Nováky zu bekommen. Es wurden jedoch nur Angaben erreicht über den Zeitpunkt der Inspektionen, die Zahl der Internierten, ihren Stand und über ihre Nationalität. Demnach fanden insgesamt vier Inspektionen statt. Am 16. November 1945 waren in Nováky 5.161 Personen registriert. Von diesen befanden sich gerade 2.805 außerhalb im Arbeitseinsatz.

Der Nationalität nach waren unter den Internierten 4.977 Deutsche, ein Ungar, 182 Slowaken und ein Tscheche. Die Gruppe der beiden letzten wurden als ehemalige Mitglieder der Deutschen Partei hier festgehalten. Es ist wahrscheinlich, daß es sich mehrheitlich um Volksdeutsche handelte, die einen verwandschaftlichen Bezug zum Slowakentum geltend machen konnten. Unter den Deutschen befanden sich 1.309 Männer, 1.881 Frauen und 1.787 Kinder.

Bei der Visite fünf Monate später, am 14. April 1947, waren 5.384 Personen registriert, darunter ein Ungar und 157 Slowaken. Die anderen waren Deutsche.

Die dritte Inspektion fand erst am 13. September 1947 statt, als bereits ein Großteil der Hauerländer abgeschoben war. Das Lager wurde immer wieder mit weiteren zum Abtransport bestimmten Deutschen aufgefüllt. An diesen Tage befanden sich 2.229 Personen in den drei Teillagern, von denen 448 außerhalb des Lagers arbeiteten. Alle diese Leute waren Deutsche aus der ČSSR.

Der letzte Besuch der CICR-Delegation im Lager Nováky erfolgte am 4. Juni 1948. Die Belegung wird immerhin noch mit 1.877 angegeben, von denen sich aber nur 161 im Lager aufhielten. Alle Internierten seien Sudetendeutsche, gemeint sind natürlich Karpatendeutsche. Unter diesem Punkt wird angemerkt, daß seit dem vorhergehenden Besuch des CICR fünf Gruppen zu je 120 Personen über den Grenzort Taus (Domažlice) gebracht wurden. (50)

Die zweite Phase des Lagers Nováky

Die erste Inspektion des CICR verfehlte ihre Wirkung auf die Lagerverantwortlichen nicht. Sie leitete die entscheidende Wende zum Besseren ein. Die Wachmannschaften aus der Partisanen-Miliz wurden mitsamt der Lagerleitung abgelöst. Eine reguläre Gendarmerieeinheit übernahm die Wachaufgaben. Die gröbsten Übergriffe hörten auf, wenn auch noch viele Unmenschlichkeiten weiterbestanden. Es wurde nicht mehr soviel und ohne jeglichen Anlaß geschlagen, etwa ab Frühjahr hörte es dann fast gänzlich auf. Die Verpflegung wurde besser, blieb aber noch sehr eintönig. Hauptnahrung waren nach wie vor Hülsenfrüchte, aber wenigstens gar gekocht. Die Brotausgabe war regelmäßiger, für Kinder gab es hin und wieder Milch. Essen wurde dreimal am Tag ausgegeben. Zunehmend wurde weniger gehungert, zumal es leichter wurde, sich selbst zusätzliche Nahrungsmittel zu verschaffen.
Allmählich fand ein Wandel statt vom Charakter eines Vernichtungslagers zu einem »normalen« Konzentrationslager, in dem noch immer, abgesehen von den seelischen Qualen, lebensbedrohliche Zustände herrschten.
Hand in Hand mit dieser durch das CICR beeinflußten Entwicklung ging ein Wandel im Lande selbst vor sich. Der anfänglich häufig die Öffentlichkeit bestimmende Pöbel wurde zurückgedrängt. Bei den allgemeinen Wahlen im Juli 1945 hatte der bürgerliche Block in der Slowakei gewonnen.
Alsbald nach der ersten CICR-Inspektion wurden die Baracken für den bevorstehenden Winter hergerichtet, die gröbsten Schäden beseitigt und beheizbar gemacht. Endlich wurden auch doppelstöckige Schlafpritschen aufgestellt, so daß die Menschen nicht mehr dichtgedrängt auf dem Fußboden nächtigen mußten. Zwar noch zunächst ohne Stroh und ohne die Möglichkeit das überhandnehmende Ungeziefer bekämpfen zu können, waren diese Pritschen eine wesentliche Besserung der Zustände im Lager.
Mit größter Sorge um Gesundheit und Leben sahen die Eingesperrten dem Winter 1945/46 entgegen. Die Unterkünfte waren nicht ausreichend beheizbar, zudem fehlte es an Kohlen. Die Außenarbeiten bei unzureichender Bekleidung gingen weiter. Noch immer wurden die Kolonnen in den Wald zur Holzarbeit geführt und noch immer wurden Alte und Kranke bei dieser Jahreszeit in das schon überfüllte Lager gebracht. Es war kein besonders strenger Winter, aber die Sterberate erreichte noch einmal eine Maximalhöhe. Die ärztliche Versorgung fehlte weiterhin im Lager. Erst mitten im Winter wurde der Arzt Dr. Turček strafweise hier eingewiesen, weil er als politisch unzuverlässig galt und richtete im Lager 2 eine bescheidene Praxis ein. Durch Vermittlung des aus Deutsch-Proben stammenden Domherren zu Neusohl, Anton Richter, wurden zwei Klosterfrauen (Vinzentinerinnen) als Arzthilfen in

das Lager versetzt. (51) In diese Zeit der Wende zum Besseren fiel das erste Weihnachtsfest im Lager. Erstmals wurde Seife an die Insassen ausgegeben. Ein Essen mit der ersten Fleischbeilage sollte an diesen Tag der Christenheit erinnern. Trotz des vielfältigen Leides, das ihnen widerfahren war, gaben sich die Menschen dem Zauber des Heiligen Abends hin. Die einen sangen bei Dunkelheit die wohlvertrauten Weihnachtslieder, während die anderen den Stimmen lauschten, die sie in eine der schönsten Zeiten in den heimatlichen Gemeinden zurückversetzten. Hoffnung, die bei der Geburt des Herrn der Menscheit verkündet wurde, war gerade in diesen stacheldrahtumwehrten Gevierten zum Überleben unumgänglich.

Geistlicher Beistand und kulturelle Tätigkeit

Schon bald nachdem sich das Lager gefüllt hatte, bemühte sich der slowakische katholische Pfarrer in Kosch, Horvath, um die Genehmigung Gottesdienste im Lager abzuhalten, die er auch erhielt. Horvath sprach einigermaßen gut deutsch, denn er war eine zeitlang Kaplan in Hochwies gewesen. An Sonntagen trug er in einem Barackenraum Epistel und Evangelium in deutscher Sprache vor und hielt auch eine kurze Predigt. Für die mehrheitlich katholischen Insassen des Lagers eine unschätzbare Hilfe, die sie bestärkte, in ihrem großen Elend die Hoffnung nicht aufzugeben. Mit größter Inbrunst sangen sie ihre deutschen Kirchenlieder.
Man muß Pfarrer Horvath diese Initiative hoch anrechnen, denn es gehörte großer Mut dazu in einer Zeit, da die niederen Instinkte über alles Deutsche triumphierten, sich so zu exponieren. Daß dieser Mut nicht selbstverständlich war, mußten die evangelischen Landsleute erfahren. Sie blieben ohne eine regelmäßige seelsorgerische Betreuung. Es kam vor, daß der zuständige evangelische Pfarrer, trotz ausdrücklicher Bitte, auch von Seiten seines katholischen Amtsbruders, den Beistand nicht erbrachte. (52) In dieser Situation beerdigte Pfarrer Horvath anfänglich, als noch kirchliche Beerdigungen überhaupt möglich waren, evangelische Opfer der Zustände nach katholischem Ritus.
Nach Versetzung Horvaths trat im Lager eine Art priesterlose Zeit ein. Sein Nachfolger in Kosch war der deutschen Sprache nicht mächtig. Gegen Jahresende 1945 kam Pater Hanowsky von Krickerhau aus ins Lager und hielt Gottesdienste ab. Er war im ganzen Hauerland als sehr agiler Pallotiner-Pater bekannt und hieß im Volksmund allgemein »der kleine Missionär«. Er sorgte für die Aufstellung eines großen Holzkreuzes auf dem Lagerfriedhof, bei dessen Einweihung er mit scharfen Worten gegen die unmenschlichen

Zustände im Lager anging. Daraufhin wurde ihm der weitere Zutritt zum Lager verboten. (53)
Im April 1946 erhielten die katholischen Lagerinsassen kirchlicherseits einen eigenen Geistlichen. Josef Dovala, (54) der sehr gut deutsch sprach, wurde mit der Seelsorge im Lager beauftragt. Im damals schon eingerichteten Lazarett hielt er an zwei zusammengeschobenen Tischen im Wartezimmer seine ersten Gottesdienste ab. Später wurde der Raum, in dem die ehemaligen jüdischen Lagerinsassen ihre Kegelbahn eingerichtet hatten, dafür freigegeben und in einen brauchbaren Zustand versetzt. Schließlich stellte die Lagerverwaltung die Hälfte einer Baracke für den Gottesdienst zur Verfügung. Die beiden Vinzentinerinnen, die für die Krankenhilfe eingesetzt waren, halfen auch bei der Vorbereitung und Durchführung der Gottesdienste. Eine der Schwestern sprach gut deutsch. Dovala war als ausgeprochen deutschfreundlich bekannt und wurde dafür von der Lagerleitung mißtrauisch beobachtet. Seine regelmäßigen Gottesdienste waren immer überfüllt. Er suchte auch sonst das Los der Insassen zu bessern.
In diesem Jahr wurden die Kinder des entsprechenden Alters auch für die erste Heilige Kommunion vorbereitet. Eine Frau aus Drexlerhau erwarb sich dabei große Verdienste. Selbst eine schön gestaltete kleine Urkunde wurde den Erstkommunikaten als Andenken an den 22. September 1946 überreicht. Dovala wurde im Herbst 1946 als Kaplan nach Krickerhau versetzt. (55)
Auch 1946 gab es zunächst keine evangelischen Gottesdienste im Lager. Erst als der evangelische Geistliche Prof. Molner aus Preßburg zur Strafverbüßung in das Lager gebracht wurde, betätigte er sich in der Seelsorge und hielt Gottesdienste ab, die ebenfalls gut besucht waren, besonders als nach Weggang von Dovala die Katholiken wieder verwaist waren. (56)
Um die Gottesdienste zu verschönern, auch um den Dahinvegetierenden wieder etwas kulturelles Selbstbewußtsein zu geben, wurde von befähigten Insassen ein Singchor mit etwa 30 Mitgliedern gegründet, der es bald zu erstaunlichen Leistungen brachte. Auch außerhalb der Gottesdienste sang der Kreis aus verschiedensten Anlässen. Bald konnte Schuberts »Deutsche Messe« vollständig gesungen werden. Noch zu Ostern 1947 sang der Chor, dessen Mitglieder inzwischen wegen der Abschiebung mehrfach gewechselt hatten, bei der Auferstehungsfeier und am Ostersonntag und Montag eine Johannes- und eine Matthäuspassion. Solche Anlässe ließen sich auch das Verwaltungs- und Bewachungspersonal als Zuhörer nicht entgehen.
Nach einem slowakischen Zeugen soll eine Art Kirchenbuch in einfachen Schulheften im Lager geführt worden sein, in denen Taufen und mitgeteilte Sterbefälle eingetragen wurden. Bei der Lagerauflösung seien diese Hefte in der Pfarrei zu Kosch hinterlegt worden. (58)

Um nicht unwiederbringliche Zeit bei der Bildung der Jugendlichen und Kinder ungenutzt verstreichen zu lassen, konnte auf Anregung einiger deutscher Lehrer und Lehrerinnen ein Raum für den Unterricht der Schulpflichtigen in einer Baracke eingerichtet werden. Diese »Schule« bestand vom Mai 1947 bis in das Jahr 1948 hinein.

Weitere Besserung der Zustände

Mit dem Frühjahr 1946 nahmen die Verhältnisse im Lager mehr und mehr menschlichere Züge an. Ausplünderungen der »Neuzugänge«, wie sie im Vorjahr rigoros praktiziert wurden, kamen nicht mehr vor. Sie behielten ihren eingebrachten Besitz. Besuche von »draußen« waren möglich. Post und Geldempfang war erlaubt.
An ihre Spareinlagen bei Geldinstituten auf slowakischem Boden kamen die Internierten nicht heran. Um die Jahreswende 1945/46 wurden die Sparbücher eingesammelt mit dem Hinweis, daß die Anerkennung der Konten durchgeführt werden müsse. Im guten Glauben zahlten die Inhaber auch noch die verlangte Gebühr zwischen fünf und zwanzig Kronen. Sie haben weder die Bücher, noch Geld daraus je wieder gesehen.
Die Zwangsarbeit bestand weiterhin, nur mußten die Frauen das Holz nicht mehr bis ins Lager tragen, sondern nur zu einer Stelle im Wald, wo es mit Wagen abtransportiert werden konnte. Für diese Schwerarbeit gab es jetzt auch tatsächlich eine Zusatzverpflegung.
Die Bergarbeiter wurden nicht mehr in ihren Sonderlagern in Nováky und Krickerhau bewacht. Sie galten als »Freie«, mit vollem Lohn und ungekürzter Lebensmittelzuteilung. Die slowakische Bergwerksverwaltung tat alles, um die Kohleförderung zu steigern. Eine größere Anzahl slowakischer Bergleute wollte nicht mehr in den Schacht zurück, wollte leichtere Verdientsmöglichkeiten, als Lohn für ihre Teilnahme am Kampf gegen den Faschismus. Etliche verdingten sich lieber als Lager-Wächter bei der Internierung der Deutschen. Deshalb wurden Arbeiter unter den aus dem Ausland heimkehrenden Slowaken geworben und 1946 im besonderem Maße auch unter den Deutschen, auf freiwilliger Basis. Freilich kamen Diskrimierungen am Arbeitsplatz vor, zum Beispiel bei der Zuteilung der Arbeit und der Ausrüstung.
Umfangreicher wurde auch die »Vermietung« von Arbeitskräften. Es wurde von den meisten Lagerinsassen als willkommene Gelegenheit empfunden, sich bei anständiger Behandlung etwas Geld zu verdienen. Nunmehr stand auch dem Arbeitenden ein Teil des Lohnes zu.

Die Bewachung im Lager wurde besonders in der zweiten Jahreshälfte 1946 lascher, der Zaun »durchlässiger«. Kontrolle über Kommende und Gehende wurde zeitweilig recht lässig ausgeübt. Aber auch mit Duldung der Posten konnten Insassen sich in umliegenden Dörfern, hauptsächlich in Kosch, Gelegenheitsarbeiten suchen, um an Geld für dringende Einkäufe zu kommen. Die slowaksichen Bauern konnten damals noch frei wirtschaften.
Ein cleverer Insasse hatte sich sogar im Sommer 1946 auf das Vermitteln solcher Arbeitsmöglichkeiten verlegt. (59) Pro Tag konnten Männer, außer mit guter Kost mit 80 Kronen rechnen. Umgangen wurde nach Möglichkeit die schwere Arbeit im Wald. In einem Falle wurde ein »Verbindungsmann« von Insassen bedroht, weil er der Lagerleitung bei der Aufstellung von Frauengruppen für die Holzarbeit im Walde behilflich war. (60)
Die Lagerverwaltung mischte und kassierte bei den privaten Vermittlungen nicht mit. Nur bei »Mietung« durch Betriebe, die meist mehrere Kräfte, ja ganze Gruppen brauchten, war sie nicht zu umgehen. Ebenso, wenn die Statusänderung als »freier«, also vom Lager völlig unabhängiger Arbeiter, angestrebt wurde. Solche Entlassungen kamen in diesem Zeitabschnitt vor, wenn die Betreffenden als »zuverlässig« galten, Fürsprecher hatten oder als Spezialisten galten. Sie waren die Vorstufe zur Wiedereinbürgerung.
So mancher benutzte die lässige Bewachung, um heimlich das Lager zu verlassen, unter Inkaufnahme einer Bestrafung beim Erwischtwerden, um in ihren Heimatdörfern die Entwicklung zu erkunden. Vor allem interessierte sie, was mit ihrem Eigentum mittlerweile geschehen war. Sogar von Besuchen bei den neuen Besitzern wird berichtet, die mitunter auch schief ging. Wer aber Komplikationen scheute, nicht als unzuverläßlich galt und einen plausiblen Grund angeben konnte, erhielt von der Lagerleitung eine »Prepuska«, mit der er sich »draußen« unangefochten bewegen konnte.
Es gelang auch, Kinder aus dem Lager zu schleusen, damit sie sich bei freien Verwandten oder Bekannten erholen konnten, was besonders in der 1. Jahreshälfte 1946 noch sehr wichtig war. Selbst den ganzen Winter über und darüber hinaus, konnten Kinder bei mitleidigen Slowaken legal als »Arbeitskräfte« verbringen und wurden erst kurz vor der Abschiebung der Familie in das Lager zurückgeholt.
Diese Art von Inobhutnahme von Kinderen kam auch bei Familien vor, die außerhalb des Lagers unter schwierigen Verhältnissen, ohne Lebensmittelkarten lebten. Daß solche Maßnahmen die Familien auseinanderbrachten, mußte als kleineres Übel in Kauf genommen werden. Josef G. aus Krickerhau berichtet dazu unter anderem:
»... Wir wurden wieder in das Lager Nováky gebracht, wo ich meine Frau und ein sechsjähriges Töchterchen noch vorgefunden habe (im Januar 1946). Die

übrigen Kinder waren auf eine Art Sklavenhandel, von Slowaken aus dem Lager herausgeholt worden. Zwei der Mädchen waren bei Kindern, zwei Jungen bei der Küheversorgung, ein Junge war nach Tyrnau als Waisenkind in ein Kloster aufgenommen worden.« (61) Auch Adoptionsanträge seitens slowakischer Familien kamen vor. Häufig kam es bei der Rückholung der Kinder aus ihrem »Dienst« zu Tränen auf beiden Seiten, als die Abschiebung durchgeführt werden sollte. Gerade diese Aktionen zur Bewahrung der Kinder vor Schlimmerem sind Beweise für das gewachsene gute Einvernehmen der Slowaken zu ihren Deutschen.

Bezahlte Gelegenheitsarbeiten, die etwa ab Sommer 1946 durch die Lagerverwaltung vermittelt wurden, zum Beispiel Be- und Entladungen auf Bahnhöfen, wurden gerne angenommen. Viele der Insassen, die mit keiner materiellen Hilfe von außen rechnen konnten, waren bitter arm und nahmen jede sich bietende Gelegenheit wahr, zu etwas Geld zu kommen. Waren anfänglich alle im Lager arm, begann allmählich eine materiell bedingte Schichtung, mit allen negativen Merkmalen, sich herauszubilden.

Aus Leuten in der Verwaltung und den Wachmannschaften hatte sich eine Clique zusammengetan, die illegalerweise ein Büfett einrichteten und Handel mit verschiedenen Waren, die hauptsächlich aus amerikanischen Spenden stammten und bei der slowakischen Bevölkerung nicht so begehrt waren, betrieben. Die Internierten waren nicht wählerisch, kauften auch zu überhöhten Preisen, soweit sie Geld besaßen. Das Büffet wurde eines Tages von Amts wegen geschlossen. Andere »Geschäfte« sollen mit Holzschiebereien auf Kosten der Kräfte und Gesundheit der Internierten erfolgt sein. Habgier soll auch der wahre Hintergrund der lässigen Lagertorbewachung 1946 gewesen sein. Der Lebensmittelbedarf wurde nach der Zahl der in den Lagerlisten verzeichneten Insassen abgerechnet. Je mehr von ihnen »unterwegs« waren, desto weniger wurde im Lager kosumiert, um so größer war der verwertbare Überschuß. (62)

Mehrfach hatten sich Lagerinsassen an das CICR in Prag gewandt mit der Bitte um Abschaffung der gröbsten Mißstände. Gegen Jahresende 1946 wurde wieder eine Visite angekündigt. Daraufhin wurden Untersuchungen eingeleitet die ergaben, daß die Verpflegung nicht den festgesetzen Normen entsprach. Der Verwalter der Wirtschaftseinrichtungen, als auch der slowakische Koch verloren ihre Posten.

In der Küche hatte fortan ein Preßburger Deutscher das Sagen, der seine Aufgabe weiterhin zur Zufriedenheit erfüllte. (63)

So wie sich die Baracken mit den einsetzenden Ausweisungen ab Mai 1946 leerten, wurde für Nachschub aus den deutschen Gemeinden des Hauerlandes gesorgt, in der 2. Jahreshälfte auch aus anderen Lagern der Slowakei,

von denen aus Abschiebungen nicht durchgeführt wurden. Wie beispielsweise aus Unterturz die dort noch vorhandenen Deutschen nach Nováky kamen, schildert Georg W. so: »Im Juli 1946 wurde uns der Beschluß unserer Ausweisung (schriftlich) mitgeteilt. Pro Person durften wir 30 kg Gepäck mitnehmen, das am Morgen an die Straße zu stellen war. Die Häuser wurden zublombiert, das Gepäck mit Pferdewagen nach Johannesberg gefahren und dort in den Zug verladen, der uns nach Nováky in das Sammellager brachte. Dort mußten wir noch vier Wochen warten, bis wir drankamen. In dieser Zeit haben wir die ersten drei Wochen Tag und Nacht im Freien zugebracht, weil

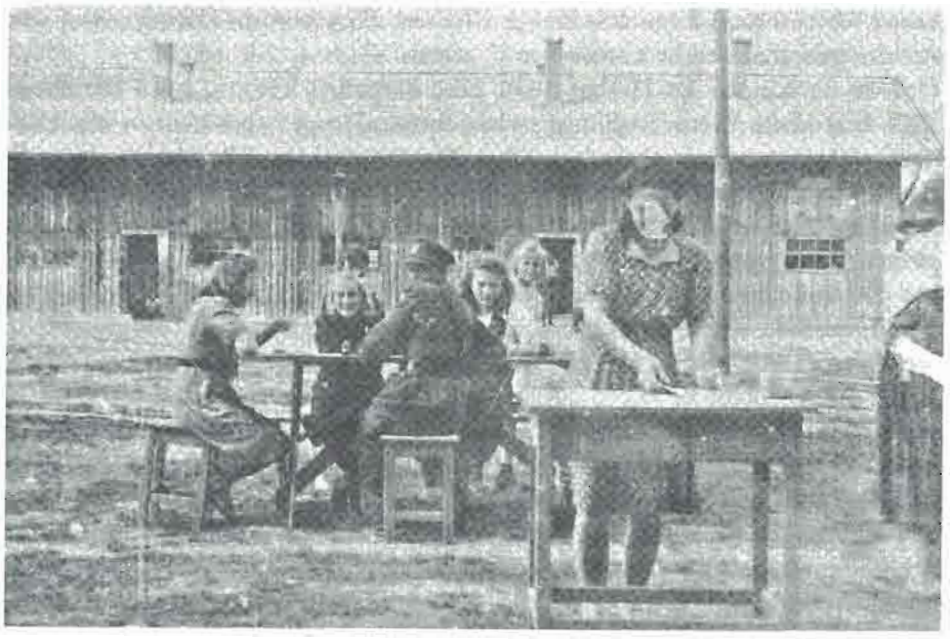


Bild aus dem Lager

die Baracken überfüllt waren. Familien mit Kleinkindern hatten das Vorrecht. In der letzte Woche, wo wir hineindurften, haben wir schmerzhafte Erfahrungen mit dem Ungeziefer gemacht . . . Jeden Mittag gab es Bohnensuppe, aber wir waren immer satt. Das Essen wurde in Loren auf Schienen in unseren Lagerabschnitt geschafft, die von einem überaus mageren Ochsen gezogen wurden . . .« (64)

Ein anderer Zeitzeuge der zweiten Phase des Lagers, Raimund M. aus Drexlerhau, damals neun Jahre alt, hat ebenfalls seine Erinnerungen festgehalten. Er kam mit der Mutter und zwei Schwestern erst am 13. April 1946 aus

der Evakuierung in Böhmen, landete in Kremnitz und wurde am 8. August 1946 dort vom Militär »eingesammelt«, um zur Ausweisung nach Nováky gebracht zu werden. »Mein erster Eindruck vom Lager war, daß man uns menschlich behandelte, und das war in jener Zeit schon viel . . . Es regnete keine Fußtritte, wie ich dies von den Tschechen gewöhnt war . . . Hinter der Baracke hatten wir Löcher in die Böschung gestochen, sie mit altem Blech überdeckt, und so kleine Herde konstruiert . . . so konnte auch zusätzlich etwas gekocht werden . . . Zweimal am Tage gab es Essen, mittags Eintopf mit Fleischeinlage, morgens Kaffee mit Brot und Marmelade . . . gehungert haben wir jedenfalls nicht. Daß es Sonntag war, merkte ich daran, daß mich meine Mutter zum Lagerfriedhof (mitnahm). Hier konnte man erahnen, daß es am Anfang auch hier anders war . . .« (65)

Daß es auch noch im Herbst 1946 hart hergehen konnte, weiß der Zeuge Dipl.-Ing. Hans F. aus Preßburg zu berichten: »Eines Tages hieß es, alle Männer müßten zu Holzarbeiten in den Wald antreten. Wir ahnten schwere Anstrengungen und außer mir waren viele noch reichlich entkräftet. Niemand hatte anständige, warme Kleider und Schuhe. Wir versteckten uns und gingen nicht zum Appell. Daraufhin wurde die ganze Gendarmerie aufgeboten und holte uns aus unseren Verstecken. Wir mußten also mit. Einige Tage darauf wurden wir noch durch eine vierundzwanzigstündige Einbunkerung, ohne Verpflegung, bestraft. Mit Lastkraftwagen ging es etwa 25 Kilometer in die waldreichen Krickerhauer Berge. Den ganzen Tag hindurch mußten schwere Buchenklötze von den Höhen abschnittsweise mit bloßen Händen soweit heruntergeschubst werden, bis sie unten von Fuhrwerken verladen werden konnten. Der »Bulldog« (ein narbengesichtiger roher Gendarm) stand mit (einem) Stock schreiend hinter uns und suchte die Männer immer in Schwung zu halten. Zu Mittag erhielt jeder ein Stück Brot und etwas 'Powidl' (Pflaumenmus). Am späten Nachmittag ging der Transport wieder zurück. Einige Male im kaltfeuchten Herbst mußten wir diese Hänge hinauf, bis alles Holz hinuntergeschafft war.« (66)

Hans F. führt dann noch weiter aus, daß es sich nicht, wie ihnen gesagt wurde, um Holz für das Lager handelte, sondern um eine Schieberei, an der der »Buldog« beteiligt war.

Verantwortliche im Lager

Der erste Lagerleiter war ein »verdienter« Partisane mit dem Namen Žid und stammte aus Klin bei Sillein. Er wird im slowakischen Partisanen-Schriftum lobend erwähnt. Ein guter Deutscher war für ihn nur ein toter Deutscher. Er

ist verantwortlich für die Unmenschlichkeiten des Jahres 1945 in seinem Machtbereich, mit den vielfachen tödlichen Folgen.
Nach dem Eingreifen des CICR wurde ein Zipser Slowake namens Mensátor-Heresz Lagerleiter. Er ging ebenfalls aus den Reihen der Partisanen hervor, war jedoch nicht so haßerfüllt wie sein Vorgänger. Nur zufällig soll er auf die Seite der Partisanen gelangt sein. Im Laufe des Jahres 1946 erhielt er eine ähnliche Position im Bereich der Lager für Deutsche in der Zips.
Als Schläger gefürchtet waren unter anderen in Nováky die Gendarmen Bugel, Stefke, Zubaj und Belan.
Unter den späteren Wachmannschaften waren Gendarmerie-Schüler die aus Mischehen zwischen Deutschen und Slowaken stammten und 1943/44 in die Reihen der Waffen-SS geraten waren. Nun sollten sie sich im Lagerdienst bewähren. (67)
Ebenfalls zur Bewährung eingesetzt waren im Lagerbetrieb ehemalige Offiziere der Slowakischen Armee, die als unzuverlässig eingestuft waren. Diese Gruppen neigten eher dazu, mit den Lagerinsassen zu fraternisieren.
Mit Dankaberkeit soll auch jener gedacht werden, die, obzwar im Amt und Würden, den verfolgten Deutschen in jenen Tagen halfen, wo und wie sie nur konnten. Zwei sollen genannt werden: Der Bezirkshauptmann von Priwitz, Dr. Lexmann und der Stadtpolizei-Kommandant von Priwitz Johann Banyar. (68) Auch unter der Wachmannschaft gab es 1946/47 Menschen mit Herz. So benahm sich zum Beispiel der Stabswachtmeister Sauša stets anständig zu den Deutschen. Er ließ die Männer an Feiertagen und Sonntagen schwarz in die Heimatorte ziehen, wenn sie versprachen, pünktlich wieder zurückzukehren. Dafür wurde er degradiert,als dieses Verhalten durch seine Kollegen aufkam. (69)

Andere Lager im Hauerland

Obzwar das Lager Nováky stets um ein Vielfaches seines planmäßigen Fassungsvermögens (etwa 2.000 Personen) überbelegt war - zeitweilig wurden 8.000 Insassen geschätzt - reichte es nicht aus, um alle heimkehrenden Deutschen des Hauerlandes und der auf der Durchreise abgefangenen Zipser hier zu internieren. Zudem brauchte man Leute für unliebsame Arbeiten in den einzelnen Gemeinden in der Land- und Forstwirtschaft. So gab es in jedem größeren Ort provisorische Lager in die die Heimkehrer, die ja nicht in ihre eigenen Häuser durften, eingewiesen wurden. Zudem gab es örtliche Zwangslager, in denen nur landwirtschaftliche Arbeiterinnen untergebracht waren.
Überörtliche Funktion hatte das Lager in Johannesberg (Piargy, seit 1948 in

Kremnické Bane) und Neuhau (Nová Lehota, 1976 mit Krickerhau vereinigt), weil dort Rückkehrer auch aus anderen Orten zwangsweise hinkamen.
Die für Johannesberg bestimmten Heimkehrer mußten zunächst Aufenthalt im Kremnitzer Gefängnis nehmen. Die arbeitsfähigen Männer wurden dort behalten und kamen zu verschiedenen Einsätzen in der Stadt, am Tunnel bei Nevolné, später auch bei der Talsperre an der Orava. Die anderen mußten hinauf nach Johannesberg, wo ihnen das Schulgebäude und andere beschädigte Häuser als Zwangsaufenthalt dienten.
Für die Versorgung dieser Unglücklichen aus der Kremnitzer Umgebung schien vorderhand niemand zuständig zu sein. Sie hungerten, und es kam zu Todesfällen wegen ungenügender Ernährung. »Nech zdochne!« schien auch hier der geltende Grundsatz zu sein. Erst nach Wochen gab es eine sehr geringe Lebensmittelzuteilung. Die Lagerinsassen waren auf heimliches Betteln angewiesen. Wie in Nováky konnten sich diejenigen glücklich schätzen, die bei slowakischen Privatleuten arbeiten konnten, bzw. »freie« Verwandte oder Bekannte hatten und auf diese Weise an Lebensmittel kamen, für sich und ihre Familienmitglieder im Lager.
Frau Ida W. aus Drexlerhau, damals 15 Jahre alt, hatte sich 1945 voller banger Hoffnung mit ihrer Familie in einer Gruppe anderer Drexlerhauer aus der Evakuierung in ihren Heimatort begeben. Dort wurde ihr und den anderen ein Bleiben verwehrt. Zu Fuß wurden sie nach Kremnitz und weiter nach Johannesberg eskortiert. Im dortigen streng bewachten Lager herrschte Pán Putiš, ein grober Zigeuner aus Kuneschhau, der mit »Pán Predseda« (Herr Vorsitzender) angeredet werden mußte und Angst um sich verbreitete. Frau W. berichtet weiter: »Wir schliefen alle auf dem Fußboden und auf engstem Raum. Einer der Räume diente als Küche. Hier kochten die Großmütter gemeinsam für die Kinder, denn die Mütter mußten jeden Morgen aufs Feld. Während die Frauen und Mädchen von der Gemeinschaftsküche verpflegt wurden, gab es für Kinder und Alte zugeteilte Rationen an Nahrungsmitteln, von denen sie sich die Mahlzeiten zubereiten mußten. Wir größeren Mädchen mußten mit unseren Müttern jeden Morgen zur Arbeit antreten . . . Mit Fluchen und Schimpfen trieb man uns zur Eile an. Man hatte Spaß daran uns zu schikanieren . . .« (70) Weiter sagt sie, daß es eine Erlaubnis zum Verlassen des Lagers ohne Aufsicht nur selten gab. Ohne eine solche war es gefährlich, sich außerhalb des Lagers zu bewegen. Trotzdem hätte manche Frau der Hunger ihrer Kinder das Risiko eingehen lassen sich heimlich zu entfernen, um zu betteln. Oft seien solche Frauen verprügelt und mit leeren Händen zurückgekommen. Auch von hier aus und dem Gefängnis in Kremnitz wurden Leute zur Arbeit vermietet. Für Antifaschisten waren solche »Arbeitsüberlassungen« kostenlos.

Vereinzelt ergibt sich aus Berichten, daß in auch ehemals rein slowakischen Gebieten mit mehr Mitgefühl für die im tiefen Elend steckenden Deutschen gerechnet werden konnte, als im Gebiet des Hauerlandes selbst oder den unmittelbar benachbarten slowakischen Ortschaften. Möglicherweise hängt das damit zusammen, daß sich hier viele »Neubürger« befanden, denen deutscher Besitz in den Schoß gefallen war oder auch nur solche, die materielle Vorteile durch die Rechtlosigkeit der Deutschen hatten und nun durch ihr Erscheinen in bewußte oder unbewußte Zweifel gerieten und so eine psychologische Abwehrstellung sich aufbauten.
Als der Herbst 1945 ins Land zog, nicht geheizt werden konnte, und die Rationen in Johannesberg immer dürftiger wurden und schließlich ganz erschöpft waren, meuterten die Frauen und kämpften um das Leben ihrer Kinder. Sie hatten Erfolg. Noch vor Einbruch des Winters wurden die Internierten in Johannesberg nach Neuhau verlegt.

Nicht viel besser waren die Verhältnisse im »Lagerdorf Neuhau«. Hier war der gesamte Ortsbereich strengen Beschränkungen unterworfen und von bewaffneten Posten bewacht. Die dort lebenden Deutschen durften den unmittelbaren Ortsbereich ohne schriftliche Genehmigung nicht verlassen. Die Verpflegung erfolgte teils aus einer Gemeinschaftküche, teils aus eigenen Zubereitungen aus den gering bemessenen Lebensmittelzuteilungen, die weit unter denen für Slowaken lagen. Im Herbst 1945 fand hier eine weitere Konzentrierung jener Deutscher statt, die den Plänen der »Volksauschüsse« für die ehemals deutsche Umgebung von Kremnitz im Wege waren.
Neuhau war hauptsächlich ein Lager für Bergarbeiter und deren Angehörigen. In der Nähe des Ortes gab es eine Schachtanlage der Krickerhauer Kohlengruben.
Im November 1945 arbeiteten in diesen Gruben wieder und 2.300 Bergleute, davon 500 Deutsche, die in Lagern von Krickerhau und hier in Neuhau vegetierten. Ihre Leistungen und ihr guter Wille fanden Anerkennung, was sich in einer Verfügung des Preßburger Innenministerium niederschlug, wonach sie mit Wirkung vom 14. Dezember 1945 aus den Zwangslagern zu entlassen und mit ihren Familien voll in die Versorgung einzubeziehen seien. 131 dieser freigewordenen Bergleute erhielten Wohnungen in Neuhau. So verlor der Ort allmählich den Charakter eines Internierungslagers, besonders, als im Verlauf des Jahres 1946 die meisten Deutschen zum Abschub in das Lager Nováky befohlen wurden.
Anfang 1946 arbeiteten in den Krickerhauer Gruben 796 Deutsche, von denen im Verlauf der Aussiedlungen nur 222 blieben, und denen man gerne die ČSR-Staatsbürgerschaft gab.

Ein Versuch, die vor Kriegsende nach Brüx (Most) evakuierten erfahrenen Bergleute wieder zu Rückkehr in die Krikkerhauer Gruben zu bewegen, hatte keinen großen Erfolg. Nur 10 bis 15 Familien entschlossen sich zu diesem Schritt. (71)

Besonders gefährdet, hauptsächlich durch Soldaten der Roten Armee, waren Frauen und Mädchen in den ersten Monaten nach Kriegsende, die bei landwirtschaftlichen Großbetrieben Zwangsarbeit leisten mußten und dort in Massenquartieren zusammengefaßt waren.

Ein solches Lager war beispielsweise im Oberort von Krickerhau eingerichtet, wo neben Krickerhauerinnen hauptsächlich Kuneschhauerinnen schwere Arbeit bei ungenügender Verpflegung verrichten mußten. (Siehe Berichte bei Kapitel »Rückkehr«)



Letztes Zeichen des Lagerfriedhofes Novàky. Das Kreuz wurde seinerseits auf Betreiben Pater Hanovskys errichtet.

Erläuterungen und Quellenangaben

1) Bezeichnung für Menschen deutscher Abstammung und Muttersprache die nicht Staatsbürger Deutschlands oder eines deutschsprachigen Landes waren. Im Dritten Reich wurde dieser schon lange vorher bekannte Begriff in den amtlichen Sprachgebrauch eingeführt und bekam im Laufe der Zeit den Ruch des zweitklassigen Deutschen. 2) Das erste auf ČSR-Boden am 5. April 1945 in Kaschau (Košice) durch die provisorische »Regierung der nationalen Front« verabschiedete Regierungsprogramm. In diesem wird bei »feindlichen« Minderheiten, zu denen dieDeutschen und die Madjaren (Ungarn) gezählt wurden, nach drei Personengruppen unterschieden: Den Antifaschisten mit allen Rechten, den anderen, deren Staatsbürgerschaft aufgehoben und über ihren Status individuell entschieden werden sollte und den Verbrechern gegen die ČSR, die

ausgewiesen werden sollten, soweit sie nicht der Todesstrafe verfielen. 3) Die Maßnahmen gegen Deutsche wurden per Präsidetendekret erlassen. Siehe hierzu auch Abschnitt Vertreibung. 4) Skarba erhielt eine slow. Schulbildung und schloß sich mit seiner Fam. dem Slowakentum an. Nach Äußerungen zu deutschen Verwandten, sei seine Beteiligung an der Internierung und Ausweisung unausweichlich gewesen. Seine Mitarbeit muß aber z.B. an der Haltung jenes Mädchens gemessen werden, das ebenfalls aus Paulisch stammt und sich weigerte bei der Ausweisung im Lagerbüro Nováky Dienst zu tun. Siehe Anm. 12), 5) Die Hlinkagarde war eine halbmilitärisch organisierte Aktivisteneinheit der von Pater Hlinka gegründeten und entscheidend geprägten slowakischen Volkspartei, die während der ersten ČSR Trägerin des Autonomiegedankens und in der Slowakischen Republik Staatspartei war. 6) Angaben zum Judenlager u. And. bei Kamenez, Ivan: Židovsky koncentračny a pracovny tábor v Novákoch. Horna Nitra III, B. Bystryca 1966. 7) Pfarrer A. Pozdech wirkte in der Blumentaler Kirche in Preßburg. Näheres in: Zbornik Slovenského nar. povstania. (Sammelband), Toronto 1975, S. 296. 8) Bericht liegt vor im Archiv der Zeitschrift »Unser Hauerland«. Das Archiv wird weiterhin als UHA bezeichnet. 9) Bericht im UHA, S. 2, 10) Bericht im UHA, S. 12; 11) Bundesarechiv Koblenz (Weiterhin als BAK bezeichnet), Akte Ost-Dok 2/384, S. 1368 u. 1369; 12) Näheres in: Der Leidensweg der Karpatendeutschen. Red. von Dr. A. Hudak, Stuttgart 1983, S. 86 ff; 13) BAK, Ost-Dok. 2/381, S. 217 u. 2/382, S. 495, 759; 14) BAK; Ost-Dok. 2/381,S. 43; 15) UHA, Bericht Johann St., S. 2; 16) BAK; Ost-Dok. 2/381, S. 43 u. UHA, Bericht Johann St., S. 3; 17) Im Buch Dokumentation der Vertreibung der Deutschen . . ., Band IV/2, Berlin 1957 (Weiterhin als Buch-Dok. bezeichnet), S. 783; 18) BAK, Ost-Dok. 2/381, S. 167 f u. Buch-Dok. S. 782; 19) BAK, Ost-Dok. 2/383, S. 759; 20) BAK, Ost-Dok. 2/381, u. Buch-Dok, S. 781 f; 21) Drexlerhauer Familienblatt, Odelzhausen, 28. Ausgabe 1985, S. 22 (weiterhin als DF bezeichnet); 22) BAK, Ost-Dok. 2/381, S. 217, 23) Buch-Dok. S. 782; 24) BAK, Ost-Dok. 2(381, S. 215; 25) UHA, Bericht Ulrich F., S. 4; 26) UHA, Bericht Josef G., S. 14; 27) Deters, T.: Tscherman in der Slowakei. Quakenbrück 1982, S. 242; 28) UHA, Bericht Josef G. Krickerhau, S. 13; 29) Zur Ernährung mehrere Berichte im BAK; Ost-Dok. 2/384; 30) UHA,Bericht Josef G., S. 12; 31) UHA, Bericht eines slow. Zeugen; 32) Dazu mehrere Berichte, z.B. BAK; Ost-Dok. 2/381, Ber. Mathias D., S. 20; UHA, Ber. Josef G., S. 13; BAK, Ost-Dok 2/384, S. 1416; 33) Buch Dok., S. 783; 34) UHA, Ber. s. 4; 35) BAK, Ost-Dok. 2/381, S. 217 u. 2/382, S. 759, 36) BAK, Ost-Dok. S. 2/384, S. 1372 f; 37) BAK; Ost-Dok. 2/383, S. 895; 38) UHA, Schreiben Josef D.; 39) BAK; Ost-Dok. 2/381,s. 212; 40) BAK, Ost-Dok. 2/381,S. 5; 41) DF, 29. Ausgabe, S. 21 u. 24; 42) UHA, Tonbandaufnahme durch M. Storzer, Voerde und Ber. Josef G., Krickerhau, 43) UHA, Bericht Johann St., S. 4; 44) BAK; Ost-Dok. 2/384, S. 1280; 45) UHA, Ber. S. 6; 46) DF, 28. Ausgabe, S. 22; 47) Dunand, G.: Ne perdez pas leur trace. Neuchatel, 1950,S. 240; 48) Dunand, G.: De Sarajevo à Hiroshima. 2. Band, Genf 1978, S. 560 ff; 49) DF, 29.Ausgabe. S. 25; 50) Orginalschreiben im UHA; 51) Nach einem slow. Zeugen, Beleg im UHA; 52) BAK, Ost-Dok. 2/384, S. 1416; 53) Nach einem slow. Zeugen, Beleg im UHA; 54) Dovala war zeitweilig Kaplan in Glaserhau und während des Krieges im Auftrage der slow. Regierung auf Grund eines Staatsvertrages in der Seelsorge bei den Slowaken tätig, die in Deutschland arbeiteten; 55) Nach mehreren Belegen,auch von slow. Seite. Wiedergabe des Andenkenblattes im DF. Dez. 1980, S. 11; 56) BAK, Ost-Dok. 2/383, S. 919; 57) BAK, Ost-Dok. 2/383, S. 915; 58) Nach einem slow. Zeugen, Beleg im UHA; 59) Karpatenpost, Stuttgart, Okt. 1976, S. 7; 60) Tonbandaufnahme mit Anton M., im UHA, 61) Bericht S. 32 im UHA; 62) BAK, Ost-Dok. 2/383, S. 903 u. 905; 63) BAK, Ost-Dok. 2/383, s. 901 f; 64) Bericht im UHA; 65) DF, Dez. 1980,S. 10; 66) Buch-Dok., S. 731; 67) Tonbandaufnahme wie Anm. 60; 68) BAK, Ost-Dok. 17/26,s. 58; 69) BAK; Ost-Dok. 2/383, S. 887; 70) DF, Dez. 1981, S. 10; 71) Zahlenangaben nach: Handlová čierna a červena, (Autorenkollektiv) Preßburg 1966, S. 303 ff.

14. Die Vertreibung

Wie es zur Vertreibung kam

Der Gedanke, nationale Probleme durch Entfernen von Minderheiten auf Grund von Abkommen, beziehungsweise auf mehr oder minder gewaltsame Weise, ja selbst durch Völkermord zu lösen, ist in unserem Jahrhundert auch im europäischen Raum mehrfach aufgekommen und durchgeführt worden. So zum Beispiel auf dem Balkan, in der Türkei, der Sowjetunion und im Dritten Reich, als »Rücksiedlungen« von Volksdeutschen aus dem Südosten und aus Tirol. Auf grauenvolle Weise waren die Juden im Dritten Reich betroffen. Lange vor Ende des 2. Weltkrieges, teilweise schon 1938, tauchte bei Repräsentanten des tschechischen Volkes die Idee der zwangsweisen Entfernung der Deutschen aus den historischen Ländern (Böhmen, Mähren und Schlesien) der ČSR auf. (1) Grund für diese Überlegungen war der Umstand, daß die jahrhundertealten geographischen Grenzen dieser Länder nicht mit den Siedlungsgrenzen der Deutschen (Sudetendeutschen) und der Tschechen übereinstimmten. Bei der Gründung der ČSR 1918 gelang es den tschechischen Politikern, trotz des erklärten Selbstbestimmungsrechtes der Völker durch die Siegermächte, die über drei Millionen Sudetendeutsche in ihren Staat zu zwingen, nur um die historischen Grenzen Böhmens, Mährens und Schlesiens behaupten zu können. Ein ähnliches Problem hatten sich die Tschechen im östlichen Teil des neuen Staates aufgehalst. Dort wurden auf Grund uralter Gaueinteilungen in der Slowakei rund 650.000 Madjaren gegen ihren Willen ČSR-Staatsbürger. Ungefragt wurde auch die Bevölkerung der Karpatenukraine ein Teil des neuen Staates.
Zu allem Überfluß anerkannten die Tschechen die Slowaken nicht als gleichberechtigten Partner. Sie regierten die ČSR als Nationalstaat und wurden den berechtigten Interessen der anderen Volksteile nicht gerecht. So war der Untergang der innerlich nicht gefestigten Republik unausweichlich, als sie unter Druck von seiten des Dritten Reiches geriet. Alle Schuld aber sollten die Sudetendeutschen für diese Entwicklung haben, woraus entsprechende Maßnahmen gegen sie als moralisch berechtigt hergeleitet wurden.
Die Deutschen in der Slowakei und der Karpatenukraine (Karpatendeutsche) haben damals, bei den unvermeidlichen nationalen Auseiandersetzungen, als auch in der Folgezeit keine besondere Rolle gespielt, weder von ihrer Zahl her (rund 150.000), noch von ihrer politischen Aktivität. Diese »Anhängseleigenschaft« zum Sudetendeutschtum läßt sich auch mehrfach bei der Entwicklung zur Vertreibung, bei der internationalen Erörterung und bei der Durch-

führung des »Abschubes« (2) ablesen. Die jeweiligen Regierungen auf slowakischem Boden hatten mit diesen Deutschen keine ernsthaften Probleme. Aber im Zuge des Reinentischmachens waren sie mitbetroffen.
Der Ausgang des zweiten Weltkrieges bot den Tschechen die Möglichkeit ihren Traum, Landes- und Volksgrenzen in Übereinstimmung zu bringen, nunmehr gewaltsam zu verwirklichen. Hinzu trat das Bedürfnis nach Rache und Bestrafung der eigenen Deutschen, denen man die Schuld an der Entwicklung bis zum »Münchener Abkommen« gab. (3) Mit vorbehaltloser Unterstützung konnten sie dabei nur von seiten der Russen rechnen, denn diese hatten selbst aus okkupierten Teilen Polens viele Polen in Form einer »Bevölkerungsverschiebung« entfernt.
Schon während des Krieges warb die Exilregierung Beneš (4) bei den Westalliierten um Anerkennung ihres Anliegens, die Deutschen aus dem Gebiet der ČSR zu enteignen und auszuweisen, ohne jedoch eine klare Zustimmung zu erhalten. Die schließliche Duldung der Ausweisung wurde durch eine Politik der vollendeten Tatsachen herbeigeführt, indem unmittelbar nach dem Einmarsch der Sowjets mit der Austreibung der Deutschen begonnen wurde, durchwegs in brutaler Form, die vielen Betroffenen das Leben kostete. Sie richtete sich vor allem gegen die besitzende Schicht des Sudetendeutschtums und wurde auf tschechischer Seite hauptsächlich von nach fremden Besitz strebenden Elementen getragen, den brutalen »Revolutionsgarden« und von Soldaten der »Befreiungsarmee« des Generals Svoboda. Gelenkt wurde der »Volkszorn« von den neugebildeten Nationalausschüssen (Národny Výbor) mit Billigung der provisorischen Regierung.
Karpatendeutsche waren von dieser »ersten« Vertreibung nur in geringem Maße betroffen und nur soweit sie sich noch in ihren Evakuierungsorten im westlichen Teil der ČSR befanden. In der Slowakei waren die Madjaren vornehmliches Objekt erster Vertreibungen. Erst als die Lager im Preßburger Raum nicht mehr alle internierten Deutschen fassen konnten, wurden, ohne Absprache mit den Österreichern, im Sommer 1945 einige Hundert bei Engerau über die Grenze gejagt. (5)
Die »Potsdamer Konferenz« (6) vom 17. Juni bis 2. August 1945 brachte den Tschechen (und den anderen Vertreibernationen) die ersehnte Zustimmung der Großmächte, sich ihrer Deutschen zu entledigen, indem seitens der Russen ein einstimmiger Beschluß herbeigeführt wurde. Es wurde lediglich gefordert, daß die Abschiebung nach Deutschland in »ordnungsgemäßer und humaner Weise« erfolgen soll.
Die Großmächte verpflichteten sich die Abschiebung in einem künftigen Friedensvertrag mit Deutschland zu verankern. Ein solcher ist aber nie zustandegekommen und weil auch die Forderung Beneš, die Abschiebung in

die Kapitualtionsbedingungen für Deutschland aufzunehmen, von den Westmächten abgelehnt wurde, ist die Vertreibung von deutscher Seite nirgends anerkannt worden.
Mit der Zustimmung verbanden die drei Großmächte die Forderung, die bereits in Gang befindlichen vertragslosen und somit illegalen Austreibungen vorläufig einzustellen, bis die beteiligten Regierungen den Bericht ihrer Vertretungen beim Alliierten Kontrollrat in Berlin geprüft haben würden. Der Kontrollrat war von den Konferenzteilnehmern mit der Organisation, Lenkung und Durchführung des Abschubs der Deutschen beauftragt worden.
Mit dieser verordneten Pause war die ČSR-Regierung nicht zufrieden, sie hielt sich aber im großen und ganzen an die Auflage. Nach der Einigung im Kontrollrat wurde der ČSR zugestanden, wie gewünscht, noch 2,5 Millionen Deutsche loszuwerden. 1.750.000 sollten in der amerikanischen Besatzungszone Deutschlands aufgenommen werden, die anderen 750.000 wurden für die sowjetische Zone bestimmt. Mit beiden zuständigen Besatzungsbehörden schloß die ČSR-Regierung entsprechende Verträge, die alle Einzelheiten des Abschubes enthielten.

Der Weg zur organisierten Abschiebung

Bis zur vorübergehenden Einstellung der Ausweisungen waren nach Schätzungen etwa 700.000 bis 800.000 Deutsche, in erster Linie aus dem Ostsudetenland und aus Nordböhmen, in der Regel auf grausamste Weise, entfernt worden, davon etwa 150.000 nach Österreich. (7) Die Österreichische Regierung protestierte in vorsichtiger Weise im August 1945 gegen die »Massenaussiedlung tschechoslowakischer Staatsangehöriger deutscher Sprache über die österreichische Grenze«, was ihr Vorhaltungen über den Anteil der Österreicher am Kriegsgeschehen eintrug, aber immerhin das Versprechen erhielt, weitere Abschiebungen zu unterlassen und illegale Grenzübertritte zu unterbinden. (8)
Aus der amerikanisch besetzten Zone in Böhmen, wo zahlreiche Hauerländer untergebracht waren, wurden »wilde« Austreibungen im größeren Maße nicht bekannt. Immerhin wurden auch nach der Potsdamer Konferenz und vor Beginn der legalen Abschiebungen noch kleinere Transporte, vorwiegend mit Alten und Kranken, in die Sowjetzone Deutschlands gebracht. Nach tschechoslowakischen Angaben etwa 70.000. (9)
Die Masse der Sudetendeutschen harrte 1945 noch in ihren Heimatgemeinden. Im Gegensatz dazu wurden die Karpatendeutschen in der Regel sogleich

in Internierungslager gebracht. Erst im Spätsommer und im Herbst wurden im Sudetenland im größeren Maße Internierungslager eingerichtet, in die auch dort verbliebene Karpatendeutsche eingeliefert wurden. Diese Lager waren Teil der für den organisierten Abschub erforderlichen Maßnahmen.

Insgesamt wurden 107 Abschublager eingerichtet, beziehungsweise als solche erklärt, von denen sich drei auf dem Boden der Slowakei befanden. Das größte und am längsten bestehende war Nováky, dann der Kasernenkomplex in Poprad (Zips) und das Lager Engerau für den Preßburger Raum.

Die Aussiedlungsvereinbarungen mit den Alliierten

Nach den Entscheidungen auf der Potsdamer Konferenz einigten sich die Siegermächte über Quoten und Herkunftsgebiete der von ihren Besatzungsbehörden aufzunehmenden Vertriebenen. Für die Deutschen aus der ČSR waren Amerikaner und Russen zuständig.
Im Januar 1946 wurden die Verhandlungen zwischen dem ČSR-Außenministerium und den amerikanischen Besatzungsbehörden in Deutschland über die Modalitäten der »Aussiedlung« abgeschlossen. Darin wurde festgelegt die Ausstattung der Betroffenen mit Personalausweisen, mit ausreichender Bekleidung und Decken, Mitnahme von Gepäck bis 30 Kilogramm pro Kopf, warme Verpflegung auf der Fahrt und Mitnahme von Lebensmitteln für mindestens drei Tage. Weiter war festgelegt, daß in der kalten Jahreszeit die Waggons beheizbar sein mußten und pro Kopf 1.000 Reichsmark erlaubt waren. Ein tschechischer Amtsarzt sollte für den »gesundheitlich einwandfreien Zustand« der Transporte verantworlich sein. Familien sollten nicht auseinandergerissen werden, Kranke waren zunächst auszunehmen. Die Transportzüge, aus jeweils 40 geschlossenen Güterwaggons sollten nicht mehr als 1.200 Personen befördern. Täglich, außer Sonntag, waren zunächst vier solcher Züge vorgesehen. Als Übernahmestationen wurde Taus (Domažlice), Furth im Walde und Eger (Cheb) - Hof bestimmt. (10)
Der erste Transport nach diesen Vereinbarungen traf am 25. Januar 1946 aus Budweis in Furth i. W. ein. Weil sich die tschechischen Behörden nicht an alle Vereinbarungen hielten, wie Lebensmittelversorgung und sanitäre Bedingungen, besonders aber die Väter der Familien zurückhielten, kam es zur Intervention der Amerikaner. Sie führte zu strikten Anweisungen der ČSR-Regierung an die Bezirks-Nationalausschüsse (Národny Výbor) im Sinne der Intervention, um den Abtransport der Deutschen nicht in Frage zu stellen.
Ab 1. Mai 1946 galten neue Vereinbarungen mit den Amerikanern, wonach

täglich sechs Züge abgefertigt werden konnten, 50 Kilogramm Gepäck zulässig war, dafür nur noch 500 Reichsmark mitgenommen werden durften, beziehungsweise den Karpatendeutschen gegeben wurden, weil sie ja nicht aus dem Gebiet der Reichsmarkwährung kamen. Die Absperrung der Waggontüren während der Fahrt durch ČSR-Gebiet wurde unterlassen, die rücksichtslosen Körpervisitationen der Frauen durch tschechische Kontrollorgane wurden untersagt. (11)

Auch weiterhin gab es Veranlassung zur Beschwerde bei den Tschechen, und es kam erneut zu Festlegungen, wonach 70 Kilogramm Gepäck pro Kopf mitgeführt werden durften, die Bekleidung der Ausgewiesenen vollständig sein mußte, und noch einmal bedurfte es der Festlegung, daß kein Familienmitglied zurückgehalten werden durfte.

Zu entsprechenden Verhandlungen über den »geordneten« Abschub mit den Russen kam es erst Ende Mai 1946. (12) Der erste darauf basierende Transport erreichte am 10. Juni 1946 die Sowjetzone Deutschlands. Anfänglich wurden zwei Züge täglich mit je 1.200 Personen abgefertigt, später fuhren drei und vom 1. Juli bis 18. Oktober 1946 sechs Züge täglich, außer sonntags. Im Oktober 1946 wurde der Abschub in die Sowjetzone als im wesentlichen abgeschlossen erklärt. Er verlief nach ähnlichen Bedingungen wie bei den Amerikanern, nur sahen die Russen über Unzulänglichkeiten wie auch über gewichtige Abmachungsverletzungen, wie die Forderung nach kompletten Familien eher hinweg. Die Furcht vor den Russen war durch die Ereignisse beim Zusammenbruch bei der deutschen Bevölkerung nur noch vertieft worden. Es wurde von den meisten als weiterer Schicksalschlag empfunden, wenn eine Aussiedlung in die Sowjetzone unausweichich wurde. Selbst mit persönlichen Zuwendungen aus dem letzten Besitz an Verantwortliche für die Zusammenstellung der Transporte wurde versucht und erreicht, in die amerikanische Zone zu kommen.

Mit Mißtrauen begegneten die Tschechen der Forderung der Amerikaner im Sommer 1946, die Ausweisungen in ihre Besatzungszone zu drosseln, weil die wirtschaftliche Lage sehr schlecht sei. Tatsächlich wurden ab Mitte Juni nur noch vier Transporte täglich und im November drei Transporte wöchentlich aufgenommen. Schließlich hatte man sich darauf verständigt, den Abschub am 30. November 1946 bis April 1947 zu unterbrechen. Alle bisherigen Abmachungen behielten ihre Gültigkeit.

Die Ausweisung in die Sowjetzone war bereits am 18. Oktober 1946 plangemäß abgeschlossen worden. Die Russen erhoben keine Einwände gegen die tschechische Abschiebepraxis.

Kritik in dieser Frage mußten sich die Slowaken aus Prag gefallen lassen. In einer Aufzeichnung im Prager Außenministerium wird dazu am 11. Juni 1946

festgestellt: »In der Slowakei gibt es nicht mehr als etwa 40.000 aussiedlungspflichtige Deutsche, doch wurden bisher nur 12 Transporte abgefertigt. Die Slowaken haben von 15 Transporten bereits drei abgesagt, während in den tschechischen Ländern von 800 Transporten kein einziger abgesagt worden ist. Es wurde zum Beispiel bestimmt, daß im August zehn Transporte die Slowakei verlassen sollen, in diesen Tagen hat jedoch der slowakische Bevollmächtigte angesucht, daß nur vier Transporte abgefertigt werden. Der Erklärung des tschechischen Bevollmächtigten zufolge arbeitet die Aussiedlungsorganisation in der Slowakei sehr schwerfällig, und im Hinblick auf die Endtermine der Aussiedlung könnte die Gefahr bestehen, daß die Aussiedlung der Deutschen aus der Slowakei nicht rechtzeitg abgeschlossen werden wird.« (13)

Ergebnisse der zweiten Etappe der Vertreibung aus der ČSR

Nach tschechischen Angaben waren bis zum 30. November 1946 1.447.286 Deutsche in die amerikanische Besatzungszone Deutschlands »transferiert« worden und 750.000 in die sowjetische. Von den für 1946 vorgesehenen 2,5 Millionen verblieben noch »etwas über 300.000 Personen deutscher Nationalität«. Darunter solche, die in Industrie und Bergbau tätig waren, weiter solche, die in Mischehen lebten, solche, die als Antifaschisten galten und diejenigen die »aus Gründen der Menschlichkeit« von der Aussiedlung ausgenommen waren. Die Differenz zu der Zahl der Deutschen von 1938 wird mit Gefallenen des Krieges, mit Kriegsgefangenschaft und mit Flucht Betroffener erklärt (14) Nach amtlichen deutschen Angaben sind im Jahre 1946 in 1.111 organisierten Ausweisungstransporten 1.183.370, in Sondertransporten und als Einzelgänger 651.648 Deutsche aus der ČSR in der amerikanischen Zone angekommen. Zudem wurden in diesem Zeitraum und in den ersten drei Monaten 1947 noch 118.574 Vertriebene, die aus Österreich weitergeleitet wurden,aufgenommen. (15)

Über die in die Sowjetzone gebrachten und dort verbliebenen Sudeten- und Karpatendeutschen gibt es keine zuverlässigen Angaben. Die Militärbehörden der britischen Zone waren zur Aufnahme von Vertriebenen aus der ČSR nicht verpflichtet. Sie weigerten sich sogar die reichsdeutschen Zivilisten, die aus ihrer Zone stammten und sich auf dem Boden der ČSR befanden, zu übernehmen.

Wohl in keinem anderen Vertreiberland wurde der Abschub der Deutschen so hoch bewertet wie in der ČSR. In amtlichen Schriftstücken wird beispielsweise von »historischer Bedeutung«, von »brennendsten Problemen der

tschechischen nationalen und staatlichen Politik«, von »unser Kardinalproblem« und »unser lebenswichtiges Problem« gesprochen. Der Grund für diese Einordnung liegt nicht nur an der alleinigen Schuldzuweisung für den Untergang der ersten Republik. Aufschlußreich dazu ist die Rede des seinerzeitigen Innenministers Nosek bei der Abfertigung des symbolisch letzten Ausweisungszuges in Karlsbad am 29. Oktober 1946, wo er unter anderem sagte: »Der unermeßlichen Opfer eingedenk, mit denen unser Volk viele Jahrhunderte lang in ununterbrochenem Kampfe gegen die deutschen Angreifer seine Existenz erkaufen mußte und unserer Verantwortung gegenüber unseren Kindern und den künftigen Generationen bewußt, mußten wir angesichts der glücklichen Wende im letzten Kriege die Säuberung unserer Länder von dem uralten Feind und Stifter allen Leides und aller Unterdrückung unseres Volkes zur vordringlichsten Aufgabe erheben.« (16)

Mit großer Beflissenheit wird tschechischerseits nach innen wie auch international die Art der Vertreibung der Deutschen als human darzustellen versucht. Nicht nur um der zunehmenden internationalen Kritik entgegenzutreten, sondern es entsteht der Eindruck, daß auch das tschechische Gewissen zu beruhigen war. Selbst in internen Staatspapieren ist dieses Bedürfnis zu spüren. So heißt es in einer Information für den »Herrn Staatssekretär« zum Stand der »Aussiedlung« unter anderem: » . . . Die Amerikaner anerkennen, daß wir bei der Aussiedlung sehr human vorgehen, sie selbst hätten jedoch bei der Verstreuung (!) der Ausgesiedelten solche Schwierigkeiten, daß sie nicht human vorgehen können.« (17)

Um möglichst nur eine kontrollierte Wahrheit über die Umstände der Vertreibung in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen, war das Fotografieren in Lagern und bei der Transportzusammenstellung verboten. Journalisten hatten nur Zutritt, wenn sie eine Bewilligung des Ministers für das Informationswesen hatten, die zusätzlich vom Bevollmächtigten für den Abschub bestätigt sein mußte.

»Die Veröffentlichung von Nachrichten oder Aufnahmen genehmigt ausschließlich der Regierungsbevollmächtigte . . .«, heißt es wörtlich in diesem Zusammenhang in einer Anweisung des Innenministers an die Bezirks-Nationalausschüsse vom 15. April 1946. (18) Dennoch gelang es, mit Bildmaterial die Weltöffentlichkeit auf die Vorgänge im Zusammenhang mit der Vertreibung aufmerksam zu machen. (19)

Aus Dankbarkeit für die Mitarbeit bei der Wegschaffung der Deutschen aus der Tschechoslowakei zeichnet Beneš persönlich hohe Offiziere der russischen und der amerikanischen Besatzungsmacht mit einem Orden aus. Auch der Militär-Gouverneur der amerikanischen Zone, Lucius D. Clay, erhielt für seine diesbezüglichen Verdienste eine hohe ČSR-Auszeichnung. Aber über

diesem Verhältnis begannen Wolken aufzuziehen. Nach Meinng der tschechoslowakischen Regierung taten die Amerikaner zu wenig, um die vertriebenen Deutschen nieder zu halten.

Administrative Maßnahmen zur Vorbereitung der Vertreibung

Die Absicht, einen slawischen Nationalstaat auf dem Boden der ČSR zu errichten, wurde schon vor Beginn der Massenaustreibungen durch eine Reihe gesetzlicher und verwaltungsmäßiger Maßnahmen vorbereitet, mit denen die dort lebenden Deutschen außerhalb der Rechtsgemeindschaft gestellt und ihre Lebensgrundlage zerstört wurde. Die erste gesetzliche Diskriminierung der Deutschen stellt das Verfassungsdekret vom 4. Dezember 1944 über die Errichtung der Nationalausschüsse (Národny Výbor) dar, in dem die Deutschen als grundsätzlich »staatlich unzuverlässig« abgestempelt wurden. Nach dem Regierungsprogramm, das die provisorische ČSR-Regierung auf slowakischem Boden am 5. April 1945 in Kaschau verabschiedete, sah es noch so aus, als sollten nur diejenigen Deutschen ausgewiesen werden, die sich etwas gegen die ČSR direkt zu Schulden kommen ließen. (20) Der unentschlossene Widerstand der westlichen Sieger ermutigte dann die ČSR-Regierung zur »Endlösung« ihrer Deutschen-Frage.
Die tiefgreifenden Veränderungen in allen Lebensbereichen der neugegründeten (zweiten) Tschechoslowakei konnten sich erst allmählich konsolidieren. Wichtige innenpolitische Entscheidungen wurden per Präsidialdekrete geregelt. So auch die rechtliche Grundlage für die weitere Behandlung der Deutschen. Die zutiefst unmoralischen Maßnahmen sollten, zum Teil im nachhinein, einen rechtlichen Anstrich bekommen. Sie alle zielten letztendlich auf die Rechtlosmachung und Abschiebung der Deutschen ab. Aufs tiefste gedemütigt und bettelarm gemacht, sollten sie möglichst selbst danach streben, nach Deutschland abgeschoben zu werden, um dort - wie vielfach angedroht wurde - zu hungern. Dabei wurden keine Unterschiede zwischen Sudetendeutschen, die völkerrechtlich reichsdeutsche Staatsbürer waren und den Deutschen der Slowakei, die die slowakische Staatsbürgerschaft hatten, gemacht. Die Slowaken, die beim Zerfall der ersten ČSR beteiligt waren, konnten die Tschechen nicht »bestrafen«, sie mußten im Gegenteil umworben werden. (21) Die Slowakeideutschen aber wurden in die Kollektivschuld der Deutschen einbezogen, hauptsächlich mit der Begründung, ihre Männer hatten Dienst bei der Waffen-SS geleistet. Freilich wird stets vermieden, die Gründe dafür anzugeben oder auch nur in Betracht zu ziehen. (22)
Es haben schon während des Aufstandes in der Slowakei 1944 Beratungen

über das spätere Schicksal der Minderheiten in der Slowakei stattgefunden. So die am 8. September 1944 gefaßte und dann am 27. Februar 1945 bestätigte Entscheidung über die »Enteignung der Deutschen, Ungarn und Verräter des slowakischen Volkes«. Aber der von der Londoner Exilregierung ausgehenden Initiative hatten sich die Vertreter des Slowakischen Nationalrates erst während der Moskauer Verhandlungen bezüglich der Ausweisung der Slowakeideutschen und der Ungarn angeschlossen. (23)

Die wirtschaftliche Ausschaltung und entschädigungslose Enteigung der Deutschen erfolgte bereits mit Präsidialdekret vom 19. Mai 1945. In diesem werden als staatlich unzuverlässige Personen, deren Vermögen unter staatliche Verwaltung zu stellen war, diejenigen bezeichnet, die sich bei Volkszählungen ab 1929 zum Deutschtum (oder Madjarentum) bekannt haben. (24)

Über die Gültigkeit der Präsidialerlasse auch für die Slowakei gab es 1945 vorübergehend Auseinandersetzungen zwischen Prag und Preßburg, die sich zum Beispiel in einem eigenen Dekret der Slowaken, bezüglich der Maßnahmen gegen Staatsfeinde und Verräter in der Slowakei äußerten. Dieses Dekret Nr. 33, erlassen am 15. Mai 1945, befaßt sich mit der Strafverfolgung »faschistischer Verbrecher, ausländischer Bedrücker, Verräter und Kollaborateuren«. National- und Volksgerichte wurden daraufhin eingerichtet, der Errichtung von Zwangsarbeitslagern zugestimmt. (25)

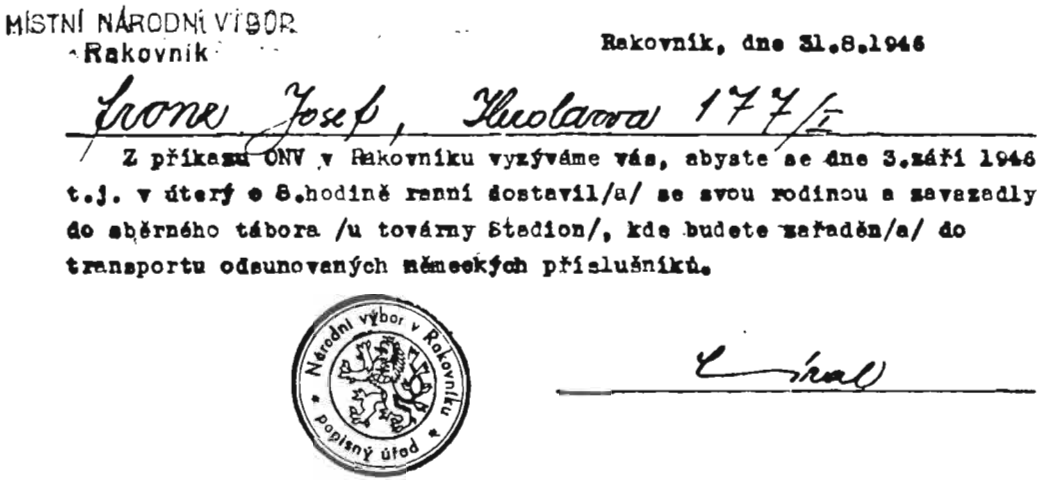
Am 19. Juni 1945 folgte ein Dekret, das die juristische Grundlage für Strafmaßnahmen gegen Deutsche enthielt und eine Verschärfung des Terrors gegen diese zur Folge hatte, wie systematische Verhaftungen, Internierungen in Lagern, Verschleppungen zu Arbeitseinsätzen und dergleichen. (26)

Dieses, auch als »Retributionsdekret« bezeichnete Gesetz steht im Mittelpunkt der Maßnahmen, die zur Bestrafung der Deutschen geschaffen wurden und das rückwirkend ab 1938 galt. Diese Zeit wurde als »Zeit der erhöhten Bedrohung der Republik« gewertet, obzwar sie faktisch gar nicht bestand. Das Dekret wurde im Januar 1946 und im Dezember 1946 geändert und ergänzt. Ebenfalls noch im Juni folgte am 21. Juni 1945 das Dekret Beneš über die »Konfiszierung und beschleunigte Aufteilung des landwirtschaftlichen Vermögens Deutscher«. Ein für allemal sollte der Boden aus den Händen der Verräter der Republik genommen werden. (27)

Tagsdarauf erfolgte ein Erlaß des Finanzministeriums über die Sicherstellung des Vermögens Deutscher in Form von Geld, Sparguthaben, Wertsachen, Sammlungen, Anteile an Unternehmungen und anderen beweglichen Besitztümern. Am 25. Oktober 1945 wurde dieser Erlaß durch ein Präsidialdekret erweitert und die Konfiszierung sämtlichen »feindlichen Vermögens« erklärt, soweit das noch nicht durchgeführt worden war. Es galt für Deutsche und Madjaren, wenn diese nicht nachweislich sich antifaschistisch

betätigt haben. Ausgenommen von der Beschlagnahme blieb nur der Teil, »der zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse, oder zur persönlichen Ausübung der Beschäftigung dieser Personen und ihrer Familienmitglieder unumgänglich nötig ist (wie Kleidung, Betten, Wäsche, Hausgeräte, Nahrungsmittel und Werkzeuge) . . .« (28)
Zum Zeitpunkt dieses Erlasses hatte man den Slowakeideutschen längst auch die Habe, die für die Lebensbedürfnisse notwendig waren, abgenommen, wenn sie beispielsweise in das Lager Nováky eingeliefert wurden, wo selbst Brot aus dem Rucksack der Schulkinder konfisziert wurde.
Das Verfassungsdekret vom 2. August 1945 befaßte sich in knapper Form mit der Aberkennung der ČSR-Staatsbürgerschaft für Deutsche und Madjaren, die zwischen 1938 und 1945 die deutsche (für Sudetendeutsche) beziehungsweise die ungarische Staatsbürgerschaft besessen hatten. Sie verloren die ČSR-Staatsbürgerschaft rückwirkend am Tage des Erwerbs der Staatsbürgerschaft der »Besatzungsmacht«, alle anderen am Tage der Inkraftsetzung dieses Dekretes, also am 2. August 1945. (29)

In einem Runderlaß des Innenministeriums vom 24. August 1945 wurden Einzelheiten zum vorgenannten Staatsbürgerschaftsdekret geregelt. Unter anderem wurde definiert, wer als Deutscher zu gelten hatte und die Ausnahmen aufgeführt, wonach sie die ČSR-Staatsbürgerschaft wieder erlangen konnten und somit von der Ausweisung nicht betroffen waren. Dabei spielte



MÍSTNÍ NÁRODNÍ VÝBOR
Rakovník

Rakovník, dne 31.8.1946

Frone Josef, Hrnolarova 177/I

Z příkazu ONV v Rakovníku vyzýváme vás, abyste se dne 3.září 1946 t.j. v úterý o 8.hodině ranní dostavil/a/ se svou rodinou a zavazadly do sběrného tábora /u továrny Stadion/, kde budete zařaděn/a/ do transportu odsunovaných německých příslušníků.

Národní výbor v Rakovníku
popisný úřad

[signature]

Befehl sich am 3. September 1946 mit Familie und Gepäck im Sammellager zwecks Abschiebung einzufinden.

die Bescheinigung der »nationalen Zuverlässigkeit« eine entscheidende Rolle, die der Bezirksnationalausschuß auf Grund eines Gutachtens des Ortsnationalausschusses ausstellte. Ebenso ist hier die wohlwollende Behandlung der Gesuche um die Staatsbürgerschaft der Familienangehörigen jener Personen festgelegt, die als Deutsche nicht betroffen oder als zuverlässig anerkannt waren. Ferner wird eine Art goldene Brücke denjenigen gebaut, die nur »unter Druck«, auf Grund der gegebenen Umstände, sich zum Deutschtum bekannt haben. Die unteren Behörden werden in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, daß seinerzeit schon ein deutscher Großelternteil genügte, um als Deutscher zu gelten, oder schon die bloße Herkunft aus einer deutschen Gemeinde, ein deutsch klingender Familienname als Kriterium ausreichte. Jetzt gelte es diese entfremdeten Personen wieder den Reihen der Slawen zuzuführen. (30) Wie im Dritten Reich wurde wieder versucht »schwimmendes« Volkstum anzuziehen.

Diese Bestimmungen haben nicht wenige Hauerländer, wie Karpatendeutsche überhaupt, genutzt, ohne Antifaschisten zu sein, um nach einem Verfahren wieder in ihre Dörfer zu gelangen, beziehungsweise dort bleiben zu können, wenn sie schon bisher geduldet waren. Mitunter genügte ein slawisch klingender Familienname ein dahingehendes Gesuch positiv zu bescheiden.

Schon unmittelbar nach dem Zusammenbruch wurden Deutsche zur Zwangsarbeit verpflichtet. Besonders in der westlichen Hälfte der ČSR herrschte aus mehreren Gründen hoher Bedarf an Arbeitskräften. Auch aus der Slowakei,besonders aus den Preßburger Lagern, wurden Deutsche zu schweren körperlichen Arbeiten in das Innere Böhmens gebracht. Um auch diese Maßnahmen zu »legalisieren«, wurde am 19. September 1945 ein Dekret über die Arbeitspflicht der Personen, die die ČSR-Staatsbürgerschaft verloren hatten, erlassen. (31) Die Arbeit mußte demnach an jedem festgesetzten Ort gewissenhaft und zur beliebigen Zeit verrichtet werden. Dieser Pflicht unterlagen Männer vom 14. bis zum 60. Lebensjahr, bei Frauen vom 15. bis zum 50. Lebensjahr, mit Ausnahme derjenigen, die ein Kind unter sechs Jahren zu betreuen hatten. Erstmals ist von einem Arbeitslohn die Rede, den der Bezirksnationalausschuß nach den örtlichen Verhältnissen festsetzen sollte. Obzwar dieses Dekret sich nur auf die »historischen« Länder bezog, waren zahlreiche Karpatendeutsche, die dort lebten, betroffen, beispielsweise die Bergarbeiter im Brüxer Kohlerevier. In der Praxis wurde in der Slowakei nicht anders verfahren.

Nähere Richtlinien für die Durchführung des Dekretes gab das Innenministerium am 2. Dezember 1945 bekannt, wo besonders die Lohnfrage und die Abgaben behandelt wurden. (32)

Die den Deutschen angelastete kollektive Schuld an dem Geschehen seit

1938 war auch Grund für eine Reihe anderer demütigender und diskriminierender Maßnahmen, die der nazistischen Judenpolitik nachgeahmt waren. Dazu gehörte die Kennzeichnung mit weißen oder gelben Armbinden, Stofflecken an der Kleidung mit dem Buchstaben »N« (für Nemec = Deutscher), das Verbot in der Öffentlichkeit deutsch zu sprechen, kein Unterricht für deutsche Kinder, Beschränkung der Einkaufszeiten, Einführung von Sperrstunden, Verbot öffentliche Verkehrsmittel zu benützen, kein Besitz von Radiogeräten, Bewegungsverbot außerhalb eines bestimmten Umkreises um den Wohnort und minimalste Verpflegungssätze bei der Lebensmittelzuteilung.
Alle diese Maßnahmen dienten der Befriedigung des Rachegefühles, der Bereicherung und der Schaffung der psychologischen Voraussetzungen für die lange geplante Vertreibung. Der Ausweisungsakt selbst war der Abschluß einer Zermürbung, die jeglichen Widerstand gegen zugefügtes Unrecht ersticken sollte.

Maßnahmen zur Abschiebung in der Slowakei

Nach Jahresbeginn wurden auch in der Slowakei die verwaltungstechnischen Voraussetzungen für eine »geordnete und kontrollierte« Abschiebung der Karpatendeutschen in die amerikanische und russische Besatzungszone Deutschlands getroffen. Von den Internierungslagern wurden in den drei Gebieten mit deutscher Bevölkerung je eines als »Aussiedlungslager« eingerichtet. Im Preßburger Gebiet das Lager Engerau, in der Mittelslowakei das Lager Nováky und in der Zips (Ostslowakei) das Lager Deutschendorf (Poprad), auf dem Gelände einer Kaserne.
Unter den Internierten kreisten Gerüchte über einen bevorstehenden Abtransport. Sie wurden über die getroffenen Maßnahmen im Unklaren gelassen und erfuhren nur bruchstückweise etwas über ihr geplantes weiteres Schicksal. Sie waren mißtrauisch, vor allem wurde ein Abtransport in die Weiten Rußlands befürchtet. Erst im April kam eine Aufforderung der Lagerleitungen, sich für einen Abtransport nach Deutschland zu melden.
Nun war es an den Einzelnen, beziehungsweise an den Familien, sich zu entscheiden, zu gehen, nichts selbst dazuzutun,. die Heimat mit dem Besitz den Generationen erarbeitet hatten, zu verlassen, oder sich aktiv um ein Bleiben zu bemühen.
Daß sie in Wirklichkeit gar keine Wahl haben sollten, konnten sie damals nicht erkennen. Es gelang den Vertreibern auf diese Weise einen Teil der Ausweisungszüge aus der Slowakei mit »Freiwilligen« zu füllen.

Bleiben oder Gehen?

Über die Diskussion und Entscheidung zu dieser Frage bildeten sich unterschiedliche Gruppen, die vom Alter abhingen, von der Vollständigkeit der Familien, von der Schwere der persönlichen Erlebnisse und Drangsalierungen, von der Einstellung zum angestammten Volkstum und von der Fähigkeit nüchtern die Zukunftschancen abzuwägen.
Die Jüngeren, erfüllt von natürlichem Lebensmut, strebten aus dieser ihnen zumindest offiziell feindlich gesonnenen Umwelt weg. »Schlimmer als hier, kann es uns nirgends ergehen«, war die häufig ausgesprochene Meinung. Den Älteren fiel die Entscheidung meist schwerer. Sollte das Ergebnis der Arbeit und Mühsal eines Lebens dahin sein? Sie waren mehr von einem Heimatgefühl durchdrungen und glaubten eher, daß es hier doch auch irgenwie weitergehen und eine Wende zum Guten geben müßte, wenn auch unter Preisgabe oder Einschränkung des Volkstums.
Abgeschnitten von zuverlässigen Informationen über Zustände, Stimmungen und Trends, ausgesetzt tendenziöser Berichte über elende Zustände in Deutschland, versuchten einige für sich und ihre Verwandten Klarheit zu schaffen. Sie flohen 1946/47 aus dem Lager, schlugen sich nach Österreich und Deutschland durch und berichteten brieflich über ihre Eindrücke. Umgekehrt kamen Volksdeutsche illegal in die Slowakei, in der Hoffnung, daß ihnen auf ihrem Besitz ein bescheidener Wiederanfang möglich sein würde.
Der größere Teil der Deutschen in den Abschiebelagern tat nichts zu einer freiwilligen Aussiedlung. Ein anderer, weit kleinerer Teil, tat alles, um sich einer Ausweisung zu entziehen.
Ein häufiger Anlaß für eine freiwillige Meldung war die damit verbundene Möglichkeit, die Männer als Familienangehörige aus den ČSR-Gefängnissen und Straflagern herauszubekommen, wenn ihr Aufenthalt überhaupt bekannt war. Die Amerikaner weigerten sich immer entschiedener, zerrissene Familien zu übernehmen. Schwieriger war die Situation für die Familien, deren Oberhaupt beruflich als Spezialist angesehen war. Dazu zählten auch Bergleute. Ihnen wurde eine Aussiedlung strikt verweigert. Sie konnten erst ab 1947 mit Sondertransporten ausreisen, oder blieben schließlich, wenn ihnen annehmbare Bedingungen für die Eingliederung in die slowakische oder tschechische Gesellschaft beispielsweise bei den Bergleuten im Brüxer Kohlenrevier geboten wurde. Außerhalb der Lager wurde ab Frühjahr 1946 die Möglichkeit der freiwilligen Meldung bei den verstreut in ihren Dörfern lebenden Deutschen bekannt gemacht. Hunger, Vorenthaltung des Eigentums und Diskriminierung führten zu eigenen Meldungen. Den Zögernden wurde eine Verfügung des örtlichen Nationalausschusses zugestellt, über

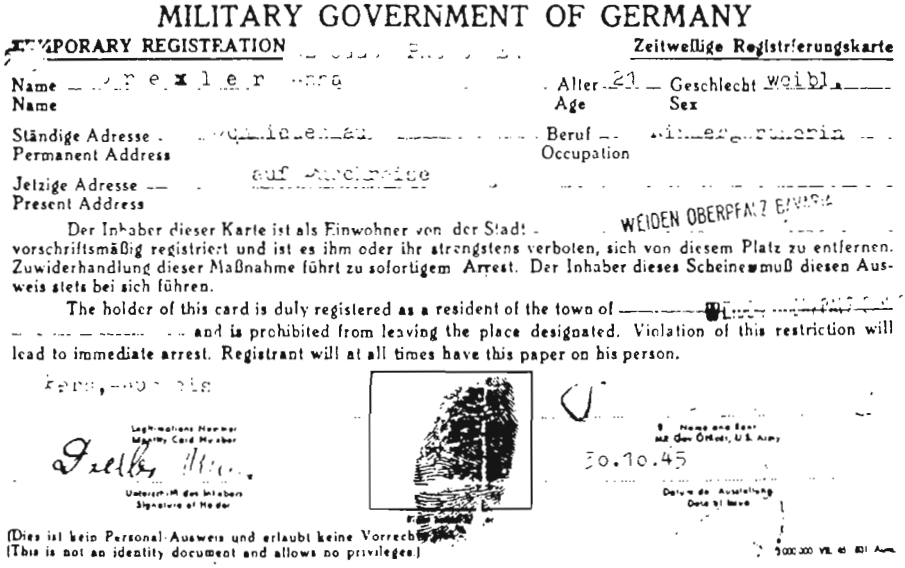
ihren Abschub zu einem bestimmten Termin, zu dem sie von einer örtlichen Sammelstelle nach Nováky gebracht werden sollten.
In der Verfügung wird auf die Richtlinien des (slow.) Regierungsbevollmächtigten über den Abschub der Deutschen vom 21. März 1946 Bezug genommen, also zu einer Zeit, als die Transportzüge der Sudetendeutschen im Zuge der »geordneten« Abschiebung schon seit rund zwei Monaten rollten.
In anderen, späteren Fällen, wurde Miliz und Militär aufgeboten, um die restlichen, außerhalb der Lager lebenden Deutschen in Überraschungaktionen einzusammeln und sie ins Abschiebelager zu bringen.

Nováky als Abschiebelager

Die Hauerländer wurden, mit wenigen Ausnahmen, über das von einem Vergeltungslager schlimmster Art, zu einem gemäßigten »Aussiedlungslager« gewandelten Lager Nováky abgeschoben.
Ein Teil des Bereiches und zwar der untere Teil (Lager 1) wurde ab Mai 1946 für die zum Abtransport bestimmten Insassen - in der Regel 1.200 Personen - reserviert. Dorthin wurden sie aus dem Lager 2 und 3 verlegt, nachdem sie in die Transportlisten eingetragen waren, um sie für die Transporte vorzubereiten. Zu diesen Vorbereitungen gehörten hygienischerseits eine oberflächliche ärztliche Untersuchung, Behandlung einer eventuellen Krätze mit Salbe, eine reichliche Einstäubung mit dem heute wegen Giftgehalt verbotenem DDT-Pulver und ein »Bad«. Da es weder Wannen, noch intakte Duschen gab, wurde mittels Gießkannen geduscht. Lagerbedienstete, slowakische Männer, standen auf einer Bank und schütteten das knappe Wasser über die »Badenden«. Dieser Dienstleistung mußten sich auch in völlig nacktem Zustand die Mädchen und Frauen unterziehen. Eine letzte, schamlose Erniedrigung dieser Menschen. (33)
Der ärztliche Dienst war weiterhin völlig unzulänglich. Nach der Rebahilitierung und Entlassung von Dr. Turček war ein Zipser Arzt hier tätig, dem die gleiche persönliche Grobheit nachgesagt wurde, wie den ihm zur Verfügung stehenden Einrichtungen. Sein slowakischer Gehilfe Škandara war hauptsächlich mit dem Verstäuben von DDT-Pulver befaßt, war aber wenigstens eine freundliche Natur. (34)
Zur Erfüllung der materiellen Verpflichtungen, die die ČSR eingegangen war, wurden einen Tag vor der Abreise den Abzutransportierenden ein Reichsmark-Betrag ausgehändigt. Beim ersten Transport 1.000 Reichsmark, bei den folgenden nur noch 500 Reichsmark. Manch einen überkam dabei das Gefühl, für diesen Betrag seine Heimat abgekauft bekommen zu haben. Die

Kleidung, einschließlich der Wäsche, wurde ergänzt. Wer kein ausreichendes Schuhwerk hatte, erhielt ein Paar neue und wenn es nur Leinenschuhe mit Holzsohlen waren. Essen für einen Tag wurde ausgegeben. Sparbücher, die auf reichsdeutsche Institute lauteten wurden belassen. Tagszuvor wurde das erlaubte Gepäck zum Bahnhof gefahren, zunächst mit Gesamtgewicht von 30 Kilogramm pro Kopf, einschließlich der eigenen Lebensmittel. Später waren bis 100 Kilogramm gestattet, aber die meisten Lagerinsassen hatten sowieso nur kleines Gepäck, die von »draußen« kamen, waren meist besser dran. Das Gepäck wurde vor dem Transport zum Bahnhof mehr oder weniger gründlich untersucht. Gegenstände von einem gewissen Wert durften nicht mitgenommen werden.

Die Transportzüge des Jahres 1946 waren auf Grund der Verhandlungen mit den aufnehmenden Militärbehörden normiert, bestanden aus 40 gedeckten Güterwaggons und beförderten in der Regel 1.200 Personen pro Zug. Für jeden Waggon wurde aus den Reihen der Abzuschiebenden ein »Ordner« bestimmt, dazu einer für den ganzen Zug. Sie waren mit einer Armbinde gekennzeichnet und hatten für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Die Waggonordner hatten auch die Ausweise der Transportteilnehmer in Verwahrung, die sie erst auf reichsdeutschem Gebiet den Betreffenden aushändigen sollten und mußten dafür geradestehen, daß niemand den Waggon verließ, bevor



MILITARY GOVERNMENT OF GERMANY

TEMPORARY REGISTRATION — Zeitweilige Registrierungskarte

Name / Name: [illegible] — Alter / Age: 21 — Geschlecht / Sex: weibl.

Ständige Adresse / Permanent Address: [illegible] — Beruf / Occupation: [illegible]

Jetzige Adresse / Present Address: auf [illegible]

Der Inhaber dieser Karte ist als Einwohner von der Stadt WEIDEN OBERPFALZ BAVARIA vorschriftsmäßig registriert und ist es ihm oder ihr strengstens verboten, sich von diesem Platz zu entfernen. Zuwiderhandlung dieser Maßnahme führt zu sofortigem Arrest. Der Inhaber dieses Scheines muß diesen Ausweis stets bei sich führen.

The holder of this card is duly registered as a resident of the town of [illegible] and is prohibited from leaving the place designated. Violation of this restriction will lead to immediate arrest. Registrant will at all times have this paper on his person.

[illegible]

Legitimations Nummer / Identity Card Number

Unterschrift des Inhabers / Signature of Holder

Name and Rank / Mil. Gov. Officer, U.S. Army

30.10.45

Datum der Ausstellung / Date of Issue

(Dies ist kein Personal-Ausweis und erlaubt keine Vorrechte.)
(This is not an identity document and allows no privileges.)

Registrierungskarte der Militärregierung 1945

nicht die übernehmenden Beamten die allgemeine Erlaubnis dazu erteilten. Gefäße für Wasser und Notdurft mußten, wie es in den Vorschriften hieß, »aus den Eigentumsbeständen der ausgesiedelten Personen genommen werden. (35) Alle Züge wurden über Prag geleitet. Übernahmestelle für die in die amerikanische Besatzungszone geleiteten Transporte mit Slowakeideutschen war ausschließlich die nordbayrische Grenzstadt Furth im Walde. Alle Transportzüge wurden von einer Anzahl bewaffneter Posten des Lagers begleitet. Die erforderliche Zahl von »Freiwilligen« für den ersten Transport aus Nováky war bald zusammen. Er wurde am 12. Mai 1946 abgefertigt. Veronika D. aus Drexlerhau nahm daran teil. »In Dreierreihen gingen wir den selben Weg (fort), den wir vor einem Jahr gekommen waren. Tränen rollten uns über die Wangen. Stumm und gebeugt von dem großen Unrecht stolperten wir dahin, auf beiden Seiten von Posten begleitet. Im (Ort) Nováky angekommen, stimmten mehrere junge Leute das Lied an: 'Nun ade du mein lieb Heimatland'. Die Slowaken kamen aus den Häusern. Manche lachten schadenfroh, manche winkten, mache wischten sich die Tränen aus den Augen. Wir hatten den Bahnhof erreicht. Der Zug stand schon bereit. Noch Brot für einen Tag, dann setzte sich der Zug langsam in Bewegung. Heimat lebe wohl! Wir wußten immer noch nicht, wo wir hinkommen.« (36)

Das war für Veronika D. und mit ihr über eintausend andere, der Tag, an dem sie unter Preisgabe der Heimat weg durfte, weg aus diesem stacheldrahtumwehrten Fleckchen Slowakei, das ihr zur Hölle geworden war. Sie war mit dem Leben davongekommen, ließ aber liebe Angehörige auf dem Lagerfriedhof zurück. Im Prager Bahnhof lernte sie noch einmal den Haß auf Deutsche kennen, als Beschimpfungen losgingen und Steine, von einer Horde geworfen, gegen den Aussiedlerzug flogen.

Dieser erste Transport aus der Slowakei mit 1.200 Menschen, hauptsächlich Hauerländer aus Fundstollen, Krickerhau, Zeche, Gaidel und Deutsch Litta, fuhr nach den Übernahmeformalitäten in Furth i. W. nach Augsburg weiter und wurde dort geteilt. Ein Teil kam nach Ulm, ein anderer nach Donauwörth und der dritte nach Nördlingen. Der zweite Transport erfolgte am 28. Mai in den Raum Böblingen. Der dritte und vierte wurde in die Sowjetzone geleitet. Der fünfte am 16. Juni ebenfalls in die Sowjetzone. Die weiteren Termine und Zielorte sind nicht gesichert.

Nach dem gleichen Schema liefen alle weiteren Abschiebungen aus Nováky ab, teils in die amerikanische, teils in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands. Die meisten »Aussiedler« strebten in die amerikanische Zone, es sei denn, daß Verwandte, Bekannte oder vielfach auch eine frühere Arbeitsstätte einen Bezugspunkt in Mitteldeutschland darstellten. Da die Meldungen meist lange vor der Bekanntgabe der Transportzielorte erfolgen

mußten, wurde das schließliche Aufnahmegebiet zu einer Art Lotteriespiel. Es kam bald zu Versuchen dem Glück nachzuhelfen, in dem Beziehungen zum deutschen Hilfspersonal genutzt oder direkt bei slowakischen Lagerbediensteten Einfluß genommen wurde. Geld oder Geschenke spielten auch in diesen Dingen eine Rolle. Die 1946 zunehmende Besserung der Lagerverhältnisse, das Gefühl bald frei zu sein, der andauernden Erniedrigung zu entgehen, bald ein Mensch unter Gleichberechtigten zu sein, ließ das jüngere Volk in eine freudige Stimmung geraten. Sie ließen es sich nicht nehmen, Abschied vom Lager und den Zurückbleibenden zu feiern. Es fanden sich Musikinstrumente, oft primitivster Art, um Tanzabende vor der Abreise zu veranstalten. Nach einer schrecklichen Zeit wollten die Jungen endlich einmal für kurze Zeit ihr Los vergessen und mit anderen fröhlich sein. Die slowakischen Lagerbediensteten nahmen gerne an diesen Veranstaltungen teil. Auch das Schmücken der Transportzüge mit grünem Reisig war ein Ausdruck der Freude, eine schwere Zeit hinter sich lassen zu können.

Die zur Abschiebung aus ihren Dörfern eingewiesenen Deutschen waren teilweise in der Lage, zusätzliche Lebensmittel einzubringen. Beispielsweise war es einer Gruppe von Hochwiesern möglich im Juli 1946, als sie in das Lager mußten, zwei geschlachtete Lämmer mitzunehmen, die sie als Arbeitslohn von slowakischen Bauern bekommen hatten. So wurde ein Abschiedsessen in Form eines zünftigen Gulaschs, provisorisch auf freier Wiese zubereitet, möglich. (37)

Es gab auch Mitte 1946 noch Elemente unter der Bevölkerung, die ihr Mütchen an den Deutschen kühlen wollten. von einem feindseligen Haufen, ausgerüstet mit Knüppeln und Dreschflegeln, berichtet Frau R. B. aus Paulisch bei der Abfertigung des vierten Transportzuges am 26. Juni. Die begleitenden Wachen mußten eingreifen. (38) Weitere derartige Aktionen sind nicht überliefert. Wohl gab es feindselige Haltungen immer wieder beim Durchfahren tschechischen Gebietes, besonders auf dem Bahnhof Prag. Auch blieben die Durchreisenden ohne Essen, obwohl mit den Amerikanern ausdrücklich warme Verpflegung bei der »humanen Aussiedlung« vereinbart war.

Typisch für die Haltung der weit überwiegenden slowakischen Bevölkerung ist die Aussage Dr. Stefan G., eines Slowaken, der 1946 auf einer Durchreise in Oberstuben einen vollbesetzten Zug bemerkte, der von Sicherheitsorganen (SNB) bewacht war. Zwischen diesem Zug und einer Menge auf dem Bahnsteig seien freundliche Abschiedsrufe ausgetauscht worden. Auf Befragen erfuhr er, daß es sich bei den Leuten im Zug um deutsche Aussiedler handele, die Menge auf dem Bahnsteig meist aus Slowaken bestand. Was ihn am meisten beeindruckte, war die Tatsache, daß die SNB-Leute nichts unternahmen, um die Übergabe von Päckchen an die Aussiedler zu verhindern. (39)

Der letzte Tansport aus Nováky im Rahmen der zweiten, geordneten Ausweisung der Deutschen ging am 21. Oktober 1946 ab. Auch dieser ging in die amerikanische Zone. In Göppingen wurden 20 Waggons abgehängt, der Rest fuhr in den Heidelberger Raum, ins Lager Sinsheim. Insgesamt sind 1946 sechzehn Transporte, mit je rund 1.200 Personen aus Nováky abgeschickt worden. Das entspricht einer Personenzahl von 19.200. (40)

Nur noch Familienzusammenführungen

Im Herbst 1946 entstand über den weiteren Abtransport Unsicherheit, die von gegensätzlichen Maßnahmen der Lagerleitung ausgelöst wurden. Aus der Kenntnis der zunehmend negativen Haltung der Amerikaner zu weiteren Ausweisungen, kann angenommen werden, daß auch die Lagerleitung zu diesem Zeitpunkt keine sicheren Anweisungen hatte. Im Lager Nováky harrten noch mehrere Tausend Menschen auf ihr weiteres Schicksal, wenn auch nicht alle dort dauernd anwesend waren.
Besonders enttäuscht von der Unterbrechung war eine Gruppe von Männern, etwa 70, deren Familien schon abgeschoben waren. Sie bemühten sich, mit Eingaben an slowakische Stellen und beim CICR vergeblich um Gewißheit. Für dieses Jahr mußte die Hoffnung zu den Familien zu kommen begraben werden, als noch einmal das Lager einigermaßen winterfest hergerichtet wurde. Im Frühjahr 1947 wurden erneut die Vorbereitungen für Transporte aufgenommen und weitere Deutsche aus der ganzen Slowakei hier konzentriert. Erst auf erneute Eingaben wurde den Ausreisewilligen mitgeteilt, daß die Amerikaner weitere Transporte nicht annehmen würden. Die Sowjets hatten ihr Abnahmesoll bereits erfüllt. Nur noch Familienzusammenführungen auf Grund von Beweisen, wie Zuzugsgenehmigungen, oder Briefen seien zugelassen. (41)
Die dritte Phase der Vertreibung der Deutschen, die unter dem Aspekt der Zusammenführung ablief, setzte in Nováky am 17. Mai 1947 ein, als der erste der »Sondertransport« nach Westen, in die amerikanische Zone rollte. Der Lagerchor sang ein Abschiedslied, die Zurückbleibenden kämpften mit den Tränen, wohl wegen des eigenen ungewissen Schicksals. Die Amerikaner prüften sehr eingehend, ob es sich auch wirklich nur um getrennte Familienmitglieder handelte. Wenige Tage darauf ging ein Sondertransport in die Sowjetzone. Leider läßt sich nicht feststellen, wieviel Deutsche ab 1947 von Nováky aus - nur noch von diesem Lager wurde abgefertigt - in Sondertransporten weggeschafft wurden. Wahrscheinlich waren es weniger als dreihundert Personen.

Prepravný lístok pre odsunovaného.
Transportationcard for evacuees.
Transportzettel für Evakuanten.

Priezvisko a meno: Name Namen	Polony Tomáš
Vek Age Alter	2.9.1934
Pohlavie Sex Geschlecht	mužské man
Národnosť Nationality Nationalität	nemecká German
Trvalé bydlisko: Permanent residence Standige Adresse	Dvojnica okr. Prievidza
Zamestnanie: Occupation Beruf	žiak school-boy
Kam by si prial odist? Desires to go to? Wünscht gehen nach?	do Nemecka in Germania

Nach einem Nachtragsschreiben des CICR in Genf, vom 13. Oktober 1946 sind ab Oktober 1957 abgefertigt worden: am 16. Oktober 1947 eine Gruppe von 30 Personen, am 13. Dezember 1947: 20 Personen, am 1. Februar 1948: 30 Personen. (42) Im Sommer 1948 wurde das Lager aufgelöst. Die hier noch lebenden Insassen wurden in Dauerarbeitsplätze vermittelt, teilweise in ihren alten Wohnorten untergebracht. Darunter war eine größere Gruppe Brieser. In den folgenden Jahren fanden »Auswanderungen« zur Familienzusammenführung nur noch im Einzelverfahren statt. Sie wurden von ČSR-Ämtern nicht mehr ohne weiteres gestattet. Der Mensch als Baustein der Wirtschaft, auch wenn er deutscher Abstammung war, wurde kostbar. Der Weltöffentlichkeit wurde die deutsche Frage als gelöst dargestellt.

Andere Abschiebelager

Das für die Zipser zuständige Lager in Deutschendorf wurde Ende April 1946 im Bereich der Kasernen eingerichtet. Einzelne Internierte wurden von Nováky dorthin verlegt. Die Verhältnisse wurden dort als ungleich besser bezeichnet. Es blieb ausschließlich für Zipser Deutsche vorbehalten. Nur zwei der insgesamt von hier ausgehenden acht Transporte wurden in die amerikansiche Zone geleitet. Der letzte Transport wurde hier Anfang September 1946 abgefertigt und gelangte nach Hessen. (43) Auch bei diesem wird von Feindseligkeiten in Prag berichtet. Danach wurde das Lager aufgelöst. Die Verfahrensweise war in Deutschendorf wie in Nováky.
Über Transporte aus dem Preßburger Raum während der zweiten Phase der Vertreibung liegen keine Berichte vor. Als das Lager Engerau 1947 aufgelöst wurde, kamen die restlichen Insassen bis zur endgültigen Entscheidung über ihr weiteres Schicksal nach Nováky.

Erläuterungen und Quellenangaben

1) Zur Entwicklung dieser Überlegung mehrere Darstellungen auf deutscher und tschechischer Seite, z. B. Burian, Peter: Die Dokumente der Vertreibung der Sudetendeutschen. Bohemia, Band 8, München 1967; Brügel, Johann: Die Aussiedlung der Deutschen aus der ČSR, Stuttgart 1980; Schieder, T: Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten als wissenschaftliches Problem. Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 8. Jhg. 1960; Binzberger, P.: Die Ausweisung der Volksdeutschen aus dem Donau-Karpatenraum. Dissertation Tübingen 1952; Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa. Band IV/1,2 Berlin 1957; Luža, Radomir: The Transfer of the Sudeten Germans. New York 1964; Kopecký, J.: Odsun Nemců z ČSR, in Dejiny a Sučastnhost, Nr. 5/1969; Stanský. J.: Odsun Nemců z ČSR hlediska národniho a mezinárodniho. London 1953.
2) Die Bezeichnung für die Entfernung der Deutschen aus der Tschechoslowakei stellt bis heute ein Politikum dar. Während die Betroffenen überwiegend von Vertreibung sprechen, versuchen die Veranlassenden diese tragischen Vorgänge schon allein in der Bezeichnung herunterzuspielen und bezeichnen sie als »Odsun«, was mit Abschiebung, oder auch mit Überführung übersetzt werden kann. In deutschen Texten verwenden sie vornehmlich den Begriff »Aussiedlung«, »Transfer«, »Auswanderung«, »Bevölkerungsumsetzung«.
3) Im September 1938 in München getroffene Vereinbarung zwischen Deutschland, Großbritannien, Frankreich und Italien über die von Sudetendeutschen bewohnten Randgebiete Böhmens, Mährens und Schlesiens an das Deutsche Reich. Nach 1945 bemühte sich die ČSR auch um die völkerrechtliche »Annullierung von Anfang an«, wollte aber die damit verbundene automatische reichsdeutsche Staatsbürgerschaft für die Sudetendeutschen im Zusammenhang mit der Vertreibung nicht mit aufheben. Die Karpatendeutschen waren von dem Abkommen, in dieser Hinsicht nicht betroffen.
4) Gesprochen: Benesch; Dr. Edward B. war maßgeblicher Mitbegründer der ČSR, Führer der tschechischen Nationalsozialistischen Partei, Staatspräsident 1935 bis 1938 und 1945 bis 1948,

ging während des Krieges ins englische Exil, bildete dort eine Exilregierung und schwenkte dort rechtzeitig auf die Linie der Sowjets über. Er ist nicht der Erfinder, wohl aber der konsequente Verfechter der Vertreibungsforderung.
5) Hierzu Hudak, A. (Red.): Der Leidensweg der Karpatendeutschen. Stuttgart 1983, (weiterhin als Buch »Leidensweg« bezeichnet) Seite 80 f.
6)Übereinkommen zwischen USA, England und der Sowjetunion über eine gemeinsame Politik gegenüber Deutschland. Beschlüsse: Vorbereitung eines Friedensvertrages, Zuerkennung ostdeutscher Gebiete an Rußland und Polen, Einrichtung von vier Besatzungszonen, Auferlegung von Reparationen und Demontagen, Entmilitarisierung und geordnete, humane Bevölkerungsumsiedlungen der in der ČSR, Polen und Ungarn lebenden Bevölkerungsteilen.
7) Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa. Berlin 1957, Band IV/1,2 (weiterhin als »Buch Dok.« bez.) S. 112. 8) Král, Václav: Die Deutschen in der Tschechoslowakei 1933 - 1947. Dokumentensammlung. Prag 1964 (weiterhin als »Král« bezeichnet). Dokument 543, S. 563 f. 9) Besprechungsprotokoll zwischen ČSR-Vertreter und US-Vertreter Punkt 2 e, wiedergeg. in Buch Dok., S. 332. 10) Král, Dok. 465, S 581. 11) Buch Dok., S. 121. 12) Král, Dok., S. 485,s. 606. 13) Král, Dok., S. 479, s. 596. 14) Král, Dok., 482, S. 602 und. Dok. 485, s. 608. 15) Buch Dok., S. 123. von der »wilden« Austreibung waren etwa 750.000 Deutsche betroffen. Über die Gesamtzahl der Vertriebenen aus der ČSR Angaben in Buch Dok., S. 134 f. Über die Gesamtzahl der Opfer siehe »Die deutschen Vertreibungsverluste«, Bearb. Neller, W., Stuttgart 1958. 16) Král, Dok., 485, S. 608 17) Král, Dok. 479, S. 596. 18) Král, Dok. 474, S. 592. 19) Der Sozialdemokrat und Sudetendeutsche Wenzel Jaksch, der anfänglich mit der Exilregierung in London zusammenarbeitete, gab 1947 in London eine Pressekonferenz, auf der er Bilder über die Aussiedlungsaktionen und den Sammellagern vorlegte, die die inhumane Vorgehensweise der Tschechen belegten. 20) Deutsche Übersetzung des »Kaschauer Programms« in Buch Dok., S. 184 ff. 21) Das Volk der Slowaken hatte nach der Abtretung des Sudetenlandes 1938 eine eigene Landesregierung erreicht. Ein Putsch mit tschechischen Militär- und Polizeieinheiten zur Einschränkung der slowakischen Regierungsgewalt wurde zum Anlaß, mit Rückendeckung des Deutschen Reiches, den Staatsverband ČSR zu verlassen und einen selbständigen Staat zu bilden. 1944 tauchten Erwägungen auf, die Slowakei an die Sowjetunion anzuschließen. 22) Zu Beginn des Krieges meldeten sich einige hundert Slowakeideutsche freiwillig zur Waffen-SS. Später kam es zu Aushebungen auf Grund von zwischenstaatlichen Vereinbarungen, wobei die offiziellen Stellen unter Vortäuschung einer Pflicht vorgingen. 1944 wurde die Wehrpflicht in der Waffen-SS auf Grund eines Staatsvertrages eingeführt. 23) Husák, G.: Svedectvo o slovenskom národom povstaní. Preßburg 1964,S. 501 f. 24) Übersetzung in Buch Dok., S. 204 ff. 25) Vergleiche Hoensch, J. K.: Die Slowakei im Jahre 1945, in Bosl, K. (Hrsg.): Das Jahr 1945 in der Tschechoslowakei. München/Wien 1971, S. 184. 26) Deutsche Übersetzung in Buch Dok., S. 211 ff. 27) Deutsche Übersetzung im Buch Dok., S. 225 ff. 28) Deutsche Übersetzung in Buch Dok., S. 231 ff und s. 263 ff. 29) Deutsche Übersetzung in Buch Dok., S. 240 ff. 30) Deutsche Übersetzung in Buch Dok.,S. 245 ff. 31) Deutsche Übersetzung in Buch Dok.,S. 259 ff. 32) Deutsche Übersetzung in Buch Dok., S. 282 ff. 33) Drexlerhauer Familienblatt, 30. Ausgabe. Dez. 1986. 34) Buch Dok., S. 729. 35) Král, Dok. 474, S. 592, dort auch andere Anordnungen für den »humanen Abschub«, im besonderen nur zusammengeführte Familien abzuschieben. 36) Wie Anmerkung 33. 37) Bericht von Josef M. im Archiv der Zeitschrift »Unser Hauerland« (weiterin als »UHA« bez.). 38) Buch Leidensweg, S. 110. 39) Bundesarchiv Koblenz (weiterhin als BAK bez.) Ost-Dok. 17/28, S. 33. 40) BAK, Ost-Dok. 17/25, S. 36 und Ost-Dok. 17/26, S. 58. 41) BAK, Ost-Dok. 2/383,S. 913, 919, 921 und Buch Dok., S. 735. 42) Schreiben im UHA. 43) BAK; Ost-Dok. 2/381,S. 7 und Ost-Dok. 2/384, S. 1376.

Ohne ausgefüllten Gesundheitsschein

keine Lebensmittelmarken.

Durchschleusungsstelle*

Furth i. W.

Gesundheitsschein

Polony — Name

Thomas — Vorname

22/9.1934 — Alter

aus Plumstollen Pruvids — Land

Slowakei

C S R

Ärztl. Grenzuntersuchung in Furth i. W. am 15.

gesundheitlich nicht beanstandet / gesundheitlich beanstandet wegen ...

Maßnahmen unter Bemerkungen eintragen!

ENTLAUST

DDT-Puder entlaust ja / nein am ...

frei von Ungeziefer

verlaust Kopfläuse / Kleiderläuse schwach — mittel — stark

Krätze ja / nein

spätere Entlausungen mit DDT-Puder am ...

20.5.46 Aug. Drouguin

15. Die erste Zeit in der neuen Heimat

Die Lage in Deutschland drohte nach der bedingungslosen Kapitulation in ein Chaos überzugehen. In dem zerstörten Land hatten die Besatzungsmächte die Organisation und Verwaltung noch nicht im Griff. Allerorten traten Schwierigkeiten in den Bereichen des öffentlichen und privaten Lebens auf. Ausgebombte, Evakuierte, entlassene Soldaten, Flüchtlinge und Vertriebene (1) mußten untergebracht werden.

Die Sieger teilten das Deutsche Reich in den Grenzen von 1937 in vier Besatzungszonen, der amerikanischen, der sowjetischen, der englischen und der französischen, auf. Ein weiterer Teil stand unter poln. Verwaltung. Jeder war für das Geschehen in seiner Zone allein verantwortlich. Für Fragen, die Deutschland als Ganzes betrafen, wurde der alliierte Kontrollrat geschaffen. Dieser war zuständig für die Durchführung der »Umsiedlungen« und trat als unmittelbarer Partner der Vertreiberstaaten auf.

Die drei westlichen Besatzungszonen hatten nach Kontrollratsbeschluß rund 5,9 Millionen heimat- und besitzlos gemachte Menschen aufzunehmen, die sowjetische (russische) rund 3,6 Millionen. Die Franzosen weigerten sich zunächst in ihre Zone Flüchtlinge und Vertriebene hineinzulassen. In allen Zonen herrschte ein großer Wohnraummangel, der vorhandene Wohnraum wurde erfaßt und möglichst gerecht verteilt. Die Arbeitslosigkeit war unter den Entwurzelten besonders hoch und sie mußten sich anfänglich mit berufsfremden Arbeiten, meist Hilfsarbeiten begnügen. Nichtmanuelle Arbeiten waren kaum gefragt. Sozialer Abstieg war oft die Folge. Zudem wurden sie überwiegend in ländlichen Gebieten untergebracht, wo es schon vorher keine Industrie und keine Ausbildungsmöglichkeiten für die Jugend gab. Dazu kommt, daß etwa zehn Prozent in baufälligen Barackenanlagen und Nissenhütten mit einem Raum pro Familie aufwachsen mußten. Die Gefahr der Verwahrlosung war groß.

Die Sieger, zumindest die westlichen, wußten 1945 noch nicht recht wie es mit dem deutschen Volke weitergehen sollte. Keiner der Vier trat als Befreier auf. Sie gaben sich als Sieger. Fraternisierung mit den Besiegten war verboten. Eine Umerziehung des Volkes in allen Bereichen der Kommunikation setzte ein, »Entnazifizierungskommissionen« nahmen ihre Arbeit auf. In Amerika wurde der Morgenthau-Plan (2) erdacht und weit schlimmere Maßnahmen erwogen. Die Demontage bemächtigte sich der noch intakten größeren Industrieanlagen als Wiedergutmachungsgüter. Die »deutsche Gefahr« sollte für eine lange Zeit gebannt sein. Insofern waren sich die Sieger zunächst einig.

In den ersten drei Nachkriegsjahren glaubten sowohl die »Flüchtlinge«, als auch die ortsansässige Bevölkerung, daß ihr Aufenthalt in Restdeutschland nur von vorübergehender Natur sein könne. Die Amerikaner spielten mit dem Gedanken, das Sudetenland nicht wieder den Tschechen auszuliefern, und in der Sowjetzone hielten maßgebende Politiker die »Transferbeschlüsse« für nicht endgültig. (3) Deshalb wurden zunächst nur Notmaßnahmen geplant und durchgeführt, die eher einer Absonderung entsprachen, wenn auch gesagt werden muß, daß aus materiellen Gründen vorerst keine andere Wahl blieb.

Die Weltöffentlichkeit schwieg weitgehend zu dem Drama der Verschleppung, Vertreibung und Zusammenpferchung in dem zerstörten Deutschland. Nur vereinzelt wurden im Ausland Stimmen laut, die diese Rache an Unschuldigen und deren Begleitumstände anprangerten. Auf deutscher Seite konnten nur die Kirchen ihre Stimmen erheben. Die westdeutschen Bischöfe wandten sich in einer »Kanzelverkündigung« im Januar 1946 gegen das furchtbare Geschehen und appelierten an das Weltgewissen, zu dieser Tragödie nicht zu schweigen. Das Hirtenwort gipfelte in der Frage: »Seit wann ist es erlaubt, an Unschuligen sich zu rächen und Verbrechen zu sühnen?«

Nicht vergessen werden darf, daß in diesen Zeiten der weltweiten Ablehnung des Deutschen in jeglicher Form, Hilfe geleistet wurde. Hilfe kam von kirchlicher Seite aus dem Ausland, aber auch von privater Seite besonders aus Amerika. Millionen von CARE-Paketen mit Lebensmitteln und Kleidung halfen die ärgste Not in Deutschland lindern. Von den Hilfsmaßnahmen der Vereinten Nationen blieben die Deutschen ausgeschlossen.

Die wahllose Verteilung der nach Deutschland einströmenden Menschen war eine Folge der Hast, mit der die Vertreibung 1946 erfolgte. In einer Denkschrift (4) wird zur Charakterisierung jener Zeit gesagt, daß, wie beim Wüten einer Feuersbrunst, nur gelten konnte, den Menschen im dringendsten zu helfen, ohne Rücksicht auf Alter, Beruf und Arbeitsfähigkeit, sie vor Hunger und Kälte, vor Obdachlosigkeit und Seuchengefahr zu retten, sie unter ein schützendes Dach zu bringen. Erst nachdem diese Aufgabe einigermaßen geregelt war, habe man sich mit der Frage beschäftigen können. Wer ist es, den wir aufgenommen haben? Wohin gehört er, wenn er seine Existenz neu beginnen soll?

Für die fast zur Gänze dem katholischen Glauben zugehörigen Hauerländer ergab sich eine zusätzliche Schwierigkeit dadurch, daß sie überwiegend in evangelisch orientierte Aufnahmegebiete kamen. Dort in der Diaspora konnten sie nur unzulänglich seelsorgerisch betreut werden, konnten sie nicht regelmäßig am Gottesdienst teilnehmen oder mußten weite Wege dazu in

Kauf nehmen. Gerade in dieser schweren ersten Zeit ohne Heimat, bedeutete ihnen der Trost der angestammten Religion und die Geborgenheit in der kirchlichen Gemeinschaft sehr viel. Vielfach erwies sich der andere Glaube als Hürde beim Hineinwachsen in die neue Ortsgemeinschaft.
Die Bistümer halfen mit provisorischen Einrichtungen, setzten Wanderpriester ein und begannen mit der Errichtung von Gotteshäusern in der Diaspora. In Ehningen begann Pfarrer Pöss (Krickerhau - Glaserhau) mit dem Bau einer Kirche aus Spenden der Karpatendeutschen. Sie wurde im September 1957 der heiligen Elisabeth, der Schutzpatronin der Karpatendeutschen, geweiht und wurde Ort zahlreicher Gedenkveranstaltungen und Wallfahrten.
Gewollt oder unausweichlich blieben die Ortsgemeinschaften schon beim Abtransport aus den Vertreibungsgebieten unberücksichtigt. Örtliche Gruppen in den Transporten wurden durch die wahllose Aufteilung in Deutschland weiter geteilt. Damit ging ein letztes Stück Heimat verloren, nachdem Hab und Gut und das lieb gewordene Fleckchen Land, wo man aufgewachsen war, verlassen werden mußte. Schlimmer aber war, daß Familien durch die Ereignisse des Jahres 1945 auseinander kamen. Eltern wußten häufig nichts von ihren Kindern, die schulklassenweise von den Familien getrennt evakuiert wurden, Frauen und Mütter wußten in den meisten Fällen nichts von ihren Männern oder Söhnen. Diese waren zum Kriegsdienst genötigt worden und befanden sich, soweit sie noch am Leben waren, im Gewahrsam der Sieger. Das Zusammenfinden der getrennten Familien war, neben der physischen Existenzsicherung das brennendste Anliegen der Entwurzelten.
An Hauptpunkten des Verkehrs in Städten und Städtchen hinterließen die Suchenden ihre Adressen, in der Hoffnung, daß Verwandte und Bekannte noch leben und sich melden. Das Deutsche Rote Kreuz übernahm Suchaufträge, der Rundfunk verbreitete täglich lange Aufstellungen von Gesuchten oder Suchenden. Heimkehrer wurden systematisch befragt, kirchliche Hilfseinrichtungen taten das ihre. Sie veranlaßten die Einrichtung von Ortskarteien. Bei der Caritas in Stuttgart entstand eine solche Kartei für Karpatendeutsche. Dort wurden Daten über Lebende, Kriegsgefangene, Verschollene und Umgekommene gesammelt und systematisch nach Schicksalen und Adressen geforscht. Die »Karpatenpost« wurde zu einem unentbehrlichen Bindeglied zwischen Suchenden und Gesuchten. Sie brachte regelmäßig Suchanzeigen der beiden Hilfsverbände und der Heimatortskartei. Zudem wurden Namen entlassener Kriegsgefangener veröffentlicht.
Von besonderer Tragik waren die Fälle der verloren gegangenen Kinder. In den Wirren des Jahres kam es vor, daß evakuierte Schulkinder (Erstkläßler) von ihrer Gruppe getrennt, oder ohne Betreuer blieben.
Auch Kleinkinder kamen abhanden oder verloren durch Gewaltackte ihre

engsten Angehörigen. Hunderte derartiger Suchmeldungen gingen ab 1945 vom Deutschen Roten Kreuz aus, ohne große Chancen auf Erfolg. Solche Kinder kamen zu barmherzigen Familien in der ČSR, oder wurden Ausgewiesenen mitgegeben. Einzelne Fälle konnten geklärt werden, so der Fall des 1945 zweijährigen Reinhold Tscherven aus Münnichwies. (5)
Ein anderer Fall betraf einen Drexlerhauer, der als Kleinkind ohne Angehörige oder Verwandte in der Sowjetzone landete, dort adoptiert wurde und als Erwachsener darauf verzichtete, seiner Herkunft nachzuspüren.
Anfang Oktober 1946 wurde in der ČSR ein Sondertransport von 500 »aufsichtslosen« deutschen Kindern in die Sowjetzone abgefertigt. (5 a)
Allmählich war klar geworden, daß die Vertriebenen nicht nur für einen Zwischenaufenthalt in die Aufnahmeländer kamen. Aus der Sowjetzone strebten weiter Flüchtlinge in den Westen Deutschlands unter Zurücklassung ihrer wenigen Habseligkeiten, darunter auch zahlreiche Hauerländer und andere Karpatendeutsche. Die inzwischen amtierende deutsche Regierung bemühte sich, das Flüchtlingsproblem zu internationalisieren. Das gleiche wurde im Januar 1950 auf einer internationalen Konferenz des Weltkirchenrates in Salzburg gefordert, die sich mit dem Problem der Heimatvertriebenen befaßte. Die dort versammelten Persönlichkeiten forderten von der Welt Gerechtigkeit für die Vertriebenen, Rückkehr oder Seßhaftmachung im jeweiligen Gastland. Gegebenenfalls sollte die Auswanderung in andere europäische- und Überseeländer in großzügiger Weise gefördert werden. (6)Eine wirksame Internationalisierung des deutschen Flüchtlingsproblems ist nicht erreicht worden. Die Rückkehrforderung war von Jahr zu Jahr unrealistischer geworden. Großzügige Hilfe wurde nur den nichtdeutschen Flüchtlingen und Verschleppten von Organsationen der »Vereinten Nationen« (UNRA, IRO, ICEM) zuteil. Trotzdem verfielen die Vertriebenen nicht dem Radikalismus. Ein eindrucksvolles Zeugnis ihrer Friedfertigkeit legten sie im August 1950 mit der Verkündung der »Charta der Vertriebenen« in Stuttgart ab, an deren Zustandekommen die Sudetendeutschen maßgeblich beteiligt waren. (7)
Sie geht von den gemeinsamen Aufgaben aller europäischer Völker aus, verzichtet feierlich auf Rache und Vergeltung, fordert das Recht auf die Heimat als gottgegebenes Grundrecht. Solange dieses Heimatrecht nicht verwirklicht werden kann, wollen sie als Gleichberechtigte im deutschen Volke schaffen und wirken, als auch am Wiederaufbau Europas tätig sein. Für die Karpatendeutschen unterschrieb die Charta A. Birkner als Sprecher der Landsmannschaft.
Um den Einfluß auf Deutschland und den fälligen Friedensvertrag entstanden unter den Alliierten Meinungsverschiedenheiten, die sich in den folgenden Jahren zum »kalten Krieg« zwischen der Sowjetunion und hauptsächlich

Amerika steigerten. Aus dieser Frontstellung entstand für die Amerikaner die Notwendigkeit, die Deutschen als Partner zu gewinnen und sie wirtschaftlich zu stärken. Die westlichen Besatzungszonen wurden zu einer Wirtschaftseinheit zusammengefaßt, die dann in die »Bundesrepublik Deutschland« mündete, als sich herausstellte, daß mit der östlichen Seite eine Einigung über ihre europäischen Interessen nicht zu erzielen war. Die Währungsreform, der Marschall-Plan mit weiteren Entwicklungsprogrammen, das System der freien Marktwirtschaft, und der zähe Aufbauwille aller Volksschichten, vollbrachten das, was später das »deutsche Wirtschaftswunder« genannt wurde.
Ein jeder wurde gebraucht, die fleißigen Flüchtlinge wurden gesuchte Mitarbeiter. Die Eingliederung gelang auf dieser Basis hundertprozentig. Der Weg bis dahin aber war sehr beschwerlich.

Die Lage der Vertriebenen

Auf verschiedensten Wegen gelangten die Hauerländer in das ihnen zugedachte zerstörte Deutschland: Aus ihren Evakuierungsorten im Sudetenland mit den dortigen Deutschen, über den Passionsweg der Internierungslager in der Slowakei, als weiterbeförderte aus Österreich und als einzelne oder in kleinen Gruppen Geflüchtete. Vergleichsweise leichter hatten es jene, die als Saisonarbeiter im Reichsgebiet Anhaltspunkte hatten und mit ihren Angehörigen bei früheren Arbeitgebern Rückhalt suchten.
Die 1946 in ununterbrochener Folge anrollenden Vertriebenentransporte wurden in Leitstellen erfaßt und nach vorbereiteten Plänen in die vorgesehenen Aufnahmebezirke geleitet. In den Bezirksauffanglager wurden die Ausgewiesenen in der Regel drei Wochen in Quarantäne gehalten, bevor sie auf die umliegenden Dörfer verteilt wurden. Die Bürgermeistereien waren verpflichtet für Wohnraum zu sorgen, notfalls Beschlagnahmungen vorzunehmen. Mancherorts standen Baracken zur Verfügung, in denen Kriegsgefange gehaust hatten, Fremdarbeiter untergebracht waren, oder Reichsarbeitsdienst einquartiert war. Sie dienten nun zur Unterbringung der Vertriebenen, wie auch andere öffentlichen Gebäude, Schulen, Kasernen, Fabriken, Gasthofsäle, auch wenn sie nicht für Wohnzwecke eingerichtet waren.
Mit der Unterbringung der Vertriebenen wurden der einheimischen Bevölkerung Beschränkungen abverlangt, die häufig nicht gerne und nicht freiwillig akzeptiert wurden. Wohnraumkommissionen zogen von Haus zu Haus, in der Stadt wie auf dem Lande und stellten fest, wo eine Einquartierung zugemutet werden konnte. Daß allein aus dieser Situation Schwierigkeiten im

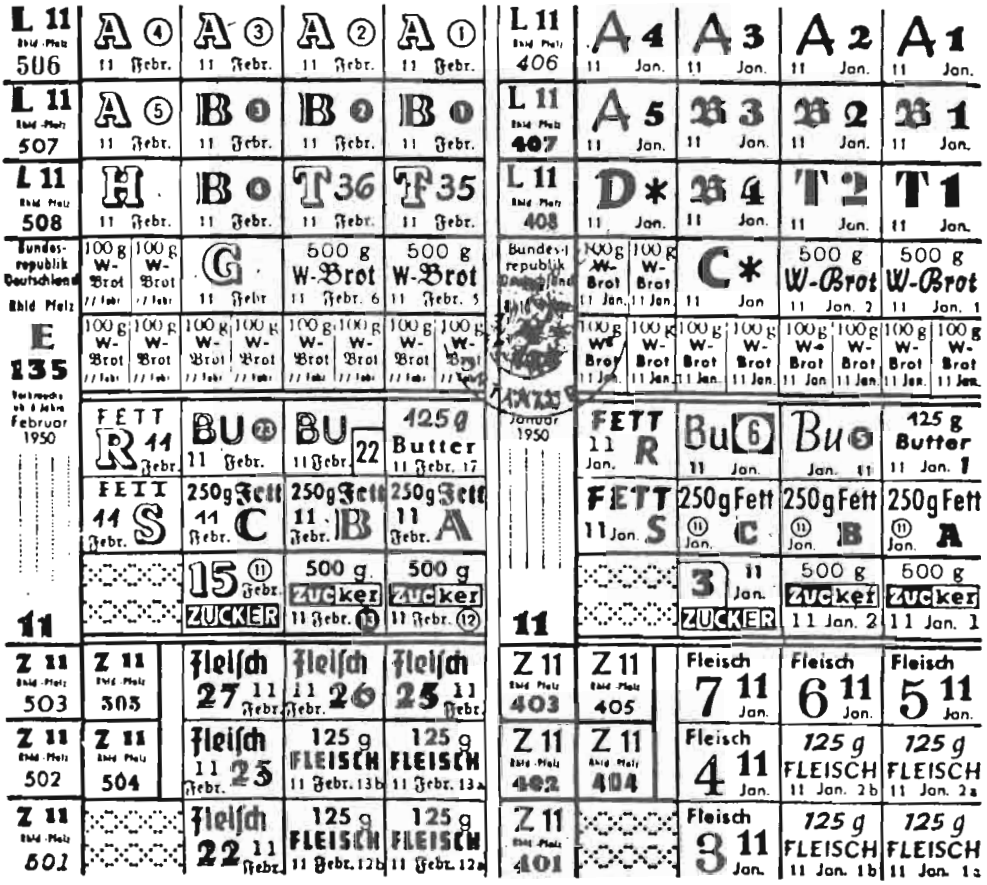
Zusammenleben leicht entstehen konnten, nimmt nicht weiter wunder. Aus kleinsten Anlässen fielen böse Worte gegen die als Eindringlinge empfundenen Vertriebenen. Es entstanden andererseits herzliche Verhältnisse, die Jahrzehnte auch nach der Trennung noch anhielten. Die Beziehungen zueinander wurden auch besser als die Einheimischen im Laufe der Zeit merkten, daß man es entgegen bösen Zungen, mit ehrlichen, fleißigen Menschen zu tun hatte, die für das Schicksal des deutschen Volkes nicht verantwortlich waren. Diese Situation war in allen Zonen gleich, in der Ostzone noch etwas schwieriger, wegen der schlechteren Gesamternährungslage und des einsetzenden politischen Gesinnungsdruckes.

Die wirtschaftliche Lage der Vertriebenen war katastrophal. Es gab zwar Lebensmittelmarken, aber die Lebensmittel waren nicht immer auch tatsächlich vorhanden. Ähnlich war es mit dem einfachsten Hausrat oder mit der Bekleidung. Vieles wurde der Bewirtschaftung aus Gewinnsucht entzogen. Allein der »schwarze Markt« blühte. Dort galt als Währungseinheit die »Ami-Zigarette«, getauscht wurde Ware gegen Ware. Aber die als Habenichtse eingetroffenen, verschüchterten Vertriebenen hatten nichts zu »maggeln«. Mancher Hauerländer hat erst jetzt in aller Härte erfahren, was Hunger ist, soweit ihm ein Lager in der ČSR erspart geblieben war.

Nur die tiefreligiöse Erziehung half, daß auf den gesellschaftlichen Abstieg durch Flucht und Vertreibung nicht ein sittlicher Verfall folgte und die finstere Zeit der ersten Nachkriegsjahre heil überstanden werden konnten.

Die auf den Dörfern untergebrachten Vertriebenen trafen dort auf zahlreiche Ausgebombte, die der Bombenterror aus den Städten hierher verschlagen hatte. Auch sie hofften, in der Nähe des Bauern das tägliche Brot leichter sichern zu können. Der Vertriebene, besonders der Südostdeutsche, wegen Kleidung (Kopftuch), Aussprache und anderer Eigenarten als Fremder empfunden, bildete das Schlußlicht der sozialen Skala. Nicht selten wurden sie als Knechte und Mägde schamlos ausgenützt. Scharenweise sah man diese Menschen, denen nicht viel mehr als ihre Hände geblieben waren,auf den abgeernteten Feldern um letzte liegengebliebene Früchte, Ähren, Kartoffeln und Rüben aufzulesen. Sie gingen zum Verdruß der Förster in den Wald, sammelten Bucheckern, Beeren und Holz. Ihre nächstliegende Sorge galt einem Stück Brot für sich, einer Tasse Milch für das Kind, einem Kleid, einem Rock und einem Dach über dem Kopf, auch wenn es noch so primitiv war. Sie waren nicht anspruchsvoll, dennoch waren viele über die Wirklichkeit enttäuscht. Einige Beispiele mögen die Situation kennzeichnen.

Der Lehrer Wilhelm I. aus Krickerhau wurde von seinem Evakuierungsort in Nordböhmen 1946 mit seiner Familie in die russische Zone abtranportiert. Wie es ihm dabei erging beschreibt er so: »Die Lebensmittelreserven waren



Noch zwei Jahre nach der Währungsreform gab es Lebensmittelmarken. Allerdings mit dem Unterschied, daß die Zuteilungen weitaus größer waren als vor dem 20. Juni 1948. Das Brot wurde in Portionen zu 100 Gramm ausgegeben.

Lebensmittelkarte, Januar 1950

in bösen Händen. Am 16. Juli gab es kleine Zuteilung, am 17. Juli gar nichts. Erst am Bahnhof Denin gab es Haferflocken, ein bißchen Zucker auf losem Papier und Brotschnitte hart wie Stein. Unterwegs, wenn der Zug irgendwo stand . . . holten sich Jugendliche Sauerampfer, Brennessel und dergleichen und kochten sich im Freien in Konservendosen einen Brei.« Den Transportierten wurde nicht gesagt, wohin sie kommen. In Litz wurde ein Teil der Waggons vor einer ungenutzten Grasfläche abgestellt. ». . . hier luden wir unsere Habe ab. Mein erster Gedanke war: Hier bleibe ich nicht! Und wie habe ich mich geirrt! Kein Mensch erwartete uns, kein Bürgermeister und

keine Kommission regelte hier das Geschehen. Kurz entschlossen nahm ich Brigittchen auf den Arm, Theo an die Hand und suchte einen Menschen, der den Durst dieser Kinder stillen half. Ein Gebäude, einem Kindergarten ähnlich, fiel mir auf. Dort fand ich die gute Seele, Frau L., die damals das Kinderheim leitete. Sie brachte zwei Schalen Milch . . . Später kamen dann Wagen und fuhren uns in das »Flüchtlingslager«. Es bestand aus Baracken, um einen Hof gruppiert, bewacht von Männern mit roten Armbinden und Schlagstöcken in der Hand . . .« (8)

Dazu muß gesagt werden, daß es ähnliche Verhältnisse bei der Aufnahme der Vertriebenen in der amerikanischen Zone nicht gab. Dort funktionierte die Organsation besser. Wohl kam es vor, daß die auf die Dörfer gebrachten Flüchtlinge lange warten mußten, bis sich die Amtspersonen um sie kümmerten. Auch kam es vor, daß die ohnehin knappe Verpflegung in den Auffanglagern durch Unterschlagungen des Lagerpersonals völlig unzureichend war, was sich nach Protesten besserte und die Schuldigen bestraft wurden.

Einen Eindruck über die Aufnahme und erste Unterbringung in der amerikanischen Zone mag die Schilderung in einem Heimatbuch vermitteln die auszugsweise wiedergegeben wird: »Nach der Registrierung, ärztlichen Untersuchung und ersten Verpflegung in Furth im Walde, der Grenzstation der neuen Heimat, hieß es, alles einsteigen, und der Güterzug mit Menschenfracht und den wenigen Habseligkeiten setzte sich westwärts in Bewegung. In Schwäbisch-Gmünd am 28. September 1946 angekommen, erscholl endlich der Ruf: 'Alles aussteigen, Endstation!' . . . Wir entluden unsere Habe, welche auf einigen Lkw's in eine große Schule gebracht wurde, die uns für etwa drei Wochen als Quarantänelager dienen sollte. Erneute Registrierung, Untersuchung und evtl. ärztliche Behandlung, wie vorher an der Grenze. Endlich konnte nach der Zuweisung der Schlafplätze Wäsche gewaschen werden, auch die Menschen konnten sich im Stadtbad, wohin wir in geschlossenen Gruppen geführt worden waren, wieder einmal in eine Badewanne setzen und gründlich reinigen . . .

Nach der Quarantäne begann endlich die Aufteilung und Verlegung in kleinere Lager oder gar Einzelunterkünfte in der Umgebung von Schwäbisch-Gmünd. Einige hatten sich schon bei umliegenden Bauernhöfen als Mägde und Knechte verdingt, was oft nur um ein Taschengeld, oder um das Essen geschah . . . Indessen hatte sich eine Sippschaft, ingesamt 54 Personen, um die Verlegung nach Aalen bemüht, da wir hofften, beim dortigen Erzbergwerk Arbeit und Unterkunft zu finden.«

Diese Bemühung hatte Erfolg. Nach einem Zwischenaufenthalt in einem weiteren Lager mußte die Gruppe mit provisorischer Unterkunft vorlieb nehmen, um der Zeche näher zu sein. Der Berichter fährt fort: »Im Saal eines

Gasthauses richteten wir unsere neue Bleibe ein. Lufschutzbetten (9) in Etagenform, die Strohsäcke stopften wir uns im Hof, ein (einziger) Herd, zwei WC, zwei große Tische und etwa 20 Stühle waren die Ausrüstung . . . Jetzt begann die Jagd nach den Lebensmitteln, die wir wohl auf den Karten aufgedruckt hatten, aber die so leicht nicht zu ergattern waren.« Weiter ist die Rede von mancherlei (lustigen) sprachlichen Schwierigkeiten, wenn die Hauerländer ihre Bezeichnungen für Lebensmittel wie »Mörchel«, »Zwickel« oder »Quaken« (Möhren, rote Bete, Steckrüben) anwandten, oder andersherum von »schönen Beinen« sprachen, wenn sie beim Metzger gute Suppenknochen haben wollten. Weiter heißt es: »Aber bald verstand man sich und als einige Ortsansässige Möbelstücke und Kartoffeln oder Obst schenkten, war das Eis gebrochen und das Leben erschien uns bald lebenswerter.« (10)
Wie die Landsleute nach einer gewissen Konsolidierung über ihr Schicksal empfanden geht aus Erhebungen hervor, die in den westlichen Zonen aufgestellt wurden.
Frau Maria Sch. aus Fundstollen gab 1951 unter anderem zu Protokoll: »Im Mai 1946 gelangte ich zu Bauern in Heroldingen, (Württemberg), wo ich noch heute für 30 Mark (gemeint im Monat) schaffen muß. Für meinen toten Mann . . . bekomme ich und mein achtjähriges Kind monatlich 54 Mark Rente. Meine Kräfte versagen, und es kann so nicht mehr lange sein. Es ist mir doppelt schwer, weil ich meinen Mann und die Heimat verlor.« (11) Ihr Mann war bei einem Überfall der Partisanen auf Fundstollen am 7. Januar 1945, also nach Niederschlagung des Aufstandes, verschleppt und auf besonders bestialische Art getötet worden.
Daß es noch schlimmer sein konnte, geht aus einem Bericht des Johann W. aus Unterturz hervor. Nachdem er ausführt, daß die Entlohnung für die Forstarbeit in den Wäldern um Kremnitz (Hauerland) nicht ausreichte, um die spärliche Zuteilung (Lebensmittelmengen die laut Bezugsscheine zustanden) zu kaufen fährt, er fort: »Aus diesem Elend erhofften wir uns durch die Ausweisung im Juni 1946 eine Besserung unserer Lage. Da wir in die russische Zone kamen, war unser Los auch dort nichts als Hunger und Entbehrung. Ein Jahr arbeitete ich dort in einem Sägewerk. Als es soweit war, daß wir nicht eine einzige Kartoffel hatten, um unseren Hunger zu stillen, traten meine Frau und Kinder weinend an mich heran . . . diesem Elend durch eine Flucht in die amerikanische Zone ein Ende zu machen. Dieses Ziel zu verwirklichen bedeutete, sein Leben aufs Spiel setzen, denn die fünf Kinder waren im Alter von zwei bis 12 Jahren und meine Mutter war 72 Jahre alt . . . Auch auf die Gefahr hin erschossen zu werden, flüchteten wir in die amerikansiche Zone. Gott war mit uns . . . wir erreichten vollzählig unser Ziel.« (12) Diese Familie gelangte in die Gegend von Königstein (Hessen) und hatte zur Zeit

der Niederschrift dieser Aussage 1951 nichts Negatives zu berichten. Wie sehr das Heimweh in den Herzen der Menschen selbst bei erträglich gewordenen Verhältnissen nagte, mag die Aussage der Maria S. erhellen, die 1954 zu Protokoll gegeben wurde. Sie kam mit ihrem Mann direkt nach Hessen in den Bezirk Korbach, also in die amerikanische Zone. Hier begann für uns zunächst ein neuer Leidensweg. Wir kamen für drei Wochen in ein Lager, wurden dann auf die Gemeinden verteilt. Ich kam nach Eimelrod. Mein Mann hatte sich inzwischen eine neue Existenz aufgebaut, trotzdem warten wir sehnsüchtig, ob und wann eine Rücksiedlung in unseree Heimat möglich sein wird.« (13)

Diese Hoffnung auf eine Rückkehr war unter den karpatendeutschen Vertriebenen sehr stark verbreitet und hemmte einige Jahre hindurch persönliche Initiative zur endlgültigen Seßhaftmachung. Allgemein wurde in den verschiedenen Landsmannschaften dieser Rückkehrgedanke in jener Zeit eher noch gefördert, ohne sagen zu können, wie das konkret und nur auf das Menschenrecht auf Heimat gestützt, gehen sollte. Es schien, als hätten manche Vertriebenen-Funktionäre bei der Propagandierung solcher Standpunkte vergessen oder verdrängt, daß Deutschland sich bedingungslos den Siegern ausliefern mußte, diese nicht zufällig die Vertreibung beschlossen hatten und sie nichts daran hindern konnte, auch nicht Recht und Moral.

Ein anderer Bericht von 1953 ebenfalls aus der Gegend von Korbach klingt hoffnungsvoller. Susanne G. schreibt: »Am 5. September 1946 trafen wir in Korbach ein. Drei Wochen mußten wir im Lager verbringen. Diese Zeit war nicht schön. Wir waren sehr schlecht untergebracht und hatten sehr wenig Geld . . . Wir kamen dann nach Gibrighausen auf einen Bauernhof. Hier ging es uns besser. Die Deklassierung der Flüchtlinge war aber sehr spürbar. Verpflegungsmäßig kamen uns die Leute nicht entgegen. So kam es vor, daß man die Magermilch lieber den Schweinen gab, als uns. Seither hat sich aber viel geändert und die heutigen Verhältnisse sind erträglich.« (14)

Ein anderer Landsmann aus Unterturz, Georg W. beschreibt die damalige Lage in einem längeren zeitlichen Abstand (1980). Er hatte das Lager Nováky in seiner milderen Phase kennengelernt und kam von dort in die sowjetische Zone, in die Gegend von Malchin.

Nachdem er die miserable Lage im dortigen Auffanglager schildert, fährt er fort: ». . . so mancher dachte mit Sehnsucht an die eintönige Bohnensuppe im Lager Nováky zurück. Eines Tages wurden Ruhrerkrankungen festgestellt. Da haben alle Alarm geschlagen, weil von dem Transport vor uns sehr viele hier an Ruhr gestorben sein sollten. Ein großer Friedhof, nur mit ehemaligen Lagerbewohnern, zeugte davon. Die Behörden forschten nach und stellten fest, daß die Lagerverwaltung von dem wenigen, was den Leuten zustand,

noch einiges abgezweigt hatte. Von da an wurde es besser. Als wir auf die Ortschaften verteilt wurden, fanden sich für uns keine offenen Arme.« Landsmann W. beschreibt dann noch Gehässigkeiten gegenüber den einerseits ungeliebten, andererseits unfreiwilligen Neuankömmlingen. Weiter führt er dann aus: »Meine Familie hatte auch Glück insofern, als wir eine herzensgute Hauswirtin hatten. Sie brachte uns öfter mal ein Töpfchen Milch, oder ein paar Knochen aus ihrer Metzgerei . . . Holz und Kohle bekamen wir auf Zuteilung. Auch das mußte im Zimmer aufbewahrt werden, bis wir dann endlich eine Wohnung für unsere Familie bekamen. Diese war sehr verfallen, und wir mußten sie uns erst bewohnbar machen. Mit Hilfe unserer Hauswirtin bekamen wir Material, denn ohne Beziehungen bekam man nichts.



Schmiedshauer Auswanderer

Im Januar 1952 sind wir mit der kompletten Familie schwarz über die Grenze nach dem Westen geflüchtet, wo wir in Mannheim von zwei meiner Brüdern erwartet wurden. Sie wurden dorthin aus der Gefangenschaft entlassen.« (15)

Die allgemeine Lage des Karpatendeutschtums zu Beginn des Jahres 1950 charakterisierte A. Birkner so:
»Die Aussiedlung brachte die persönliche Freiheit. In einem übervölkerten Land und in einem Schutthaufen von Trümmern, wurde uns ein Existenzkampf aufgezwungen, der kein Erbarmen kennt. Es geschah manches, aber es war weniger, als hätte geschehen können. Die Alten und Arbeitslosen fristen ein Dasein, das menschenunwürdig ist.
Unser Kampf und unser Schrei nach Arbeitsplätzen und um Existenzmöglichkeiten darf deshalb nicht verhallten. Die Einheimischen müssen uns die Last tragen helfen, die ohne unser Verschulden oder Wollen uns auferlegt wurde.« (16)
Ein etwas sentimentaler, aber treffender Spruch machte damals unter Vertriebenen die Runde: »Vom Osten vertrieben, vom Westen gemieden, vom Weltgewissen verschwiegen.«

Dagegen wurden auch schon radikale Töne vernehmlich. Die »Union«, Stuttgart, schrieb im Februar 1950 im Zusammenhang mit Deutschenaussiedlungen: »Fünf Jahre sind seit dem Kapitalverbrechen von Potsdam vergangen, aber Deutsche dürfen nicht nach Deutschland, während im gleichen Augenblick noch Hundertausende angeblicher »Zwangsverschleppter« die deutsche Wirtschaft viel schwerer belasten, als unsere unglücklichen Brüder es tun würden und andererseits jeder tschechische Deutschenmörder von uns aufgenommen und versorgt werden muß. Wie lange noch sollen Deutsche in Deutschland wie das Vieh behandelt werden, während jeder Verbrecher hier Vorzugsrechte genießt, wenn er nur einen Auslandspaß vorweisen kann?«
Das Karpatendeutschtum blieb gegen Radikalismus immun, wie der größte Teil der Vertriebenen überhaupt. Das neutrale Ausland sah mit Sorge auf die Entwicklung in Deutschland jener Jahre. Die schwedische Zeitung »Svenska Dagbladet« schrieb am 14. Februar 1950: »Man kann unmöglich die Augen davor verschließen, daß das deutsche Flüchtlingsproblem ein Nährboden für Revolutionen ist, die uns alle in Mitleidenschaft ziehen werden . . .« An anderer Stelle heißt es dort, daß der Zeiger fünf Minuten vor zwölf stehe. Zu den materiellen Entbehrungen kämen noch schwere seelische Belastungen, würden doch die Vertriebenen von den Ansässigen wie lästige Verwandte behandelt. Sie seien zu einer Pariaklasse erniedrigt. Natürlichweise sei dadurch der Boden für radikale Stimmungen bereitet worden, doch sei es erstaunlich, in welcher Geschlossenheit die Vertriebenen bisher jede derartige Erscheinung abwiesen. Das Wohnungselend war noch viele Jahre nach Kriegsende eines der brennendsten Probleme, besonders unter den Vertriebenen. 1950 lebten noch 20 Prozent von ihnen in »Normalwohnungen«, weitere 20 Prozent als Wohungsinhaber in Notwohnungen, 60 Prozent mußten sich als Untermieter in Notwohnungen oder in Unterkünften außerhalb von normalen Wohnungen begnügen. Bis Ende 1951 konnten im Bundesgebiet rund 1.000 Lager aufgelöst werden, etwa 300.000 mußten noch in Lagern bleiben. (17) Ein erstes Wohungsbaugesetz in diesem Jahr erlassen, sollten den Bau von Wohnungen ankurbeln und besonders den Vertriebenen dazu einen finanziellen Anreiz schaffen. Der Begriff des sozialen Wohnungsbaues wurde geschaffen. Aber allzuviele glaubten noch an eine Heimkehr, zumal dieser Glaube von den Landsmannschaften gestützt wurde.
Eine gewisse Ernüchterung brachte die gemeinsame Erklärung der Sowjetzonenregierung und der ČSSR-Regierung, (18) wie auch der polnischen Regierung im Jahre 1950. Dort hieß es, »daß die beendete Rückführung von Deutschen aus der ČSSR unabänderlich, gerecht und endgültig geregelt ist.« Allein die Formulierung »Rückführung« kann Unwissende über die 800jährige Anwesenheit hinwegtäuschen.

Inzwischen waren auch schon die meisten Kriegsgefangenen zu ihren Angehörigen zurückgekehrt. Soweit sie den Aufenthaltsort von Verwandten kannten, wurden sie dorthin entlassen. Andere hofften, noch zu Hause jemanden vorzufinden und ließen sich dann enttäuscht in eine der Besatzungszonen Deutschlands weiterbefördern. So manche warteten vergebens auf den Vater, den Mann, den Sohn und mußten schweren Herzens schließlich eine amtliche Todeserklärung beantragen, wenn davon z. B. die Hinterbliebenenrente abhing.

Anfang 1950 veranlaßte die westdeutsche Regierung eine Erhebung über Kriegsgefangene, Verschleppte und Vermißte, nachdem die UNO einen Appell an alle betreffenden Regierungen gerichtet hatte, Angaben über Lebende und Verstorbene in ihrem Gewahrsam zu machen. Dazu kam Jahre später eine Gesamterhebung der deutschen Bevölkerungsverluste in den Vertreibungsgebieten, die mit der Ausgabe neuer, bundeseinheitlicher Vertriebenenausweise gekoppelt war. Die Erhebung sollte das Ausmaß der Flucht und Vertreibung feststellen, das Schicksal und den Verbleib der deutschen Bevölkerung aus den Vertreibungsgebieten klären und die Grundlage für Hilfsmaßnahmen zu Gunsten der noch unter fremder Verwaltung oder in fremden Gewahrsam lebenden Deutschen schaffen. Die Erhebung wurde getragen vom Deutschen Caritasverband, dem Hilfswerk der ev. Kirchen in Deutschland, dem Bund der vertriebenen Deutschen (BvD) und von dem Verband der Landsmannschaften (VdL). Damals entstanden zahlreiche, geschichtlich wertvolle Berichte über die Jahre 1944 bis 1952. Auch über das Schicksal der Karpatendeutschen geben diese Berichte detailliert Aufschluß und sind für wissenschaftliche Zwecke im Bundesarchiv in Koblenz zugänglich. Auf diesem Material basiert eine mehrbändige Dokumentation über die damaligen Geschehen. (19)

Auch die inzwischen tätige Karpatendeutsche Landsmannschaft wollte sich schon zuvor eine Überblick über die Anzahl und Situation der Landsleute verschaffen, um ihre Arbeit danach ausrichten zu können und startete 1951 eine Fragebogenaktion. (20) Eine weitere Antwortkartenaktion sollte 1954 Material für ein Weißbuch der Vertreibung der Karpatendeutschen ergeben. (21) Leider kam es als Quellenwerk nie zustande.

Um das Schicksal der in der ČSSR Inhaftierten bemühten sich auch bereits 1950 Staatsbeauftragte für das Flüchtlingswesen in den Ländern, wenn die Angehörigen die nötigen Angaben machen konnten. Mitte 1951 kam es zu größeren Entlassungen aus diesem Personenkreis, die amnestiert wurden oder arbeitsunfähig geworden waren. Das Deutsche Rote Kreuz konnte in Einzelfällen eingeschaltet werden, wenn vorher die Angehörigen eine Einreiseerlaubnis für die Bundesrepublik vorlegen konnten.

Im Laufe des Jahres 1954 kehrte eine größere Zahl Kriegsgefangener aus Rußland heim. Darunter auch Karpatendeutsche, die als Waffen-SS Angehörige (siehe Abschnitt Wehrdienst) unmittelbar in Sowjethände gerieten oder von den Amerikanern ausgeliefert worden waren. Vor ein Gericht gestellt, wurden über sie Todesurteile ausgesprochen, die aber dann »gnadenweise« in Zwangsarbeit umgewandelt wurden. »Leichtere« Fälle erhielten von vornherein 25 Jahre Straflager zudiktiert. Nun wurden die meisten entlassen. Manche kehrten erst in den 60er Jahren zurück. (22)
Höchst tragisch war das Schicksal der verschleppten Zivilpersonen. Im Februar 1945 stimmten England und Amerika auf der »Jalta-Konferenz« der Forderung Stalins zu, Volksdeutsche aus dem Südosten und andere Deutsche, Männer wie Frauen, zur Sklavenarbeit in die Sowjetunion zu bringen, gewissermaßen als »lebendes Reparationsgut«. Wieder hatten Volksdeutsche Kriegsschuld des deutschen Volkes abzutragen.
Zwar war das Karpatendeutschtum nicht in jenem Maße davon betroffen wie das andere Südostdeutschtum, doch wurden Landsleute nach der Frontüberrollung weggebracht oder bei der Rückkehr aus der Evakuierung abgefangen und in Transporte nach Rußland eingereiht. Die Überlebenden kehrten erst nach Jahren und von schwerer Arbeit gezeichnet zurück, teils in die Slowakei, mehrheitlich als »Spätheimkehrer« nach Deutschland, Ost wie West.
Die Zerstreuung der Teilnehmer eines jeden einzelnen Transportzuges und die Zufälligkeit der örtlichen Einweisung brachte, was zunächst am wichtigsten war, ein Dach über dem Kopf. Es fehlte aber meist an geeigneten Arbeitsmöglichkeiten, die dem erlernten Beruf und der früheren sozialen Stellung wenigstens annähernd entsprachen. Schon verhältnismäßig bald begann mit der Suche nach einem geeigneten Arbeitsplatz auch die Weiterwanderung.

In den ersten Aufnahmeorten oder deren nächster Umgebung blieben die Alten, die Arbeitsunfähigen und Mütter mit Kindern, deren Vater fehlte. Die Alten wurden vielfach von den jüngeren Angehörigen nachgeholt, sobald sie Arbeit gefunden hatten und sich die Möglichkeit dazu bot, was oft erst nach Jahren der Fall war.
Die Länderregierungen und Städte schotteten sich zunächst gegen solche Initiativen ab, indem sie Zuzugssperren erließen, die mit der Verweigerung von Lebensmittelkarten durchgesetzt werden konnten. 1951 regelte ein Gesetz den Quotenausgleich über aufzunehmende Vertriebene unter den einzelnen westdeutschen Ländern, wobei nach Nichtarbeitsfähigen, nach zulassungspflichtigen und gesuchten Berufen unterschieden wurde. Mit der Besserung der wirtschaftlichen Gesamtsituation - etwa ab Anfang der 50er Jahre - kam es zu größeren Umzugsbewegungen. Bei den Hauerländern bildeten

sich so, außer kleineren Niederlassungs-Schwerpunkten, ein größerer im Industriegebiet bei Stuttgart und im Ruhrgebiet, dem Kohlezentrum Westdeutschlands.

Die besonderer Lage der Bergarbeiter

Der Kohle fiel für den Wiederaufbau nach 1945 eine Schlüsselfunktion zu. Der erfahrene Kumpel war gesucht. Einige 100 Hauerländer Bergleute waren »ausgesiedelt« worden. Man fand sie im süddeutschen Geislingen und Aalen, im Gebiet um Fulda, im Aachener Revier und bald besonders zahlreich im Ruhrgebiet, wo sich in den Städten Oberhausen, Walsum, Dortmund und Moers Hauerländer zusammenfanden. Unter ihnen waren die Krickerhauer am stärksten vertreten.
Die englische Besatzungszone, zu der das Ruhrgebiet gehörte, war nicht als Aufnahmeland für Vertriebene aus der ČSR vorgesehen, und es bedurfte besonderer Genehmigungen, wenn Landsleute sich dort aus beruflichen Gründen niederlassen wollten. Die Hauerländer waren erst im zweiten Anlauf, eine neue Heimat zu finden, dorthin gelangt. Große Verdienste hat sich dabei Josef Laslop (Krickerhau) erworben, der eine Mittlerrolle zwischen den Arbeitsuchenden, den Bergwerksdirektionen und den Ämtern übernahm und sich unermüdlich für die Verbesserung der Lebensbedingungn seiner Landsleute einsetzte. Die ausgehandelten Bedingungen für einen größeren Kreis anzusetzender Bergarbeiter und ihren Familien sahen vor: Kostenlose Anreise, ärztliche Untersuchung und Unterbringung für vier Wochen, Einstellung auch der älteren, berguntauglichen Männer der Gruppe, Anrechnung der im Bergbau der ČSR zurückgelegten Zeiten auf tarifliche Vereinbarungen, Hilfe bei der Beschaffung von Wohnraum, Zurverfügungstellung eines Barackenlagers (ehem. Gefangenenlager) in Selbstverwaltung und provisorischer Möbel und Hausrat. (23) Freies Heizmaterial, damals eine Kostbarkeit war selbstverständlich.
Was hier erreicht wurde, war ein beispielloser Erfolg, nicht nur für die Gruppe der Hauerländer unter den Karpatendeutschen. Mit 19 Familien begann gegen Jahresende 1946 der erste Versuch zum Neubeginn in Oberhausen. Bis Ende der 50er Jahre waren 139 Familien zu allseitiger Zufriedenheit untergebracht. Die Kunde von einer fest gründbaren neuen Existenz verbreitete sich schnell. Nicht nur aus dem Bundesgebiet kamen Bergleute (und solche, die es eigenlich erst werden wollten), sondern auch aus Österreich und illegalerweise aus der Sowjetzone. Die bis etwa 1950 noch in der ČSSR festgehaltenen und zur Ausreise entschlossenen Bergleute, wandten sich, soweit sie noch

arbeitsfähig waren, ebenfalls in das Ruhrgebiet. Wer eine gewisse Tätigkeit in der Grube von Kremnitz oder Kirckerhau nachweisen konnte, wurde sogleich als vollwertiger Hauer eingestellt. Rasch erreichten Hauerländer auch höherbezahlte Tätigkeiten im Betrieb und in der Verwaltung. Auch Mädchen und Frauen fanden angemessene Arbeitsplätze.
Das Barackenlager konnten schon nach wenigen Jahren die ersten verlassen und in neuerstandene Siedlungshäuser einziehen. Den Zechenleitungen war klar, daß die geschätzten Fachleute nur zu halten sein würden, wenn ihnen ein richtiges Heim geboten werden könnte. Neben Mietobjekten wurden günstige Bedingungen für den Bau eines Eigenheimes geschaffen, und damit war die neue Heimat endgültig angenommen.
Außer in Oberhausen fanden Hauerländer unter ähnlichen Bedingungen Aufnahme bei Schachtanlagen in anderen Orten des Ruhrgebietes. Nach Voerde kamen die ersten Kickerhauer 1947 zum Schacht Walsum. Sie wurden im »Buschmannshof«, ebenfalls ein ehemaliges Zwangsarbeiterlager untergebracht, das arg verlottert war und schon von einigen ausgebombten Familien genutzt wurde. 1948 wohnten dort bereits etwa 60 Krickerhauer Familien. Bis 1950 kamen aus der ČSSR weitere 35 Hauerländer Bergarbeiterfamilien dazu. (24)
In dieser mehr ländlichen Gegend boten sich Verdienstmöglichkeiten für Frauen bei den benachbarten bäuerlichen Betrieben. Auch hier sorgte schließlich eine großzügige Lösung der Wohnraumfrage in Form von Eigenheimbauten und das Entgegenkommen seitens der Gemeindeverwaltung in kulturellen Dingen, die bis zur Übernahme der Patenschaft für die Krickerhauer ging, für ein endgültiges Seßhaftwerden. Eine weitere großzügig angelegte Siedlung von Hauerländern entstand im Ortsteil Vierlinden in Walsum, die teilweise den Charakter von landwirtschaftlichen Nebenerwerbssiedlungen erhielt und damit den gewohnten Lebensbedingungen der Hauerländer Bergleute nahe kamen.

Die Entstehung landsmannschaftlicher Organisationen

Die Besatzungsmächte achteten streng darauf, daß sich nichts regte, was über die Meinung des Einzelnen hinaus, Kritik an dem Geschehen im Zusammenhang mit der Vertreibung hätte zeitigen können. Deshalb waren Vereinigungen unter den Vertriebenen in keiner der Besatzungszonen erlaubt. Erste Versuche zur Bildung eines Selbsthilfe- und Interessenverbandes im Rahmen des Deutschen Roten Kreuzes im Jahre 1945 für Karpatendeutsche scheiterten. Nur die kirchlich-sozialen Einrichtungen, die Caritas auf katholischer

Seite und das Evangelische Hilfswerk auf evangelischer Seite, durften ihren Zielen gemäß tätig sein. Unter ihrem Dach begannen sich Schwerpunkte für landsmannschaftliche Hilfe und Beistand, getrennt nach Religionszugehörigkeit, herauszubilden, lange bevor staatliche Hilfe einsetzte.
Die Initiative zur Selbsthilfe ging von Einzelnen aus, die auf Grund ihres Berufes, ihrer Weitsicht, ihrer Organisationsgabe und des Geschicks im Umgang mit Menschen dazu befähigt waren. Schon 1945 hielt Dr. Liptak (Käsmark) in Niederbayern, wohin er evakuiert war, es für seine Pflicht, sich hauptsächlich um seine Zipser Landsleute zu kümmern und Anschriften zu sammeln. Bemühungen beim Bayrischen Roten Kreuz hatten keinen Erfolg, schriftliche Bemühungen beim evangelischen Bischof Meiser in München blieben ohne Antwort. Ein Ansuchen um Beistand für die vor der Ausweisung stehenden Landsleute beim Evangelischen Hilfswerk in Stuttgart hatte 1946 ein positives Ergebnis. (25)
Katholische Landsleute suchten und fanden Hilfe und Verständnis bei der sudetendeutschen Abteilung der Caritas in München. Die Militärbehörden wurden auf die Aktivität Dr. Liptaks und mit ihm anderer Karpatendeutscher aufmerksam, was zu seiner Inhaftierung führte und Anfragen über andere aktiv gewordene Landsleute in der ČSR zur Folge hatte. (26)
Mit dem Weitertransport der Flüchtlinge aus Österreich kamen Persönlichkeiten nach Baden Württemberg, die erneut die Gespräche mit dem Evangelischen Hilfswerk in Stuttgart aufnahmen. Aus diesen Bemühungen entstand am 6. August 1946 das »Hilfskomitee der evangelischen Slowakeideutschen« in Stuttgart, mit einem eigenen Kanzleiraum. Im Protokoll der ersten Sitzung heißt es zum Programm: »Die evangelische Kirche und mit ihr die anderen Kirchen der Welt möchten die Flüchtlinge zum Subjekt machen, um sie nicht zum Objekt der Ämter und Dienststellen werden zu lassen . . . Die seelische, geistige und materielle Not der Flüchtlinge, Ausgebombten und Vertriebenen ist viel größer, als daß sie von menschlicher Hand befriedigt werden könnte. In dieser Lage kann nur Gott allein helfen. Wir dürfen seine Handlanger sein« (27)
Die eigentliche Arbeit zur Selbsthilfe nahm das Komitee mit einem ehrenamtlichen Leiter und einer Schreibkraft in Stuttgart im Nov. 1946 auf. Sie war nur mit großzügiger Unterstützung des »Hilfswerkes der Evangelischen Kirche in Deutschland« möglich. Die Hilfe stand allen Karpatendeutschen offen. Die Inanspruchnahme stieg ständig und bald mußten weitere Landesstellen eingerichtet werden. Das war auch deshalb geboten, weil die einzelnen Länder versuchten, das Flüchtlingsproblem durch unterschiedliche Verordnungen zu steuern. Vor der Währungsreform (1948) waren bereits 13 hauptamtliche Mitarbeiter tätig, daneben eine Vielzahl anderer Helfer. Geholfen

wurde den zum SS-Dienst gezwungenen Landsleuten genau so, wie anderen Hilfesuchenden, die in einem schweren Lebenskampf standen, in der Fremden oft sehr unfreundlich eingestellten Umgebung. Landauf und -ab wurden Zusammenkünfte und kleinere Treffen veranstaltet, die Anforderungen an die Helfer wurden immer größer. Daher waren sie froh, als sie sich die Arbeit mit einer katholischen Schwesterorgansiation teilen konnten. Die katholische Seite hatte nicht das Glück, weitgehende Teile der kirchlichen Organisation aus der Heimat hier verfügbar zu haben.

Im gleichen Geiste waren katholische Karpatendeutsche um Hilfe für die Landsleute bemüht und tätig. In Stuttgart konnten sie im gleichen Jahr dafür in der Sudeten- und Karpatendeutschen Abteilung der Caritas eine Basis finden. Anfang 1947 verhandelte Pfarrer Ernst Tatarko bei der Stuttgarter Caritas-Flüchtlingshilfe über eine tatkräftige karpatendeutsche Vertretung und erhielt die nötigen Konzessionen für einen entsprechenden Ausbau. Gleichzeitig gab es Kontakte der Caritasstelle zum Hilfskomitee in der Erkenntnis, daß die durch die Militärregierung bedingte Zweiteilung der Hilfe auf konfessioneller Grundlage kein Hindernis für die Lösung gemeinsamer Aufgaben sein dürfe. Pfarrer Pöß (Krickerhau) und seine Mitarbeiter vereinbarten mit Repräsentanten des Hilfskomitees eine enge Zusammenarbeit. Dazu gehörte ein Informations- und Adressenaustausch, wie auch übergreifende Fragen der Aussiedlung, der Vermögenserfassung und der Weiterwanderung, beispielsweise nach Übersee.

In Bayern hatte Pfarrer Jakob Bauer (Schmiedshau) sogleich nach seiner Ankunft im Februar 1946 sich der so notwendigen Hilfe auf privater Basis, besonders für die Häuerländer gewidmet. Er sammelte und vermittelte Anschriften zwecks Familienzusammenführung, verschickte Rundbriefe und half mit kirchlicher Unterstützung auf verschiedenste Weise. Ein besonderes Anliegen war ihm die Hilfe für die vor Militärgerichte gestellten Landsleute, die ohne eigene Schuld in diese Lage gekommen waren. 1948 ging diese private Tätigkeit in eine vom ihm veranlaßte Hilfsvereinigung im Rahmen der Caritas in München über.

In Stuttgart hatten sich die Hilfe-Bemühungen auf katholischer Seite schon gefestigt. Ein erster Rundbrief ging auch schon am 3. April 1948 von der Caritas-Flüchtlingshilfe in Stuttgart, Abteilung für Slowakeideutsche aus, die J. G. Stiffel (Deutsch-Proben) herausgab. In der Einleitung wurde auf die Zusammenarbeit mit dem Hilfskomitee hingewiesen und dazu ermuntert, in den einzelnen Kreisen Zusammenkünfte zwecks Aussprache und Beratung zu veranstalten.

Für den 11. April 1948 wurde bereits ein Treffen der Krickerhauer in Plochingen und für den 6. Juni ein Treffen der Deutsch-Probner und Umgebung in

Dieburg angekündigt. Stiffel schloß diesen Rundbrief: »Die Abteilung für Slowakeideutsche im Rahmen der Caritas-Flüchtlingshilfe bittet Euch um Euer Vertrauen und um Eure Mitarbeit, damit endlich unsere katholischen Landsleute auch ihr eigenes Hilfsorgan für ihre Nöte erhalten.« (28)
Das eigene Hilfsorgan kam dann wenige Monate später zustande. Am 15. Oktober 1948 fanden die Bemühungen, vor allem Pfarrer Bauers, ihre Krönung, als in München die Gründungssitzung des »Hilfsbund Karpatendeutscher Katholiken« erfolgen konnte. Als Vorsitzender wurde Pfarrer Bauer gewählt. Die erste Geschäftsstelle wurde mit Unterstützung der Caritas in der Prinzregentenstraße, später Schubertstraße in München eingerichtet. Leiter der Kanzlei war Dr. Göbel (Unterzips).
Inzwischen waren bei den westlichen Besatzern, besonders bei den Amerikanern, die Befürchtung gewichen, die Vertriebenen könnten sich zu einer, die politische Ordnung bedrohende Organisation entwickeln. Sie billigten den Vertriebenen und Flüchtlingen das Recht des Zusammenschlusses zur Wahrnehmung ihrer Interessen zu. Die durch ihre Arbeit zu Repräsentanten des Karpatendeutschtums gewordenen Landsleute zögerten nicht, dieses Grundrecht zu nutzen. Noch am Tage der Hilfsbund-Gründung traten in München 22 Persönlichkeiten aus allen Teilen des Karpatendeutschtums zusammen und gründeten als überkonfessionelle Organisation die »Arbeitsgemeinschaft der Karpatendeutschen aus der Slowakei«. Vorsitzender wurde Dr. Liptak. Unter den Sitzungsteilnehmern waren vier Herren, die dem Hauerland zuzurechnen waren. Damit war die Gefahr einer Auseinanderentwicklung des Karpatendeutschtums aus religiösen Gründen gebannt. Die Öffentlichkeit wurde darüber wie folgt informiert.
»Vertreter der auf dem Gesamtgebiet Deutschlands tätigen Hilfsorganisationen der Slowakeideutschen, des 'Hilfsbundes Karpatendeutscher Katholiken' und des 'Hilfskomitees der Ev.-Luth. Slowakeideutschen' sind am 15. Oktober 1948 in München zusammengekommen und haben zur Wahrung der gemeinsamen Belange und Interessen des gesamten Slowakeideutschtums, insbesondere im Hinblick auf den Lastenausgleich, eine Arbeitsgemeinschaft gegründet. Die konfessionellen Organisationen arbeiten in ihrem bisherigen Rahmen weiter.« (29)
Die Formulierung »aus dem Gesamtgebiet Deutschlands« war freilich nur für kurze Zeit gültig. Die Sowjets verboten ihren »Umsiedlern« alsbald jeglichen landsmannschaftlichen Kontakt zur westlichen Hälfte Deutschlands.
Neben der Herausgabe von Publikationen und Veranstaltung von Treffen, gehörte zu der eigentlichen Tätigkeit der »Arbeitsgemeinschaft« die Vertretung der karpatendeutschen Interessen bei Stellen der Bundes- und Länderregierungen, die Kontakte zu den Gruppen im Ausland, sowie die Mitarbeit

in anderen gemeinsamen Organisationen der Vertriebenen auf überregionaler Basis. Der allgemeinen Entwicklung wurde dadurch Rechnung getragen, daß eine Landsmannschaft auf vereinsmäßiger Grundlage rechtlich abgesichert, gegliedert nach Landes- und Kreisverbänden, im Februar 1950 gegründet wurde, die »Karpatendeutsche Landsmannschaft Slowakei«, mit Sitz in Stuttgart. Ihr langjähriger Sprecher war Anton Birkner, der aus dem Sudetenland stammte.

Auch außerhalb Deutschlands hatten sich nach Flucht und Vertreibung Initiativen zur Selbshilfe gebildet. In Schweden, wohin Karpatendeutsche hauptsächlich aus Österreich gelangten, wurden von dem Zipser Viktor Theisz das »Karpaten-Informations-Service« ins Leben gerufen, eine Informatrionszentrale, die sich hauptsächlich mit Adressenvermittlung befaßte. Adalbert Debnar-Daumler (Münnichwies) war Geschäftsführer des »Bund der Slowakeideutschen«. Zu beiden bestanden lose Verbindungen der Landsmannschaft in Stuttgart. Diese Initiativen hatten keinen dauernden Erfolg.

Der Hilfsbund Karpatendeutscher Katholiken

Es waren nicht viele, die unmittelbar nach der Vertreibung in der allgemeinen großen Not noch einen Gedanken an die Teilnahme und an das Schicksal des Nächsten, insbesondere der notleidenden Landsleute, aufbringen konnten. Als Pfarrer Bauer sich sofort nach seiner Ankunft in Bayern, vornehmlich um seine ehemaligen Pfarrangehörigen kümmern konnte, hielt er Ausschau wer da war, wer gewillt und in der Lage war, neben den eigenen Sorgen an seinen Hilfsmaßnahmen für einen größeren Kreis mitzuhelfen. Seine ersten Versuche mit Persönlichkeiten in Kontakt zu kommen, die in der Heimat im kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Leben hervorgetreten waren, hatten wenig Erfolg und waren entmutigend. Gab es an sich schon nur eine dünne profilierte Schicht katholischer »Intelligenzler«, so blieben die meisten dieser Leute lange unauffindbar und unsichtbar. Die eigenen Existenzsorgen und die Scheu vor der Öffentlichkeit, vor Organsationen, ließen manche, die hätten helfen können, nicht hervortreten. Sie fühlten sich als »gebrannte Kinder«. So waren der Aufgaben viele, der Mitarbeiter um so weniger. Aber trotz dieser entmutigenden Lage gelang es, Ängste und Resignation zurückzudrängen und nach Kräften an den großen Aufgaben nach dem Wiederbeginn in einer grundlegend veränderten Welt zu arbeiten. Die festgefügten heimatlichen katholischen Kirchengemeinden waren zerbrochen und auseinandergerissen. Zudem fehlten Geistliche, sie blieben zu

einem beträchtlichen Teil in der Slowakei. Nur 13 kamen nach Westdeutschland, zwei nach Österreich. (30)
Zweck und erstes Ziel des neugegründeten Hilfsbundes (HB) sollte vor allem die Erfassung der Landsleute, die Feststellung der Einzelschicksale, des Verlustes an Menschen und Vermögen, die religiöse, sozial-caritative, wirtschaftliche und kulturelle Betreuung, Erhaltung des Volksgutes, Wahrung der Rechte in den Aufnahmeländern und Wahrung des Rechtes auf die Heimat sein. Finanziell sicherte der Caritasverband München die Grundexistenz.
Zu den selbstgestellten Aufgaben zählten nach der Konsolidierung im einzelnen: Auf dem religiös-kirchlichen Gebiet die Veranstaltung von Einkehrtagen, Wallfahrten, Gottesdiensten, die Mithilfe bei der Eingliederung der Landsleute in die jeweils örtliche kirchliche Gemeinschaft, die Herausgabe des »Karpatenboten« als Bindeglied und Mitteilungsblatt, der Versand von Gebetbüchern und religiöse Schriften auch in das Ausland.
Auf dem sozial-caritativen Gebiet gehörten zu den Aufgaben: Die Hilfe bei der Zusammenführung der Familien, Leistung von Unterstützungen, Beistand bei Gerichten, Ämtern und Behörden, Hilfestellung bei Renten- und Kreditangelegenheiten, ferner bei Auswanderungsfragen, bei Siedlungsvorhaben und bei der Beschaffung von Dokumenten. Dazu kam die Betreuung von Heimkehrern, Auswanderern und Ausgewanderten. Im Zuge der Jugendarbeit wurden Veranstaltungen ermöglicht, Studenten und Seminaristen beraten und unterstützt, Lehrstellen vermittelt, Arbeit war zu all dem auf kulturell-wissenschaftlichem Gebiet zu leisten. (31)
Um 1958 bestand außer dem Büro des Vorsitzenden Pfarrer Bauer in Parnkofen die Hauptgeschäftsstelle in München und je eine Nebenstelle in Stuttgart und Buchen. Zunächst legte man beim Hilfsbund auf formale Vereinsformen kein großes Gewicht und arbeitete nach »Leitsätzen«. 1959 wurden dem Hilfsbund Satzungen gegeben und er wurde in das Vereinsregister eingetragen. Rechtlich wurde er als gemeinnützig anerkannt und führte so fundiert die den Zeitläufen angepaßte Arbeit bundesweit fort.
Diese Entwicklung war beeinflußt von der Tätigkeit des inzwischen aus ČSSR-Haft entlassenen Pfarrers Josef Steinhübl (Krickerhau), der sich im Auftrage der Diözese Rottenburg der Hilfsbundarbeit in Stuttgart annahm und diese intensivierte. Die gemeinnützige Tätigkeit wurde auf das gesamte Bundesgebiet ausgeweitet.
In den folgenden Jahren kam es zwischen den Zentren München und Stuttgart zu Eigenentwicklungen in der kulturellen Arbeit, wobei der Hilfsbund in Stuttgart zu einem Schwerpunkt für die Herausgabe von heimatbezogener Literatur wurde und München die regelmäßige, vielbeachtete Kulturtagungsarbeit pflegte.

Das erste große Treffen

Die erste Möglichkeit im großen Rahmen zusammenzutreffen, hatten die Karpatendeutschen am 30. und 31. Juni 1949 in Ludwigsburg. Die Stadt war vom mörderischen Bombenkrieg verschont geblieben. Fast 6.000 Menschen kamen, um in dieser Zeit der Ungewißheit die Gemeinschaft zu spüren, sich wieder zu sehen, liebevolle Aussprache zu pflegen, gegenseitige Stützung zu erfahren und wichtige Informationen über Schicksale Nahestehender oder über Möglichkeiten für eine feste Lebensgrundlage zu bekommen.
Dr. Liptak gab als Vorsitzender der jungen Arbeitsgemeinschaft, die das Treffen organisierte, einen Bericht. Verschiedene Kreisverbände der Arbeitsgemeinschaft waren bereits tätig und organsierten kleinere Treffen auf Ortsgemeinschaftsbasis. Pläne zur weiteren Arbeit wurden vorgetragen. In einer öffentlichen Sitzung der Arbeitsgemeinschaft wurde ein neuer Vorstand gebildet, in den je sieben Vertreter der konfessionellen Verbände entsandt wurden. Die Hauerländer hatten in der Person des Pfarrer Bauer einen Vertreter. Neuer Vorsitzender wurde Anton Birkner (Preßburg). Die beiden Hilfsverbände tagten und berieten ihre Anliegen getrennt.
In gleicher Weise wie andere Vertriebenengruppen versuchten auch die Karpatendeutschen auf ihre ausweglose Lage und das erlittene Unrecht aufmerksam zu machen. Sie richteten schon anläßlich dieser ersten Großveranstaltung eine Bittschrift an die Vereinten Nationen (UN) um rasche und wirksame Hilfe auf internationaler Ebene, betonten ihren Anspruch auf ihre angestammte Heimat als ein Menschenrecht und erinnerten an die Verantwortung der Siegermächte, die die Vertreibung in Potsdam beschlossen hatten. An den »Hohen Kommissar« der Militärverwaltung ging ein Telegramm mit der Bitte, Sofortmaßnahmen in Kraft zu setzen angesichts der wachsenden Notlage und der drohenden Radikalisierung.
A. Birkner faßte das Ergebnis der Beratungen auf diesem Treffen in 10 Punkten zusammen. Darin enthalten ist der Anspruch des Rechts auf die Heimat, die Verantwortung der am Potsdamer Abkommen beteiligten Mächte für die Heimatvertriebenen, das Bekenntnis zum deutschen Volke aber auch zur Teilung der Lasten aus dem Kriege, die Verbundenheit mit dem slowakischen Volke, die Beziehungen zu den anderen Vertriebenengruppen, die Festigung der Geschlossenheit des Karpatendeutschtums und die Ablehnung sich für andere Interessen einspannen zu lassen, die Verbindung mit allen Landsleuten auch außerhalb Deutschlands. »Wir wollen zusammenstehen, uns gegenseitig stützen und bleiben was wir sind und waren«, hieß es abschließend im Punkt 10 der Zielvorgaben. (32) Es waren Grundsätze, zu denen sich die Landsleute auch in den folgenden Jahrzehnten noch bekennen konnten.

Für die weitere Arbeit wurde in Ludwigsburg ein Ausschuß für die Zusammenarbeit mit anderen Vertriebenenverbänden und ein weiterer für die Pressearbeit gebildet. Seine erste Aufgabe war die Zusammenführung der bereits vorhandenen Mitteilungsblätter der konfessionellen Hilfsverbände »Karpatenbote« und »Evangelischer Glaubensbote«.
In getrennten Veranstaltungen erstatteten die Vorsitzenden der Hilfsverbände den Landsleuten Bericht und trugen die Absichten zur weiteren Arbeit vor. Zur Kundgebung des Hilfsbundes waren etwa 3.000 Menschen erschienen. Zur Frage, ob sich die Volksgruppe weiterhin als »karpatendeutsch oder als »slowakeideutsch« bezeichnen sollte, entschieden sich die Versammelten für »karpatendeutsch«. (33) Diese Bezeichnung konnte auch folgerichtig die Deutschen aus der Karpatenukraine, mit denen man in der ersten Tschechoslowakei eine Schicksalgemeinschaft bildete, mit einschließen.
Bei der Schlußveranstaltung reichten sich die beiden Vorsitzenden der kirchlichen Hilfsorganisationen, Pfarrer Bauer und Pfarrer Alexy, nach aufrüttelndem Zuspruch an die Versammelten die Hand, um darzutun, daß es nichts Trennendes unter den Karpatendeutschen gibt, was mit Begeisterung aufgenommen wurde.
Zahlreiche Grußbotschaften erreichten die Karpatendeutschen in Ludwigsburg. Sie kamen von anderen Vereinigungen und von Personen des öffentlichen Lebens. Darunter auch von Pater Reichenberger, der als amerikanischer Staatsbürger seine Stimme erhob und die Vertreibung als Verbrechen vor aller Welt anprangerte. Er war den Hauerländern kein Unbekannter. (34)
Die Veranstaltung in Ludwigsburg war in mehrfacher Hinsicht ein Schlüsselereignis. Der Beweis war erbracht, daß die Karpatendeutschen nicht resignierten. Die Veranstalter (Hauptinitiator war das Hilfskomitee) waren von dem großen Interesse überrascht. Aus allen deutschen Landesteilen und aus Österreich waren Landsleute gekommen. Alle Teilveranstaltungen waren überfüllt. Es kann nicht nur Neugierde gewesen sein, die die Landsleute in Massen hierher führte. Allein die Fahrkosten schlugen damals in jedem Haushalt zu Buche, abgesehen von den Strapazen der Reise selbst. Es war das Zusammengehörigkeitsgefühl, das sie kommen ließ, die Sorge um die Zukunft, die die Nähe des Bruders suchen ließ. Hier schöpften sie Mut, spürten, daß sie nicht allein gelassen waren, faßten Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein nach der tiefen Erniedrigung, die viele ertragen mußten. Auch jene, die nicht kommen konnten und über Deligierte oder die Mitteilungsblätter informiert wurden, hatten Teil an den von hier ausgehenden Impulsen. Für die Veranstalter, die Landsleute, die Verantwortung auf sich genommen hatten, war es eine Bestätigung, daß ihre opferheischende Tätigkeit notwendig und erfolgreich war. Der Erfolg gab ihnen Kraft, im Dienst an den



Ein erstes Wiedersehen

Landsleuten fortzufahren. Schließlich brachte das Großtreffen in Ludwigsburg den Beweis, daß die »Arbeitsgemeinschaft«, sich mit Recht als Vertreter des Karpatendeutschtums betrachten konnte. Der Gefahr, daß diese entwurzelten Menschen in das Fahrwasser neuer Heilsverkünder gerieten und für ihnen im Grunde fremde Interessen mißbraucht würden, war begegnet.
Die Treffen wurden weiterhin alle zwei Jahre abgehalten und waren eine stets gerne wahrgenommene Gelegenheit Freunde und Bekannte in familiärer Atmosphäre wiederzusehen. Die Teilnehmerzahl schwankte zwischen 5.000 und 10.000. Die Vertreter der Landsmannschaft konnten lebendigen Kontakt zu den Landsleuten pflegen. Die Karpatendeutschen traten damit als Volksgruppe im öffentlichen Leben der Bundesrepublik Deutschland auf.
Ab 1965 wurden diese »Bundestreffen« stets in Karlsruhe abgehalten. Die Stadt hatte anläßlich des ersten Treffens in ihren Mauern 1957 in feierlicher Weise die Patenschaft (35) über das Karpatendeutschtum übernommen. Der damalige Bundestagspräsident Dr. Gerstenmaier hielt zu diesem Anlaß die Festrede.
Außer den Bundestreffen finden alljährlich oder ebenfalls im Zweijahresrhythmus regionale Treffen für alle dort lebenden heimatlichen Gebietsgruppen-Angehörigen (Hauerländer, Zipser, Preßburger) oder der einstigen Ortsgemeinschaften, statt.
Alle diese Veranstaltungen haben nichts an ihrer Beliebtheit verloren und

werden rege besucht. Das ist sicher ein Beweis für das noch immer vorhandene Zusammengehörigkeitsgefühl und das Herkunftsbewußtsein. Die außerhalb der Bundesrepublik Deutschand lebenden Karpatendeutchen nehmen derartige Zusammenkünfte gerne wahr, um für einige Zeit unter Landsleuten sein zu können.
Kurz nach dem ersten Gesamttreffen fanden sich im August 1949 etwa 600 Hauerländer in Sterkrade bei Oberhausen zusammen. Dort hatten schon zahlreiche Bergleute aus dem Hauerland eine Bleibe gefunden. Ein feierliches Hochamt, von drei Krickerhauer Priestern zelebriert, war Mittelpunkt des Tages, an dem sich am Nachmittag ein heiterer Teil mit Volkstänzen, Liedern und einem mundartlichen Singspiel anschloß. Obzwar sie das Recht auf die alte Heimat nicht aufgeben, wollten sie doch so arbeiten, als ob sie hier blieben. (36)
Eine von der Öffentlichkeit sehr beachtete und beeindruckende Veranstaltung war die erste Gedenkfeier für die Opfer des Partisanenaufstandes im Herbst 1944, die am 25. September 1949 in Schwäbisch-Gmünd abgehalten wurde. Erstmalig nahm ein großer Kreis Nicht-Karpatendeutscher durch Zeitungsberichte von dem Massenmord in Glaserhau Kenntnis.
»Wir gedenken der Toten nicht im Gefühl der Rache, sondern der Liebe. Ihr Opfer hat nur dann einen Sinn, wenn die Menschen in Liebe zu einander finden, denn nur die Liebe zu Gott und den Menschen kann ähnliche Verbrechen in der Zukunft verhindern«, sagte Pfarrer Pöß, damals selbst im Massengrab und doch noch auf wunderbare Weise gerettet, zum Abschluß der Gedenkfeier. (37)

Tschechische Reaktionen

Mit der Austreibung der Deutschen war für die Tschechen - die Slowaken hielten sich deutlich zurück - die Verfolgung ihrer Opfer noch nicht zu Ende. Mißtrauisch beobachteten sie die Entwicklung besonders in Westdeutschland und fanden immer wieder Anlaß bei den Westalliierten gegen jegliche Regung von Vertriebenen-Interessen zu protestieren. Sie machten sich Sorgen, daß ihre Version von der »Transferierung« als notwendige und humane Konsequenz des Krieges nicht in die Geschichte eingehen werde, oder daß sie gar auf irgendeine Weise und sei es auch auf friedliche, rückgängig gemacht werden könnte.
Im Juni 1946 heißt es in einem Geheimbericht der ČSR-Militärmission, daß sich in der britischen Besatzungszone Vereinigungen von ausgesiedelten Deutschen gebildet hätten, um materielle Interessen wahrzunehmen und

»landsmännische« Traditionen zu pflegen. Früher oder später müßten solche Bestrebungen zu einer Art Irredenta führen. Es sei bekannt, daß bei britischen und amerikanischen Verwaltungsstellen der landsmännische Verkehr auf keine Schwierigkeiten stoße. (38)

In einem anderen Zusammenhang wird beklagt, daß sich die revisionistische Tätigkeit der aus der ČSR ausgesiedelten Deutschen seit Februar 1948 noch weiter verstärkt hätte. Im Juni 1948 kam es zu einer Deklaration des »Friedenslagers«, in der gegen die in den Westzonen gehandhabte Politik, die revisionistische Elemente ermutige, protestiert wurde. Im krassen Widerspruch zu der Grundforderung der Assimiliation, seien bei der Wahl im April in Bayern und Hessen von den Ausgesiedelten selbständige Kandidatenlisten bewilligt worden. Auch 1949 hätten die Westmächte, anläßlich der Wahl zum Bundestag, nichts unternommen, revisionistische Bestrebungen zu stoppen. In der Gründung der Bundesrepublik sah die ČSR-Regierung eine weitere Provokation. In ihrer Note vom 6. Oktober 1949 heißt es: »Damit werden von neuem deutsche Bestrebungen nach einer Revision der Grenzen, nach der Revision des Beschlusses über die Aussiedlung der Deutschen, die Sehnsucht nach Wiedervergeltung auch um den Preis eines Krieges und einer Wiederbelebung der deutschen Aggressivität erweckt.« Und weiter heißt es in diesem gleichen Ton: »Es ist dies die Fortsetzung der Politik die die Vereinigten Staaten von Amerika bereits seit langem in der Frage der aus der Tschechoslowakei ausgesiedelten Deutschen verfolgen, indem sie ihnen gestatten, sich auf der Grundlage ihrer Bestrebungen, den Potsdamer Beschluß über die Aussiedlung der Deutschen umzustoßen, zusammenzuschließen.« (39)

Rasches spurloses Aufgehen (Assimilierung) »ihrer« Deutschen in das deutsche Volk war das Ziel der ČSR-Politiker. Deshalb war ihnen auch an der pauschalen Zuerkennung der deutschen Staatsbürgerschaft an alle Vertriebenen sehr gelegen. Ein entsprechender Vorstoß der Russen im alliierten Kontrollrat in Berlin hatte bei den Amerikanern verhaltene Geneigtheit erwiesen. Die Briten lehnten ab, den Franzosen war dieses Thema gleichgültig.

In einem Schreiben teilte das ČSR-Außenministerium der Kanzlei des Präsidenten mit: ». . . Es liegt selbstverständlich sowohl in juristischer, als auch besonders in politischer Hinsicht in unserem Interesse, daß die von uns ausgesiedelten Deutschen, die durch das Verfassungsdekret Nr. 33/45 Slg. der tschechoslowakischen Staatsbürgerschaft verlustig gegangen sind, die deutsche Staatsangehörigkeit erwerben; daher wurde unsere Berliner Mission beauftragt, diese Frage zu verfolgen und sich zu bemühen, sie zu einer positiven Lösung zu bringen.« (40)

Bis heute bezichtigt die offizielle tschechische Seite und die dortige Presse die Vertriebenen als Revanchisten und Unruhestifter, während diese nicht müde werden ihr Recht auf die Heimat einzufordern.

Die Lage der Vertriebenen in der DDR

In den unmittelbaren Nachkriegsjahren wurde die Westgrenze der Sowjetzone (Ostzone, SBZ, später DDR) von den entwurzelten Menschen im großen Maßstab ignoriert. Massenweise strebten sie westwärts. Von den ca. 4 Mill. »Umsiedlern« (41) die dorthin kamen - darunter etwa 750.000 Deutsche aus der ČSR - verblieb letztlich nur ein Teil von rund einer Million. Der Grund für diesen nicht ungefährlichen Weg über die grüne Grenze ist einmal in der etwas besseren Versorgungslage im Westen, schon in der ersten Zeit zu suchen, zum andern in der tief sitzenden Furcht vor dem Kommunismus, verkörpert von einer Macht, die in den letzten Kriegsmonaten überwiegend Angst und Schrecken unter der deutschen Bevölkerung verbreitet hatte.
Für die Sowjets wäre eine Unterbindung dieses Interzonen-Flüchtlingsstromes sicher zu bewerkstelligen gewesen. Möglicherweise paßte er aber in das ihnen nachgesagte Konzept, aus dem Chaos im Westen politischen Nutzen ziehen zu wollen. Unter diesen Flüchtlingen befanden sich zahlreiche Hauerländer, die aus dem Lager Nováky dort landeten, aus dem Sudetenland dorthin gebracht wurden, oder als ehemalige Saisonarbeiter dort einen Bezugspunkt hatten, bzw. dort verblieben waren.

Ein besonderes Betroffensein durch Heimat- und Besitzverlust erkannten die Behörden der Sowjetzone nicht an. Schon mit der Bezeichnung »Umsiedler« sollten den Vertriebenen von vornherein eine besondere Schädigung abgesprochen werden. Im weiteren Verlauf wurde ihnen auch die Möglichkeit genommen, den Zusammenhalt auf Grund von gebietsmäßiger Herkunft zu pflegen. Wohl gab es in der ersten Zeit kleinere landsmannschaftliche Treffen, doch wurden diese bald verboten. Ebenso verboten wurden 1950 die ursprünglich polizeilich überwachten Flüchtlingsvereinigungen auf landsmannschaftlicher Basis. Als Begründung wurde gesagt, daß derarige Aktivitäten die freundschaftlichen Beziehungen zu den Nachbarländern gefährden würden. Kontakte zur karpatendeutschen Landsmannschaft im Westen konnten schwerwiegende Nachteile für die Betreffenden bedeuten. Publikationen von Vertriebenen durften nicht mehr eingeführt werden. Der Kontakt unter den Hauerländern konnte sich nur noch auf privater Ebene vollziehen. Das Bestreben der Behörden zielte von Anfang an darauf ab, die Umsiedler so rasch wie möglich mit den Einheimischen zu verschmelzen, sie nicht, wie in der Bundesrepublik, ihre kulturellen Eigenarten und Traditionen pflegen und soweit wie möglich auch erhalten zu lassen.
Auf dem wirtschaftlichen und sozialen Sektor bemühten sich die Ostzonenbehörden durch Enteignung von landwirtschaftlichen Großbetrieben und

Aufteilung auch auf Umsiedler bäuerlicher Herkunft und durch Arbeitsbeschaffung, diese rasch in eine neu aufzubauende sozialistische Gesellschaft einzubeziehen. Zahlreiche Hauerländer konnten wieder Kleinlandwirte sein, bis zur vollkommenen Kollektivierung der Landwirtschaft. Anderen war es möglich wieder als erfahrene Handwerker zu arbeiten, manchen von ihnen gelang es auch später, sich sebständig zu machen und zu bleiben. Zahlreiche Bergleute aus dem Hauerland fanden im sächsichen Erzgebirge eine gewohnte Tätigkeit. Die meisten kamen in den großen Industrie-Kombinaten unter. Wo sie auch hingestellt wurden, setzten sie ihre Kräfte und ihr Können voll ein, um sich eine neue Heimat zu schaffen. Soweit Umsiedler in Verwaltung oder Industrie gehobene Arbeitsplätze erreichen wollten, mußten sie sich mit dem Kommunismus arrangieren. Besonders Lehrer unterlagen einem solchen Zwang, was die Abwendung vom kirchlichen Leben mit einschloß. Wer das nicht ertrug, konnte bis zum Mauerbau 1961 mit einem gewissen Risiko und unter Zurücklassung seines Besitzes die DDR verlassen und im »Westen« einen neuen Anfang machen, der in der Regel auch gelang. Einen Lastenausgleich wie in der Bundesrepublik gab es nicht. Im Oktober 1946 wurde nicht arbeitsfähigen Umsiedlern eine einmalige kleine Unterstützung gewährt. Im September 1950 wurde ein Gesetz erlassen, wonach bedürftige Umsiedler ein zinsloses Darlehen zur Erlangung einer Wohnung oder für die Anschaffung von Hausrat erhalten konnten.
Einige Sätze aus dem Brief eines Landsmannes aus der Ostzone möge die Lage im Jahre 1958 etwas beleuchten: »Die Handwerker wollen sie zu sozialistischen Produktionsgenossenschaften machen, sind jedoch noch nicht einig. Aber es wird ihnen nichts anders übrig bleiben, sie müssen sich anschließen . . . Ich bin froh, daß ich voriges Jahr noch alle Bekannten besucht habe . . . nach dem Westen und ins Ausland ist der Reiseverkehr sehr erschwert . . . Wir sollen hier sitzen bleiben. Ja, es ist traurig, nicht einmal Bekannte und Verwandte kann man besuchen . . . Was hat man vom Leben, nicht einmal die einzige Freude vergönnen sie uns. Jetzt sind die Lebensmittelkarten weggefallen, leider ist alles teurer geworden . . . Bei uns ist das Leben um die Hälfte teuerer als bei euch. Auf die Karten war doch alles noch billiger . . . Sie schreiben, Sie möchten mir Päckchen schicken, wäre Ihnen sehr dankbar . . .« (42)

Die Lage der Vertriebenen in Österreich

Zu Österreich bestanden traditionell zahlreiche Beziehungen der Karpatendeutschen insgesamt und der Hauerländer im besonderen. Sie waren dort landwirtschaftliche Arbeiter, vereinzelt vor 1938 auch Ansiedler und danach

in größerer Zahl Angestellte und Arbeiter in der Industrie. Ein, wenn auch geringer Teil von Hauerländern wurde dorthin evakuiert und nach Kriegsende unter wenig menschlichen Bedingungen von dort weggeschafft, soweit sie sich in der sowjetisch besetzten Zone befanden. Sie mußten Richtung Osten ziehen. Als »befreites Land« war Östereich nicht verpflichtet Flüchtlinge aufzunehmen. Die Behandlung der dorthin einströmenden Vertriebenen war daher wenig freundlich. Sie unterlagen Einschränkungen in der Bewegungsfreiheit und in der Zulassung zum Arbeitsmarkt. Nur niedere Arbeit konnten sie im allgemeinen leisten, wenn ihnen das Arbeitsamt dazu eine Bewilligung erteilte.
Die Sieger behielten sich im Kontrollabkommen das Verfügungsrecht über die Flüchtlinge vor. 1945/46 wurden aus der amerikanischen Zone über 140.000 Personen, teilweise unter Zwang, nach Deutschland abgeschoben. (43) Die deutsch-österreichische Grenze wurde scharf unter Kontrolle gehalten. Den illegalen Grenzübertritt nach Österreich bestraften die Amerikaner in pauschalen Gerichtsverfahren mit mehrmonatigen Gefängnisstrafen. Die Russen duldeten in ihrer Zone nur wenige Flüchtlinge.

Über das weitere Schicksal der in Österreich verbliebenen Flüchtlinge (44) herrschte zunächst Unklarheit. Die Amerikaner hatten im März 1947 eine Einwanderungssperre nach Westdeutschland erlassen. Ab 1949 wurde erkennbar, daß die Mehrzahl bleiben würde. Noch einmal kam es 1950/51 zu einer größeren Weiterwanderung, wozu sich rund 100.000 Volksdeutsche entschlossen, als sie die Möglichkeit dazu erhielten. (45)
Sie sahen, wegen der ablehnenden Grundhaltung der österreichischen Regierung für sich keine Chance, in absehbarer Zeit gleichberechtigt eingegliedert zu werden. Den damals verantwortlichen Politikern fehlte das Verständnis für die sozialen Bedürfnisse dieser Menschen und sie sahen nicht die Möglichkeit, die sich für die österreichische Gesellschaft aus ihrer Arbeitskraft ergaben. Von der Mitarbeit in den maßgeblichen Stellen der politischen Parteien blieben die Flüchtlinge ausgeschlossen. Nur zögernd brachte die Regierung die Lösung des Flüchtlingsproblems voran und verband die Integrierung immer wieder mit der Finazierungsfrage.
Zu Beginn der 50er Jahre wurde beim UNO-Flüchtlingskommissar ein Plan zur Integrierung der Flüchtlinge ausgearbeitet (Jäger-Plan), (46) der auch den Zweck haben sollte, einen gewissen Ausgleich der österreichischen Kriegsverluste an Menschen zu bewirken. Von einer moralischen Verpflichtung für eine Einbindung der über viele Jahrhunderte mit Österreich in einem Staatsverband lebenden Deutschen, die vielmehr »Volksösterreicher« als Volksdeutsche waren, war wenig zu spüren.

In Genf machte der österreichische Vertreter bei der Vereinbarung des Flüchtlingsstatutes der UNO noch 1951 Vorbehalte geltend bei der Forderung nach arbeitsrechtlicher Gleichstellung der Flüchtlinge mit den Einheimischen. Ab 1952 war diese Gleichstellung auch für die nicht eingebürgerten Volksdeutschen gesetzmäßig verankert. Sie brauchten keine Sondererlaubnis des Arbeitsamtes mehr und konnten an Förderungsmaßnahmen, wie Wohnungsbau, Treueprämien und dergleichen teilhaben. Die Ausübung der freien Berufe war ihnen weiterhin als Staatenlose versagt.
Als Anwalt der Flüchtlinge fungierte beim österreichischen Innenministerium ein Flüchtlingsbeirat, in dem auch Vertreter der Betroffenen mitwirkten. Ein unermüdlicher Mahner für Rechte der Vertriebenen war Father Reichenberger (siehe Anm. 34), der schließlich die österreichische Staatsbürgerschaft annahm. Ab 1950 begannen größere Maßnahmen die die Eingliederung und Einbürgerung erleichtern sollten. Im April 1951 kam es zum Abschluß eines Deutsch-österreichischen Sozialversicherungsabkommens, das die Deutschen versicherungsmäßig den Österreichern gleichstellte und umgekehrt. Es galt auch für die Volksdeutschen aus dem Südosten, einschließlich der Slowakei. Aber erst zum 1. Januar 1953 wurde dieses Abkommen in Kraft gesetzt. (47) Im April 1951 wurde eine »Bürgergenossenschaft« mit Sitz in Graz gebildet, die bei der Seßhaftmachung bäuerlicher Heimatvertriebener behilflich sein und sie aus dem Leben als Knechte auf fremden Höfen teilweise herausführen sollte. Sie wurde in engster Zusammenarbeit mit dem katholischen Flüchtlingswerk »Heimat Österreich« unter der Beteiligung der »Norwegerhilfe« möglich, die bereits den Bau von Landarbeiterheimen gefördert hatte. Andere Siedlungsprojekte wie »Frieden«, der Caritas und der evangelischen Kirche folgten.
Zum Stichtag 31. Dezember 1952 befanden sich noch 229.271 Volksdeutsche auf österreichischen Boden, die noch nicht eingebürgert waren. Dieses Verfahren war umständlich, kostspielig und an Bedingungen geknüpft, die nicht selten zur Ablehnung des Bewerbers aus Konkurrenzgründen führten (Zustimmung des Gewerbeamtes und Arbeitsamtes). In 88 Lagern mußten noch viele von ihnen vegetieren. Das Lagerleben war aufreibend und zermürbend. Unter den bis Ende 1953 eingebürgerten 874.795 Flüchtlingen standen die aus der ČSR stammenden, überwiegend Sudetendeutsche, aber auch Karpatendeutsche, mit 44.971 an der Spitze. Einbürgerungen hatten auch ihre Tücken. Die Anwärter mußten auf eventuelle Rechte als Vertriebene verzichten. Obwohl Gleichberechtigung den Volksdeutschen 1953 weitgehend verbrieft war, wurden in der Praxis weiterhin Unterschiede gemacht. (48) Besonders zurückhaltend war man mit der Einbürgerung von Landarbeitern, weil zu befürchten war, daß sie dann in die Industrie drängen würden.

Die Altersversorgung für Heimatvertriebene wurde in mehreren Etappen angegangen. Im Februar 1953 wurden zwischen der Regierung Westdeutschlands und Österreichs ein Abkommen geschlossen, in dem die Pensionen Volksdeutscher, die in einem öffentlichen Dienstverhältnis zum Deutschen Reich standen, geregelt wurden (Gmundener Abkommen). Für einen größeren Kreis bedeutsam wurde das zweite Sozialversicherungsabkommen das die Anerkennung der in der alten Heimat geleisteten Beiträge ermöglichte. (49) Zahlreiche Härtefälle verblieben aus beiden Abkommen. Besonders enttäuscht wurden die ehemals Selbstständigen, die noch von einer ärmlichen öffentlichen Fürsorge leben mußten. Wenigstens war erreicht worden, daß die Heimatvertriebenen, soweit sie öffentliche Fürsorge in Anspruch nehmen mußten, darunter viele Schwerkriegsbeschädigte, den Einheimischen nicht nachstehen mußten.

Wenn auch nur langsam und im bescheidenerem Maße wie in Westdeutschland, so wurden doch im Laufe der Jahre Maßnahmen in Richtung Gleichstellung und Eingliederung erreicht, nicht zuletzt auch durch die Tätigkeit der landsmannschaftlichen Vereinigungen. Not konnte durch die Gebefreudigkeit der inzwischen besser gestellten Landsleuten und mit Hilfe in- und ausländischer Organsiationen gelindert werden. Alljährlich wurden Hunderte von Paketen aus den Standorten der Landsmannschaft Wien, Linz, Salzburg und Innsbruck versandt, keine gesellige Veranstaltung, deren Erlös nicht für derartige Zwecke verwendet worden wäre. Aus der Vielzahl der Helfer soll Karl Severa, ein Preßburger, genannt sein, der über Jahrzehnte an erster Stelle sich der Organisation und der Hilfe für Landsleute annahm. (50)

Allmählich verstummte in Österreich die verbreitete Meinung: »Die Vertriebenen sind zu uns gekommen ohne Rechte und sollten froh sein, wenn sie Hilfsarbeiterposten bekleiden dürfen und ihnen die allgemeine soziale Fürsorge zusteht.« (51) Zur Seßhaftmachung der bäuerlichen Heimatlosen wurde 1954, mit vom Ausland kommenden Hilfsgeldern (ERP-Hilfe), niedrig verzinste Darlehen zur Pachtung bäuerlicher Betriebe oder zum Bau eines Eigenheimes gegeben. Kredite zur Existenzgründung gewerblicher Art waren eine andere Hilfe für Vertriebene. Viel Hoffnung erweckte der Staatsvertrag, den die vier Besatzer 1956 mit Österreich abschlossen, bevor sie das Land freigaben. Danach sollte österreichisches Eigentum zurückgegeben werden. Doch die Vertreiberstaaten weigerten sich, diese Verpflichtung auch für »Neuösterreicher« unter den Vertriebenen anzuerkennen.

Ende 1957 wurde endlich auch die Altersversorgung der ehemals Selbständigen, Freiberufler und Landwirte geregelt. Aber auch nichtmaterielle Sorgen bedrückten gegen Ende dieses Jahrzehntes manchen Vertriebenen in Österreich. So war die Zusammenführung der Familien noch nicht abgeschlossen.

Kummer gab es mit der Namensschreibung. Die österreichischen Behörden ließen nur amtliche Dokumente aus der alten Heimat zu. Dort wurden Namen rücksichtslos slawisiert, so daß aus einem Franz ein Frantischek werden mußte, oder deutsche Familiennamen in entstellter Form amtlich wurden. (52)

Die Frage nach Entschädigung für Eigentumsverluste für Vertriebene in Österreich wurde zwischen Wien und Bonn jahrelang erörtert, wobei nur die Höhe der Anteile strittig waren. Im sogenannten »Bad Kreuznacher Abkommen« vom November 1961 wurde endlich Einigung über die Kostenaufteilung einer dreiteiligen Lösung erzielt. Ein Teil kam deutschen Vertriebenen für verlorenen Hausrat und gewerbliche Einrichtungen zugute, ein anderer den politisch Verfolgten und ein dritter diente der Bereinigung von Forderungen der Sozialversicherung. Immerhin war damit auch ein Rechtsanspruch für Vermögensverluste anerkannt.

Nach dem Sozialversicherungsabkommen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Österreich aus dem Jahre 1966 und nach den Zusatzabkommen der Jahre 1969 und 1975 konnten die Volksdeutschen ein zusätzliches Altersruhegeld beanspruchen, wenn sie in der alten Heimat schon rentenversicherungspflichtig waren. Staats- und städitsche Bedienstete erhielten schon nach dem »Gmundener Abkommen« eine Pension. (53)

Zur Milderung von Härten trat im Januar 1977 das »Aushilfegesetz« in Kraft, das einen Teilersatz für Vermögensverluste durch Krieg und Vertreibung für Österreicher als auch für Vertriebene brachte. Ein Lastenausgleich oder ein Verzicht auf eine echte Entschädigung für Vermögensverluste bedeutete diese Maßnahme nicht. (54)

Seither sind mehrere Vorstöße des Verbandes volksdeutscher Landsmannschaften in Österreich für eine weitergehende Entschädigung nach westdeutschem Muster unternommen worden, die ohne Erfolg blieben. Sowohl österreichische wie deutsche Stellen gaben zu verstehen, daß die Regelung aus dem Jahre 1977 als Abschluß auf dem Entschädigungssektor anzusehen ist. (55) Die Eingliederung der Karpatendeutschen war zu diesem Zeitpunkt materiell, wie geistig kulturell längst vollzogen.

Die Tätigkeit landsmannschaftlichter Vereinigungen

Schon in der ersten Zeit der Vertreibung fand sich in Niederösterreich eine Gruppe von Personen zusammen, die versuchten, in der allgemeinen Not Landsleuten beizustehen. Zusammenschlüsse von Vertriebenen wurden zunächst von keiner der vier Besatzungsmächten geduldet. Im Rahmen einer

halbamtlichen »Zentralberatung für Flüchtlinge« konnte in Wien ein »Hilfskomitee der Slowakeideutschen« tätig sein. Über einen weiteren Umweg als »Gruppe Donau« des Burgenlandbundes, entstand daraus 1950 der »Hilfsverein der Österreicher aus Preßburg und Umgebung«. Als eingetragener Verein konnte dieser bereits in Wien Zusammenkünfte und gesellschaftliche Veranstaltungen abhalten, sowie Informationsflugblätter herausgeben und aus Sammlungen Hilfsbedürftige unterstützen. (56)
Im amerikanisch besetzten Teil Oberösterreichs konnte im Rahmen der Zentralberatungsstelle der Volksdeutschen in Linz schon 1949 die »Karpatendeutsche Landsmannschaft Oberösterreich« gegründet werden. In der Steiermark war seit Mai 1951 eine »Karpatendeutsche Kameradschaft« tätig. (57)
Alle diese Initiativen hatten das gleiche Ziel: Sozialcaritative wirtschaftliche und kulturelle Betreuung der Mitglieder, Erhaltung des Volksgutes und Wahrnehmung der Rechte in Österreich. Sie waren durchwegs politisch neutral im Gegensatz zur »Interessengemeinschaft der Heimatvertriebenen« die von der Sozialistischen Partei geschaffen wurde, in der auch Karpatendeutsche mitwirkten.
Die gesetzlichen Bestimmungen ließen eine landsmannschaftliche Tätigkeit nur auf Länderebene zu und so entschlossen sich die drei unpolitischen Vereinigungen eine übergreifende Arbeitsgemeinschaft der Karpatendeutschen in Österreich zu bilden, bis sich die Möglichkeit zur Durchführung von Gesamtwahlen zur landsmannschaftlichen Vertretung ergeben würden. Die beiden kirchlichen Hilfsorganisationen der Karpatendeutschen aus Westdeutschland sollten in der neuen Arbeitsgemeinschaft Sitz und Stimme haben. (58)
Leider ist die Arbeitsgemeinschaft von 1951 nie mit Leben erfüllt worden. Erst 1955 erlaubte es das Vereinsrecht bundesweit aufzutreten, was die Wiener Gruppe zur Gründung der »Karpatendeutschen Landsmannschaft in Österreich« veranlaßte, um den tätigen Kräften eine gemeinsame und koordinierte Basis zu schaffen. Sie stellte von Anfang an die stärkste und agilere Gruppe dar und richtete nunmehr auch in anderen Landesteilen Beratungs- und Hilfsstellen ein. Unterstützt wurde die Arbeit für die Landsleute durch das »Heimatblatt der Karpatendeutschen in Österreich«. Zudem fand die in Stuttgart erscheinende »Karpatenpost«, die eine ständige Rubrik mit Nachrichten von und für österreichische Landsleute eingerichtet hatte, hier viele Freunde. Überhaupt waren und blieben die landsmannschaftlichen Beziehungen zu Westdeutschland sehr rege. Selbst in Entschädigungsanliegen leistete die deutsche Landsmannschaft durch Kontakte zu Bonn Hilfestellung. (59)
Die oberösterreichische Gruppe in Linz konnte sich nicht dazu entschließen, die neuen Möglichkeiten zu nutzen und im größeren Rahmen mitzuarbeiten.



Gedenkstein auf dem Braunsberg bei Hainburg

Ihr Vorstand beharrte auf Eigenständigkeit. Außer den verhältnismäßig vielen Preßburgern bildeten die Zipser in Wien eine lose regionale Gemeinschaft. Die Hauerländer, zahlenmäßig nicht so stark, sind als eigene regionale Gruppe nicht hervorgetreten. Im Linzer Raum betätigte sich eine Schmiedshauer Gruppe folkloristisch bei öffentlichen Veranstaltungen.
Jede Gruppe der Volksdeutschen aus dem Südosten hatte auch in Österreich ihre landsmannschaftliche Vereinigung. Erst in der Zusammenfassung aller 1955, nach Abzug der Besatzungsmächte, im Verband »Volksdeutsche Landsmannschaften Österreichs« konnten viele Anliegen bei den zuständigen Stellen vorangebracht und Erfolge auf rechtlichem wie auf sozialem Gebiet erzielt werden.

Gesellschaftlich konnten die Landsleute durch Mitwirkung bei örtlichen Verbänden die Öffentlichkeit auf die Existenz des Karpatendeutschtums aufmerksam machen und sich Ansehen verschaffen. Zahlreiche Heimattreffen wurden abgehalten, von denen das in Salzburg 1960 und in Linz 1969 besondere Erfolge waren.
Auf dem Friedhof in Hainburg fand 1970 die Weihe eines symbolischen Grabes statt, das seither Gedenkstätte der Opfer aus den Reihen des Karpatendeutschtums ist. Die guten Beziehungen zu dieser Stadt führten 1977 zur Übernahme der Patenschaft für die Karpatendeutschen in Österreich. Auf dem Aussichtsberg der Stadt, dem Braunsberg, von dem man bei guter Sicht hinüber nach Preßburg sehen kann, konnte 1980 ein Gedenkstein für die drei ehemals deutschen Gebiete der Slowakei enthüllt werden. (60) Zudem wurde in Hainburg 1985 eine Informationsschau eingerichtet, die sich zu einem Heimatmuseum für Preßburger, Hauerländer und Zipser auswachsen soll. Zwei Jahre zuvor wurde in Niedersulz ebenfalls eine Informationsschau erstellt.
In den 70er Jahren, 30 Jahre nach der Vertreibung, erkannten die Verantwortungsträger die Notwendigkeit, das Wissen um das Karpatendeutschtum in den eigenen Gruppen zu vertiefen und es auch nach außen zu tragen. Unter dem Bundesobmann Moik (Preßburg - Wien) blühte die kulturelle Tätigkeit (in Wien) auf. Zahlreiche Veröffentlichungen wurden seither herausgegeben, darunter ein Bändchen, das sich in wissenschaftlicher Weise mit dem Hauerland befaßt. (61) Ein Kulturrat konnte gegründet und ein »Fond zur Wahrung des karpatendeutschen Kulturgutes« geschaffen werden. Durch Spenden volkstumsbewußter Landsleute wurde die Kulturarbeit weiterhin gesichert.
Die Karpatendeutschen sind in Österreich die kleinste selbstständige Gruppe unter den Vertriebenen. Wenn ihnen auch kleinliche Kontroversen in den eigenen Reihen nicht erspart blieben, so entstand daraus keine ernstliche Beeinträchtigung der landsmannschaftlichen Arbeit. Es ist vergleichsweise viel und effektive Arbeit geleistet worden. Noch kann die Arbeit nicht zu Ende sein. Entschädigungsforderungen, Vertretungen geschichtlicher Wahrheiten hinsichtlich der Vertreibung, Erstellung von Dokumentationen sind weiterhin Aufgaben, die sich die Karpatendeutschen in Österreich unter anderem stellen.

Die Lage der Zurückgebliebenen in der ČSSR

Ab 1947 verebbte der Vertriebenenstrom aus der ČSR. Die Amerikaner machten nicht mehr mit. Nur noch aus Gründen der Familienzusammenführung gelangten kleinere Gruppen und Einzelreisende außer Landes. Die Russen

hatten für ihre Besatzungszone das Aufnahmesoll erfüllt. Der »eiserne Vorhang« senkte sich mitten in Europa. Es wurde, auch von ČSR-Seite, für Deutsche kaum mehr möglich das Land zu verlassen.
Im Lager Nováky, das ein zentraler Sammelpunkt für abzuschiebende Slowakeideutsche geworden war, befanden sich im September 1947 noch 2.219 Insassen, überwiegend Hauerländer, von denen 448 außerhalb des Lagers arbeiteten. Als die letzte Inspektion des Internationalen Roten Kreuzes im Juni 1948 erfolgte, waren dort immerhin noch 1.817 Menschen registriert, von denen sich aber nur noch 161 tatsächlich im Lager befanden. (62) Allmählich hatte eine Wiedereingliederung der »Übriggebliebenen« begonnen. Ein Teil der nach Nováky Eingelieferten hatte von vornherein versucht, der Einbeziehung in die Ausweisungstransporte zu entgehen, was ihnen schließlich auch gelang. Die slowakischen Behörden hatten die Ausweisung ihrer Deutschen nicht besonders eifrig betrieben aus welchen Gründen auch immer. So erklärt sich der Restbestand im Ausweisungslager Nováky, als die Transporte im Jahre 1947 nicht mehr in der ursprünglich beabsichtigten Form weitergingen. Die »Heimkehrer« aus Nováky versuchten auf irgendeine Art wieder im zivilen Leben Fuß zu fassen, manche froh, zu Hause bleiben zu können, andere enttäuscht, weitgehend rechtlos in einer fremd gewordenen Heimat das Leben fristen zu müssen.
Die meisten versuchten in ihren Heimatgemeinden wieder ein Dach über den Kopf zu bekommen und durch ihre Leistungen und ihr angepaßtes Verhalten aus der Situation Ausgestoßener herauszukommen. Dazu war freilich auch ein allgemeines Umdenken in der ČSR notwendig, das sich nur äußerst langsam vollzog. Eine Begründung für das, was sich in der unmittelbaren Nachkriegszeit im Lande abgespielt hatte, mußte von den Machthabern wachgehalten werden.
Außer den in Nováky Zurückgebliebenen befanden sich noch in der Heimat Deutsche in Mischehen, Arbeitsspezialisten, die von der Ausweisung zurückgestellt worden waren mit ihren Familienangehörigen, dann Deutsche mit vorläufiger Staatsbürgerschaft, die sich als Sympatisanten des neuen Systems ausweisen konnten oder sich Verdienste um die Beseitigung des »faschistisch-klerikalen Systems« erworben hatten, Menschen, deren Volkstum als »schwebend« anzusehen war und schließlich solche, die auf dem Gnadenwege von der Abschiebung ausgenommen wurden, weil sich einflußreiche Freunde für sie eingesetzt hatten.
Der Besitz der Restdeutschen blieb weiterhin beschlagnahmt. Soweit sich nicht schon ein neuer Besitzer, ein verdienter Patriot, gefunden hatte, wurden die Häuser durchwegs und gründlich ausgeraubt. Selbst mit Fuhrwerken fielen Habgierige in die nur dünn besetzten deutschen Dörfer ein und

stellten - verbotenerweise - deutsches Eigenum »sicher«. Der Glaube, daß die Deutschen bald zurückkehren und in ihre alten Rechte eingesetzt würden, war bis in die 50er Jahre noch weit verbreitet, und es gab in der Tat edel denkende Menschen, die sich nicht aus eigennnützigen Überlegungen um den Zusammenhalt des Besitzes ihrer ehemaligen deutschen Nachbarn bemühten. Aber je mehr verkommen, um so größer war die Chance, daß ein Zurückgebliebener mit seiner Familie gegen Miete in seinem Haus wieder wohnen durfte.

Nichtinternierte und Entlassene aus den Lagern bildeten so größere deutsche Gruppen in Schmiedshau, in Deutsch-Proben, in Glaserhau, in Oberstuben, in Oberturz, in Blaufuß und in auffälligerweise in Bries, wo sich mehr als die Hälfte der ursprünglichen Dorfbewohner nach 1947 wieder zusammenfanden.

In der Evakuierung hatte sich eine Gruppe von Bergarbeitern mit ihren Familien, hauptsächlich Krickerhauer, im Gebiet um Brüx (Most, Westböhmen) erhalten. Sie wurden von der Ausweisung als begehrte Facharbeiter ausgenommen, teils gezwungenermaßen, teils blieben sie zunächst gerne, weil sie bei erträglicher Behandlung hier, das Risiko im zerstörten Deutschland fürchteten. Auch in der ČSR war der Schlüssel des wirtschaftlichen Aufbaues Kohle. Bergarbeiter - noch dazu erfahrene - waren rar und wurden meist zurückgehalten.

Auch in anderen Teilen der Slowakei blieben im nennenswertem Umfang Deutsche (Volksdeutsche) zurück, besonders zahlreich in der Unterzips.

Die Zurückgebliebenen hatten es im allgemeinen schwer. Sie mußten über viele Jahre, teilweise und örtlich verschieden über Jahrzehnte, sich mit einer Außenseiterrolle begnügen. Zwar wurden ihnen schon die gleichen Lebensmittelkarten zuerkannt, aber schon bei der Arbeit waren sie die Benachteiligten. Selten traute sich einer zu fragen warum eigentlich? Von ihnen sprach man oft als ein »Gestapaci«, »Hitlerovci«, oder den »Nemci« mit besonderer Betonung (63) Was Wunder, wenn sie versuchten ihr Deutschtum zu verstecken und es vermieden, mit Kindern und Enkeln anders als slowakisch zu sprechen. Diese sollten einmal frei sein, von dem Makel des Deutschtums, wenn es keinen Weg mehr geben sollte, mit seinesgleichen zu leben.

Wer sich zum Slowakentum bekannte war willkommen. Daher hatten auch die Kinder der Deutschen, die immer weniger in Sprache und Denkweise Deutsche waren, keine Schwierigkeiten in der Schule. Der Bildungsweg in der Staatssprache stand ihnen uneingeschränkt offen. Sie wurden ganz im antideutschen Sinne erzogen und konnten nur im Gespräch mit den Eltern versuchen, ein objektives Bild der Vergangenheit zu gewinnen, wenn sie überhaupt dieses Bedürfnis verspürten. Sie waren nicht gewohnt offizielle Darstellungen in Frage zu stellen.

In den ehemals deutschen Gemeinden des Hauerlandes versuchten die Alteingesessenen sich in eigenen Vierteln etwas näher zu sein, während sich die Orte mit Fremden wieder füllten. Viele dieser Fremden waren selbst aus ihrer Heimat in Ungarn als Slowaken im Zuge eines »Bevölkerungsaustausches« mehr oder weniger freiwillig weggezogen und mußten nun in der Fremde neu beginnen. Daher konnte man mitunter auf den Straßen mehr ungarisch als slowakisch hören, aber die slowakische Umgangssprache war dadurch nicht beeinträchtigt. Die Deutschen gewöhnten sich schnell an die slowakische Umgangssprache. Deutsch war für die Umwelt nicht mehr tauglich und verschwand allmählich. Beschleunigt wurde diese Entwicklung durch zahlreiche Mischehen. Die persönliche Bereitschaft sich vom angestammten Volkstum abzuwenden wuchs.

Die Ernährungslage war in der Slowakei nach einer Konsolidierungszeit verhältnismäßig gut. Die Menschen brauchten nicht zu hungern, insofern hatten es die Zurückgebliebenen besser. Für die wichtigsten Lebensmittel gab es Marken, die Anfang der 50er Jahre abgeschafft werden konnten.

Der von den Hauerländern mit viel Mühe und Liebe bearbeitete Boden wurde teils aufgeforstet, teils durch Rinder- und Schafzucht genutzt, teils der Natur überlassen. Es fehlte an fleißigen Händen. Der bessere Boden wurde zunächst auf die slowakischen »Neubürger« aufgeteilt. Sie mußten von den landwirtschaftlichen Produkten einen Teil an den Staat abliefern. Als das nicht recht funktionierte, wurden die Kleinbetriebe 1950 zu Einheits-Genossenschaften zusammengefaßt, schließlich 1957 enteignet und zu großen Staatsgütern zusammengeschlossen. Das landschaftliche Gesicht des Hauerlandes änderte sich dadurch. Was nicht bequem zu nutzen war, nahm sich die Natur zurück. Wo früher Korn und Kartoffeln wuchsen, bedeckte dichter Wald die Hänge.

Für die noch vorhandenen Hauerländer gab es genug Erwerbsmöglichkeiten, vornehmlich für die Frauen in der Land- und Forstwirtschaft, für die Männer in den Kohlebergwerken, als Bauhandwerker und in neu eingerichteten Industrieanlagen. Autobuslinien ermöglichen tägliche Fahrten zu weiter entfernten Arbeitsstellen.

Eine Art letzte kulturelle Zufluchtsstätte für die Deutschen war (und ist für die Älteren) das kirchliche Leben. Deutsche Seelsorger hatten sie nicht mehr. Je nach örtlicher Situation wurde noch beim sonntäglichen Gottesdiesnt teilweise deutsch gebetet oder gesungen. Auch bei Begräbnissen konnten noch hin und wieder das Deutsche gebraucht werden. Abhängig war diese Äußerungsmöglichkeit von der Einstellung des betreffenden Geistlichen, von der Anzahl der noch vorhandenen deutschen Gläubigen und der Toleranzfähigkeit der örtlichen Parteigrößen.

Die Religionsausübung stand nach der Verfassung jedem Bürger frei. Wer aber im staatlichen Dienst stand oder Karriere machen wollte, für den hatte der Kirchgang Folgen. Der Religionsunterricht wurde behindert und durfte später nur noch in der Kirche abgehalten werden, selbstverständlich nur in slowakischer Sprache. Insgesamt stand das kirchliche Leben unter scharfer Kontrolle. Geistliche und Ordensleute wurden gemaßregelt, die Ausbildung des geistlichen Nachwuchses zeitweise ganz unterbunden.
Die früher frei gewählte Gemeindevertretung wurde nach Kriegsende durch den eingesetzten örtlichen Volksrat (Miestny Národny výbor) abgelöst, der sich ausschließlich aus »Patrioten« zusammensetzte. An seiner Spitze residierte der Vorsitzende (Predseda). Ab Februar 1948 konnten öffentliche Ämter nur Genossen der kommunistischen Staatspartei, oder von diesen akzeptierte Bürger, bekleiden. Auch deutsche Genossen konnten wieder Amt und Würden erreichen. Nach 1951 konnten Deutsche (und Madjaren) Mitglieder der Kommunistischen Partei der ČSSR (KPČ) werden. (64)
Die verschiedenen Präsidialdekrete, mit denen die Deutschen recht- und besitzlos gemacht wurden, blieben für die Zurückgebliebenen weiter wirksam, wenn sie auch zunehmend außer acht gelassen wurden. Die Lage begann sich für sie zu normalisieren, als in einem Staatsstreich im Feber 1948 die Kommunisten die alleinige Macht im Staate errungen hatten. So mancher mag überrascht gewesen sein, als er zum Beispiel in einem Flugblatt zur Position der Deutschen in der Tschechoslowakei nun lesen konnte, daß »das Bürgertum und seine Lakaien Träger des bürgerlichen Nationalismus und des Deutschenhasses« waren und nun durch seine Niederlage die Voraussetzungen zur Lösung des Nationalitätenproblems in der neuen »Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik» (ČSSR) gegeben seien. (65)
In der Öffentlichkeit durfte wieder deutsch gesprochen werden und in bestimmten Bezirken Böhmens konnten Deutsche, soweit sie nicht das Tschechische beherrschten, ihr Anliegen auch deutsch vorbringen. Was freilich die unteren Behörden aus solchen gutgemeinten Verordnungen machten, ist eine andere Frage. Zu dem Sinneswandel in der Behandlung der Deutschen dürfte einmal die Entstehung eines deutschen kommunistischen Staates in Form der DDR beitgetragen haben, da es nun nicht mehr anging, nationale Minderheiten einer befreundeten Nation weiterhin zu diskriminieren und zum anderen, die wirtschaftliche Notwendigkeit die Deutschen zu vollem Arbeitseinsatz zu stimulieren und ihr Abwanderungsstreben zu dämpfen. 1950 wurden noch offiziell 165.177 Deutsche in der ČSSR ermittelt, 5.179 davon in der Slowakei. (66) Hatte man schon in einer Regierungsverordnung im Jahre 1949 den »Personen deutscher Nationalität« nahegelegt um die Rückgabe der ČSSR-Staatsbürgerschaft nachzusuchen, so wurde sie den



Schmiedshauer als tschechische Soldaten 1954

Zögernden im April 1953 kollektiv verordnet. Ein Einspruchsrecht dagegen gab es nicht. Nun durften sie in die kommunistische Partei eintreten, durften wählen und mußten Wehrdienst leisten. In Abwandlung eines bis dahin gültigen Schlagwortes hieß es jetzt: »Deutscher ist nicht gleich Deutscher.«

Im Zuge dieser Entwicklung erschien seit September 1951 die deutsch geschriebene Zeitschrift »Aufbau und Frieden« und für Schulkinder die Zeitschrift »Freundschaft«. In Böhmen gab es deutsch-tschechische Betriebszeitschriften, der Rundfunk brachte täglich Nachrichten in deutsch, eine Zeitlang gastierte ein staatliches deutsches Wandertheater. Zudem entstanden im westlichen Teil der ČSSR für eine begrenzte Zeit Sprachzirkel für Kinder deutscher Eltern und Kulturgruppen, die für volkstümliche Unterhaltung sorgten.

Diese kulturellen Möglichkeiten gab es in der Mittelslowakei, im Hauerland, für die zurückgebliebenen Deutschen, bis auf die Zeitschriften, nicht. Es war niemand da, der sie zur eigenen kulturellen Tätigkeit ermuntert hätte. Sie waren zahlenmäßig, wie auch ihrer wirtschaftlichen Bedeutung nach nicht mit den Restdeutschen in Böhmen zu vergleichen. Sie lebten weit mehr zerstreut.

Die Hauerländer im westböhmischen Kohlerevier hatten keine sprachlichen

Schwierigkeiten. Sie kamen mit ihren Slowakischkenntnissen überall gut durch und waren von den Werksleitungen, wie von den meisten tschechischen Arbeitskollegen wegen ihres vollen Einsatzes geachtet. Sie hat nie die volle haßerfüllte Abneigung getroffen, wie sie den eingesessenen Sudetendeutschen zuteil wurde.

Die geänderte Einstellung zu den Deutschen führte 1951 tschechischerseits in Österreich und in der Sowjetzone Deutschlands zu einer Werbekampagne für die Rückkehr von Facharbeitern in die ČSSR. Dazu wurden verlockende Angebote gemacht. Zur Unterstützung dieser Werbung wurden vom Prager Rundfunk Beispiele aus dem Arbeitsleben gebracht, in denen Deutsche als »Spitzenarbeiter« ausgezeichnet worden waren. Sie sollten wieder in einträglichen, verantwortungsvollen Positionen wirken können. Der Aufruf hatte insgesamt keinen großen Erfolg. Es fanden sich aber tatsächich Landsleute aus der Sowjetzone, die angesichts der katrastrophalen Ernährungslage heimkehrten und zum Beispiel im Krickerhauer Bergwerk die Arbeit aufnahmen. (67)

Trotz der geänderten Einstellung zu den Restdeutschen blieben sie, im Gegensatz zu anderen Minderheiten wie Polen, Madjaren und Ukrainern, benachteiligt. Bis 1948 waren deutsche Kinder vom Schulbesuch überhaupt ausgeschlossen. In der Verfassung wurden die Deutschen bei der Aufzählung der Minderheiten gar nicht genannt, sie waren amtlich nicht existent. Partei und Regierung unterstützten den Prozeß eines völligen Aufgehens der verbliebenen Deutschen im tschechischen oder slowakischen Volke. Sich gegen diese »freiwillige Assimilierung zu stellen und sich zu bemühen, jede deutsche Seele zu 'retten', ist Nationalismus«, hieß es 1960 in einer tschechischen Zeitschrift. (68) Der Prozeß der Assimilierung komme überall auf der Welt vor, wo Angehörige eines Volkes mit einem anderen Staatsvolk zusammenleben.

Ab 1960 gab es wieder einen Rückschlag in der Beurteilung der »nicht existenten« deutschen Minderheitenfrage und erst 1968, als unter Dubček (69) eine kurze Demokratisierungsphase einsetzte, konnten die Deutschen wieder auf Gleichberechtigung hoffen. »Unsere Deutschen sollen sich in unserem Staate endlich zu Hause fühlen«, erklärte (der Slowake) Dubček. (70) In der »Prager Volkszeitung« konnte ein Deutscher schreiben: »Wir haben das Bedürfnis nach ein bißchen Achtung . . . Wir spüren, daß wir wieder Menschen sein dürfen . . .« (71) Erstmalig wurde den deutschen Bürgern Nationalitätenrechte in der neuen Verfassung garantiert.

Sie waren wieder rechtlich existent. Ein »Kulturverband der Deutschen« wurde ins Leben gerufen, hatte aber für die Deutschen in der Slowakei keine Bedeutung mehr.

Der »Prager Frühling« währte nicht lange, die anderen Warschauer-Pakt-Staaten machten ihm ein gewaltsames Ende. Der innerpolitische Kurs verhärtete sich erneut. Möglicherweise hätte die weitere Entwicklung des Dubček-Geistes für die in größeren Gemeinschaften lebenden restlichen Sudetendeutschen noch eine Rettung ihres angestammten Volkstums bringen können. Für die relativ wenigen und verstreut lebenden Karpatendeutschen war es nach Lage der Dinge schon damals zu spät. Zu weit war der Slowakisierungsprozeß gerade über die Kinder in der Schule vorangeschritten.
Naturgemäß konnten die Deutschen, die man als Arbeitskräfte schätzte, nicht auf die Dauer im Zustand der Habenichtse gehalten werden. Ab Mitte der 50er Jahre und örtlich verschieden, durften sie ihr ehemaliges Hauseigentum, soweit es frei war, vom Staat zurückerwerben. Auch andere Objekte konnten gekauft oder private Neubauten errichtet werden. Grundsätzlich stand nun auch den Deutschen das Recht zu, ein eigenes Haus zu besitzen und jeder durfte einen Hektar Grund, Garten oder Feld, mit Gemüse oder Feldfrüchten bebauen. Außerdem wurden sie gleichberechtigt in die Alterssicherung einbezogen.
Mit der Eigentumsregelung besserte sich allmählich das ungepflegte Bild der ehemals deutschen Dörfer. Der Staat als Besitzer der beschlagnahmten Gebäude, tat wenig zu deren Erhaltung. Die Mieter hatten ebenfalls wenig Interesse, eigene Mittel zu investieren, Verfall der Häuser bis zur Unbewohnbarkeit war die Folge. Einige Zeit später konnten auch Mietwohnungen in größeren Wohneinheiten in den Städten als Eigentumswohnungen erworben werden.

Verbindungen zu anderen Ausgewiesenen

Sobald sich die Möglichkeit ergab, Adressen bekannt waren, suchten die durch Staatsgrenzen getrennten Verwandten und Freunde miteinander in Kontakt zu kommen. Briefverkehr war ab 1951 möglich, er wurde auf ČSSR-Seite kontrolliert. Zuvor waren nur Postkarten erlaubt. Eine Zeitlang durften Briefe nur vom Postamt des Wohnsitzes in der ČSSR aus aufgegeben werden, bei gleichzeitiger Legitimierung. Diese Erfassung hielt viele davon ab, überhaupt zu schreiben. Häufig kam es vor, daß eingehende Post beschlagnahmt wurde. Die Absender aus dem Ausland hatten erfahren, daß die Empfänger mit verfänglichen Briefinhalten in Schwierigkeiten geraten konnten und versuchten mit Verschlüsselungen dieser Gefahr aus dem Wege zu gehen. (72) Entsprechend war der Paketversand in die ČSSR streng reglementiert. Zunächst wurde mit Österreich 1953 eine Erleichterung vereinbart,

bei der Inhalt und Höchstmengen festgelegt waren und ermäßigte Zollgebühren galten. Der Empfängerkreis war eingeengt, nur bestimmte Personen durften Pakete empfangen. Eine großzügigere Regelung erfolgte ab Oktober 1954, nach der eine Person bis zu sechs Paketsendungen erhalten konnte. Zum Inhalt waren Vorschriften zu beachten. Kurze Zeit nach der Regelung mit Österreich konnten auch aus anderen Ländern Pakete empfangen werden. (73)

Verwandtenbesuche waren über Jahre gänzlich unterbunden. Für in der Sowjetzone Deutschlands lebende Heimatvertriebene konnten ab 1953 in nachweislich dringenden Familienangelegenheiten Reisegenehmigungen für einige Tage erreicht werden. Von Österreich her kam der Reiseverkehr 1954 in kleinem Maßstab in Gang. (74) Ab 1955 setzten Bemühungen der ČSSR ein, den Fremdenverkehr zur Devisenbeschaffung anzukurbeln. Dazu wurden Kuraufenthalte in den weltberühmten Bädern in Böhmen und der Slowakei organisiert. Besuchsmöglichkeiten Vertriebener in ihren Heimatgemeinden folgten und wurden ab 1963 erleichtert, auch bei Einreise mit dem eigenen Pkw. (75)

Verwandtenbesuche aus der ČSSR wurden im beschränkten Umfange ab 1965 ebenfalls möglich, wenn eine Einladung vorgelegt werden konnte, die auch die Erklärung zur Reise- und Aufenhaltskostenübernahme enthalten mußte. Devisen wurden für private Besuchsreisen nicht bewilligt. Solche »Westreisen« wurden nur Personen bewilligt, die für die ČSSR-Wirtschaft ohne Bedeutung waren. Das Genehmigungsverfahren war zeitaufwendig, deprimierend bürokratisch und mit hohen Gebühren verbunden. Solche Besuchsreisen blieben in den folgenden Jahren und Jahrzehnten relativ selten, teils aus Gründen des politischen Klimas, teils weil Besucher nicht mehr in die ČSSR zurückkehrten. Nur in der Dubček-Ära wurde mit Genehmigungen großzügiger verfahren.

Hingegen nahmen die Reisen Heimatvertriebener in die ČSSR immer mehr zu und wurden für viele Slowakeideutsche und besonders für Hauerländer, trotz des hohen Zwangsumtausches, (76) auch bei Unterkunft bei Verwandten, eine beliebte Möglichkeit einige Tage oder Wochen in der alten Heimat zu verbringen.

Anfänglich kam es in slowakischen Zeitungen noch zu Leserbriefprotesten, gegen das freizügige Auftreten der Besucher aus dem kapitalistischen Westen, denen es offenbar weit besser ging, als denen, in deren Namen sie einst besitzlos gemacht und verjagt wurden. Aber Neid und Völkerhaß sind nicht Merkmale des slowakischen Volkes. Gar mancher Besucher wurde in »sein« Haus eingeladen und auf diese und andere Weise Völkerverständigung geübt, zu der die Mächtigen offenbar nicht fähig sind.

Seit langem fahren alljährlich viele Einzelreisende, mehr noch in Gruppen mit organisierten Busfahrten, in die alte Heimat und sind dort gern gesehene Gäste. Persönliche Freundschaften wurden begründet, selbst Ehen kamen auf diese Weise zustande. In Deutsch-Proben wie in Krickerhau kam es zu halbamtlichen Empfängen von Reisegruppen im Rathaus. »Čo bolo, to bolo« (was war, das war), hieß es von slowakischer Seite bei einem solchen Gespräch in Krickerhau. Das kennzeichnet die versöhnliche Haltung des slowakischen Volkes zu seinen Karpatendeutschen, den Ausgewiesenen und den Gebliebenen.

Ausreisen — Spätaussiedler

Nach Abschluß der offiziellen Aussiedlung war eine größere Anzahl Deutscher aus verschiedenen Gründen in der ČSSR verblieben, von denen sich ein Teil sogleich oder noch nach mehreren Jahren um eine Ausreise bemühte. Aber was bis dahin erzwungen wurde, war nach Abschluß der Vertreibungsaktion höchst schwierig und zeitweilig ganz unmöglich geworden. Diese Restdeutschen, die auf 200.000 geschätzt wurden, stellten für die ČSSR kaum noch ein Nationalitätenproblem dar, waren andererseits genügsame, willige Arbeitskräfte und oft Träger wertvoller Spezialkenntnisse. In nur geringem Umfange wurden Ausreisegenehmigungen erteilt.
1949 bat die Regierung der Westzonen bei der Alliierten Hohen Kommission darum, bekannte Fälle von getrennten Familien zu bereinigen. Diese Initiative führte unter Mithilfe des Internationalen Roten Kreuzes (CICR) ab März 1950 zu Aussiedlungen von 17.000 Sudeten- und Karpatendeutschen. Diese sogenannte »Operation Link» wurde im darauffolgendem Jahr tschechischerseits ohne Angabe von Gründen abgebrochen. In den folgenden Jahren fanden, von Einzelfällen abgesehen (ehemalige Gefangene und Kranke), keine Aussiedlungen statt.
In einem Brief nach Westdeutschland beschreibt ein Landsmann im Mai 1951 die Situation:
». . . Unsere Aussiedlung wurde in Prag günstig erledigt, aber in Preßburg bewilligen sie es nicht. Sie meinen, wenn sie alle Deutschen gehen lassen, müßten sie zuletzt auch noch gehen. Es sind sehr viele, die fort wollen . . . Aber die brauchen doch jetzt Arbeiter.« (77) Nach der Unterbrechung traf im Januar 1954 wieder ein kleiner Aussiedlertransport in der Bundesrepublik ein, dem bald darauf drei weitere folgten. (78)
1956 kam es zu Abmachungen zwischen Vertretern des Roten Kreuzes (RK) beider Staaten, wonach alle Bürger deutscher Volkszugehörigkeit, die einen

Antrag auf Familienzusammenführung stellten, in die Bundesrepublik ausreisen dürfen sollten. Etwa 10.000 Namen waren mit dieser Begründung listenmäßig erfaßt worden. Insgesamt lagen dem Deutschen Roten Kreuz rund 50.000 Anträge zur Übersiedlung vor. Auch weitläufigere Verwandte sollten zusammenkommen dürfen. Sogar Mobiliar sollte zur Mitnahme erlaubt sein.
Erwähnt wurden auch die in Haft gehaltenen Deutschen, die freigegeben werden sollten. Darüber hinaus wurde vom Tschechoslowakischen Roten Kreuz die Mithilfe bei der Aufklärung von Vermißtenfällen der Wehrmacht zugesagt. Es handelte sich um etwa 100.000 Fälle. Die tschechischen Kommentare zu diesen Abmachungen waren weit zurückhaltender und sprachen von Hilfe zur Aussiedlung von Alten und Kranken, sowie unmündigen Kindern. Von 50.000 Anträgen seien 10.000 in die engere Wahl gezogen. (79)
Wenn auch die tatsächlichen Ergebnisse die Erwartungen auf deutscher Seite bei weitem nicht erfüllten, so konnten doch auf Grund dieser und weiterer Vereinbarungen der Rotkreuzdelegationen Tausende, darunter viele Hunderte Hauerländer in den Folgejahren als »Spätaussiedler« ausreisen und in der Bundesrepublik Deutschland einen neuen Anfang unter Gleichberechtigten machen. Noch 1975 wurde eine vierte diesbezügliche Vereinbarung vor dem Hintergrund der Helsinki-Konferenz getroffen. (80) Die meisten Spätaussiedler aus dem Hauerland kamen in den Jahren 1965 bis 1971, teils als ganze Familien, teils als Angehörige eines erweiterten Familienkreises (Verwandte 2. und 3. Grades) nach Westdeutschland.
Eine besondere Gruppe Zurückgehaltener stellten die aus politischen Gründen inhaftierten Deutschen dar, denen Verrat an der ersten ČSR vorgeworfen und die nach dem berüchtigten »Retributionsgesetz« (81) zu Zwangsarbeit verurteilt worden waren. Nachdem die meisten von ihnen wegen der unmenschlichen Haft- und Arbeitsbedingungen kaum noch arbeitsfähig waren, wollte man sie möglichst bald loswerden. In einer Aktion von 1950 wurden alle jene entlassen,die bis zu zehn Jahre Haft erhalten hatten. Für die anderen konnten vom Ausland her, über das Rote Kreuz Gnadengesuche zur Freilassung und Abschiebung solcher Gefangener eingebracht werden. (82) Auch wenn solche Inhaftierte keine Verwandte in Westdeutschland hatten, konnte für diese über das Deutsche Rote Kreuz eine Einreiseerlaubnis erreicht werden. Im Mai 1953 erfolgte eine weitere Amnestie. (83)
Auf diese Art entledigte sich die zweite ČSR zum größten Teil einer Bürde, die ihrem Ansehen im freien Teil der Welt abträglich war. Ausländische Organisationen hatten auf das Schicksal dieser Betroffenen hingewiesen. Auch spät entlassene ehemalige Angehörige deutscher Militärverbände die aus sowjetischen Kriegsgefangenenlagern kamen, wurden anfänglich wieder in

Lager gesperrt, SS-Angehörige besonders mißhandelt. Im April 1951 ordnete das ČSSR-Verteidigungsministerium die Auflösung derartiger Lager an, was aber noch nicht immer die Freiheit für diese ehemaligen Soldaten bedeutete.

Erläuterungen und Quellenangaben

1) Volkstümlich war der Begriff »Flüchtlinge« für alle Entwurzelten als Folge des 2. Weltkrieges, die wegen Gefahr für Leib und Leben ihre angestammte Heimat verließen (eigentliche Flüchtlinge), oder durch Zwangsmaßnahmen dazu genötigt wurden (Vertreibung). Der Begriff wurde auch abwertend benutzt. In der Fachsprache sind »Vertriebene« jene Deutsche, die vor 1950 ihre Heimat verlassen mußten, Aussiedler jene, die danach kamen. »Heimatvertrieben« wird zur Unterscheidung von jenen benutzt, die zwar ihren Wohnsitz verlassen mußten, aber nicht aus Vertreibungsgebieten stammten. In Östereich ist die Bezeichung »Flüchtling« oder »Volksdeutscher« üblich und amtlich gebraucht; 2) Der Plan des amerikanischen Finanzministers Morgenthau sah die Umwandlung Deutschlands vom Industrie- zum Agrarland vor. Der Plan wurde 1944 auf der Quebeck-Konferenz zwar beschlossen, aber wegen immer deutlicher werdenden Gegensätze zur Sowjetunion nicht durchgeführt; 3) Erste bayr. Regierungserklärung v. 22. Oktober 1945, Gyrnes-Rede in Stuttgart am 6. September 1946, »Gegenwart« Nr. 11/1946 S. 9f, Grotewohl in Berlin zu deutsch-poln. Beziehungen in Dokumenten der deutsch-poln. Beziehungen, B. Godesberg 1960, S. 4; 4) Denkschrift des der Univ. Kiel angschl. Institutes für Weltwirtschaft vom Oktober 1946, die sich mit der »sinnvollen Flüchtlingsverteilung« befaßt; 5) Näheres dazu in »Unser Hauerland«, Heimatblatt der Hauerländer (weiterhin als UH bezeichnet), Bensberg, 2 Jg. 5a) Král, V.: Die Deut. in der ČSSR, Dokument. Prag 1964, S. 598,; 6) »Karpatenpost«, Organ der Karpatendeutschen Landsmannschaft Slowakei, Stuttgart (weiterhin als KP bez.), Folge 2/1950 S. 1f; 7) KP, 9/1950 S. 2, sowie vollständig und mehrsprachig in Gretsch-/Doppler: Unsere Heimat Johannesberg, Stuttgart 1986 S. 175 ff; 8) UH, 5. Jg, 1985 S. 62; 9) Handliche zusammenklappbare Notbetten; 10) Krickerhau, eine deutsche Siedlung in der Slowakei, Voerde 1980, S. 294; 11) Bundesarchiv Koblenz (weiterhin BAK), Akte Ost-Dok. 2/381 S. 221; 12) BAK, Ost-Dok. 2/384 S. 1407; 13) BAK, Ost-Dok. 2/384 S. 1376; 14) BAK, Ost-Dok. 2/381 S. 7; 15) Original im Archiv von UH; 16) KP, 1/1950 S. 1; 17) »Deportation, Flucht und Vertreibung«, München Bayer. Staatsministerium 1985, S. 25; 18) Seit dem komm. Staatsstreich von 1948 ist die off. Abkürzung ČSSR; 19) Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa, herg. vom Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte 1957. Der Band IV/1 und 2 befaßt sich mit den Ereignissen in der Tschechoslowakei; 20) KP, 7/1951, S. 2; 21) KP, 2/1954 S. 2; 22) Die KP brachte ab März 1954 in einer Sonderserie Namen von vermißten Soldaten; 23) Nähere Angaben in der Broschüre »35 Jahre neue Heimat Oberhausen«, Oberhausen 1982; 24) Wie Anm. 10, S. 301f; 25) KP, 11/1966 S. 1; 26) wie Anm. 25, S. 2; 27) Wie Anm. 25, S. 2; 28) KP, 1/1967 S. 3; 29) Wie anm. 28 S. 3; 30) Karpatenjahrbuch 1950, Stuttgart/München, S. 33; 31) »Karpatenbote«, Mitteilungsblatt des Hilfsbundes karpatend. Katholiken, München, Okt 1958; 32) »Karpatenbote«, 1. Jg. 6-7/1949 S. 3; 33) Wie Anm. 32, S. 12; 34) Pater oder auch Father R. war geb. Bayer, wirkte im Sudetenland, durch Bez. zu Pfarrer Bauer kam er mehrm. ins Hauerland, vermitt. Lehrstellen und gründete in Schmiedshau eine Ortsgruppe des »Volksbundes deutscher Katholiken«. Er floh 1938 nach den USA, sammelte nach 1945 Schicksalsberichte, auch von Karpatendeutschen. 35) Die Idee der P. stammt aus dem Bereich Familie und Kirche. Erstm. wurden P. nach 1918 für zerst. ostd. Städte übernommen.

In der Donaumonarchie gab es P. für Gemeinden und Schulen im Grenzgebiet. Im heutigen Verst. sind sie Verpflichtungen zur Erhaltung und Förderung der betr. kulturellen Werte. 36) wie Anm 32, S. 10; 37) wie Anm. 32; 11/1949 S. 6; 38) Král, V.: Die Deutschen in der ČSR 1933-1947. Dokumentensammlung, Prag 1964, Dok. Nr. 477, S. 594; 39) Wie Anm. 38, S. 630; 40) Wie Anm. 38, Dok. 478, S. 595; 41) Offizielle Bezeichnung für Flüchtlinge und Vertriebene in der sowjetisch besetzten Zone und der späteren DDR; 42) KP, 11/1958 S. 7; 43) Bohmann, A.: Das Sudetendeutschtum in Zahlen. München 1949, Abschnitt Österreich; 44) In Österreich neben »Volksdeutschen« offizielle Bezeichnung für Vertriebene; 45) KP, 7/1951, Karpatenbote; 46) Scheuninger, B.: 30 Jahre danach. Wien 1983; 47) KP, 12/1952, S. 11; 48) KP, 5/1953; S. 5; 49) KP, 4/1954; S. 6 und 9/1954 S. 5; 50) KP, 8/1960, S. 6 und 9/1965, S. 4; 51) KP, 1/1955, S. 5; 52) KP, 1/1960, S. 7, 53) KP, 9/1978, S. 3; 54) KP, 4/1977, S. 2; 55) »Heimatblatt der Karpatendeutschen in Österreich . . .« (weiterhin HB), Folge 9/10/1982, S. 5; 56) HB, 9/10/1980, S. 2; 57) KP, 6/1951, S. 5; 58) KP, 4/1951, S. 5 und 10/1951, S. 5; 59) KP, 12/1952, S. 11; 60) HB, 9/10/1980, S. 2; 61) Rudolf-Ulreich-Zimmermann: Hauerland- Bergstädterland. Deutsche Siedlungen in der Mittelslowakei, Wien 1979; 62) Zahlen nach CICR-Schreiben in UH, 6 Jg., 4/1986, S. 63; 63) Soviel wie Agenten der Gestapo (Deutsche Geheimpolizei), Hilteranhänger, Nemci=Deutsche; 64) Bohmann, A.: Menschen und Grenzen, Band 4, Köln 1975, S. 486; 65) Deutsch bei Reindl-Momsen: Die Sudetendeutschen in der Tschechoslowakei nach 1945, in Bohemia, Band 8, 1967, S. 318f; 66) Volkszählungsergebnis vom 1. März 1950 in Statiticka ročenka Republiky Československé 1957, S. 42, Tab. 3-11; 67) KP, 10/1951, S. 6.; 68) Zivot strany, Nr. 16, (1960), S. 985f; 69) Dubček, überzeugter Kommunist, wollte die Vorstellung der Mehrheit von einen »Kommunismus mit menschlichem Antlitz« als Staatspräsident verwirklichen. Die Sowjetunion vereitelte diese Absicht durch den Einmarsch ihrer Truppen und der angrenzenden kommun. Satellitenstaaten im August 1968; 70) Wie Anm. 64, A. 510; 71) Prager Volkszeitung v. 8. 11. 1968; 72) KP, 10/1951 S. 4 und 11/1952 S. 3; 73) KP, 4/1952 S. 7; 74) KP, 3/1954 S: 8 und 12/1954 S. 8; 75) KP, 5/1955 S. 6; 76) Pro Kopf und Tag vorgeschriebener Devisenumtausch westlicher Währungen bei Einreise in ein Ostblockland zu einem künstlich festgesetzten, ungünstigen Kurs. Tagessatz 1986: DM 30,—; 77) KP, 7/51 S. 6; 78) KP, 2/1954 S. 2; 79) KP, 9/1956 S. 5; 80) KP, 9/1975 S. 1; 81) Ein im Mittelpunkt der Maßnahmen zur Bestrafung der Deutschen stehendes Gesetz, das rückwirkend ab 1938 galt, obzwar die ČSR gar nicht mehr bestand; 82) KP 10/1950 S. 2; 83) KP 12/1953 S. 5.

16. Eingliederung der Vertriebenen

Bleiben oder weiterwandern?

Die ersten Jahre nach der Vertreibung waren voller Unsicherheit über die weitere Entwicklung in Deutschland. Niemand wußte so recht, wie es mit den Millionen Heimatvertriebenen weitergehen sollte. Die entwurzelten Menschen waren nun zwar frei, die Zukunft für sie aber sah trostlos aus. Die im begrenzten Umfang gegebene Möglichkeit in fremden Gebieten der Welt einen Neuanfang zu wagen, stellte so manchen vor die Schicksalsfrage: Bleiben oder auswandern?
Letzteres konnte keine generelle Lösung des Vertriebenenelends sein. Er war zudem in den außereuropäischen Ländern voller Risiko. Kaum jemand hatte die Mittel, um auf eigene Faust einen solchen Weg zu beschreiten. Im Ausland entstanden Initiativen mit dem Ziel, einem Teil der entwurzelten Menschen in Deutschland und Österreich auf dem Wege der Auswanderung eine neue Existenzmöglichkeit zu bieten.
Eine gewisse Bedeutung erlangten Aktionen aus Schweden, die besonders unter den Vertriebenen aus der ČSR warben, aber auch Hilfen für in der Bundesrepublik Deutschland lebenden Sudeten- und Karpatendeutschen anboten. Lehrstellen wurden geboten und eine Gruppe Karpatendeutscher, darunter auch Hauerländer, ließ sich in Schweden nieder. Andere Organsationen ebneten die Wege nach Übersee, indem sie die Reisekosten übernahmen und Arbeitsplätze für die Neuankömmlinge sicherten.
Zuverlässige Hilfe für einen solchen Weg konnten Verwandte leisten, die teilweise lange vor dem 2. Weltkrieg ausgewandert waren, und denen ein Start in einer friedlicheren Welt geglückt war. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts waren zahlreiche Karpatendeutsche, Zipser wie Hauerländer, nach Nord- und Südamerika ausgewandert, von denen ein guter Teil auch dort geblieben ist. Fast aus jeder Hauerlandgemeinde gab es kleinere Gruppen, die sich so eine neue Heimat geschaffen hatten. Ein beliebtes Ziel war Argentinien. Eine Siedlung »Klein-Schmiedshau« mit zehn Familien bestand beispielsweise 1937 bei Buenos Aires. (1) Starthilfen von solchen Verwandten waren wichtig, weil die meisten Einwanderungsländer einen Bürgen verlangten. Dieser mußte sich zur Übernahme aller Kosten verpflichten, soweit nicht humanitäre oder halbstaatliche Vereinigungen sich der Einwanderungswilligen annahmen, ihnen die Überfahrt bezahlten und für einen Arbeitsplatz sorgten. Eine legale Auswanderung war aus den drei westlichen Besatzungszonen erst nach 1947 möglich.

Aufnahmebereit für deutschstämmige Einwanderer waren die südamerikanischen Länder Argentinien und Brasilien, die auch landsuchende ehemalige Bauern aufnahmen, ferner Kanada, Australien und Südafrika. Während erfahrene Handwerker überall gefragt waren, hatten Arbeiter ohne besondere Fähigkeiten kaum eine Chance. Die USA-Regierung lehnte es zunächst strikt ab, deutsche Vertriebene einwandern zu lassen. Ab 1948 änderte sich diese Haltung allmählich. Neue Hoffnungen weckte 1950 der »Walter-Plan«, (2) der die Erschließung von Überseegebieten durch die Ansiedlung von rund eine Million vertriebener Bauern aus Westdeutschland vorsah. Es kam nicht dazu, aber es durften mehr und mehr Heimatvertriebene in die USA einreisen und bleiben. Zu Massenauswanderungen ist es weder unter den Hauerländern, noch unter anderen Gruppen des Karpatendeutschtums gekommen. Die landsmannschaftliche Organisation in Deutschland und Österreich hat stets zur Vorsicht in dieser Frage gemahnt und in der »Karpatenpost« mehr negative Beispiele gebracht. Als 1951 die Bessarabiendeutschen sich um die geschlossene Ansiedlung in Südamerika bemühten, wollte die Karpatendeutsche Landsmannschaft die diesbezüglichen Absichten ihrer Anhänger erkunden und rief im Oktober 1951 zur Meinungäußerung dazu auf. Sie erhielt nur wenige zustimmende Äußerungen. Weiterwanderungen von Hauerländern ging lediglich im kleinen Rahmen und auf verwandschaftlicher Basis vor sich. Zu größeren Ansiedlungen ist es nirgendwo gekommen. Die Gesamtzahl der ausgewanderten Hauerländer kann auf etwa 130 bis 150 Familien geschätzt werden. Die Weitergewanderten wurden beim Lastenausgleich nicht ausgeschlossen. Unter bestimmten Voraussetzungen konnten die Berechtigten, auch wenn sie inzwischen eine fremde Staatsbürgerschaft angenommen hatten, für Vertreibungsschäden einen Ausgleich erhalten. (3)
Zu einem wirksamen Zusammenschluß der ausgewanderten Karpatendeutschen, die auf etwa 6.000 geschätzt werden, ist es nirgends gekommen. In den USA ist seit Anfang der 80er Jahre eine Gruppe in Philadelphia hervorgetreten, die Kontakt zur Karpatendeutschen Landsmannschaft unterhält. Ansonsten verfolgt sie ihre Interessen in Verbindung mit der weit stärkeren sudetendeutschen Gruppe, mit der zusammen sie 1985 die Anerkennung als öffentliche Organisation mit den damit verbundenen Rechten erreichte. (4)

Allgemeine Eingliederung

Als es nach 1948 immer offensichtlicher wurde, daß die Vertreibung der vielen Millionen Menschen doch etwas Endgültiges sein würde und eine Internationalisierung des dadurch entstandenen Problems nicht gelang,

begannen die beiden Gruppen der Betroffenen, die zur Aufnahme Genötigten, wie die Vertriebenen und Flüchtlinge selbst sich allmählich auf diese bittere Tatsache einzustellen. Die Zeit der «nichtausgepackten Rucksäcke« und der Behelfe mußte zu Ende gehen.
Mit der Bildung der Bundesrepublik Deutschland im September 1949 setzten dann zielstrebig verschiedene Maßnahmen ein, die Eingliederung in die Wege zu leiten. Es war eine Aufgabe, die zur größten Leistung der deutschen Nachkriegsgeschichte gedieh und wesentlich zum moralischen Ansehen der Deutschen in der Welt beitrug.
Eingliederung ist der umfassende Prozeß, bei dem die deutschen Vertriebenen, Flüchtlinge und (späteren) Aussiedler in das Wirtschafts- und Kulturleben, in das Sozial- und Staatsgefüge der Bundesrepublik Deutschland hineinwuchsen. Sie vollzog sich im wesentlichen in zwei Jahrzehnten zwischen 1950 und 1970.
Dieser Vorgang war möglich, weil es gelang, eine geistig-kulturelle Basis, sowie die Bejahung des neuen Staates zu erreichen, mit seiner gesellschaftlichen Ordnung und Gliederung. Die Zustimmung zur freiheitlich-rechtstaatlichen Ordnung wuchs im gleichen Maße, wie die Abneigung zum anderen deutschen Staat, der DDR, die in allen Lebensbereichen ideologisch ausgerichtet war. Über drei Millionen Menschen, darunter viele Hauerländer, flüchteten aus ihrem Machtbereich, solange das ohne unmittelbare Lebensgefahr möglich war.

Die rechtlichen Voraussetzungen für die Gleichberechtigung der Vertriebenen mit den Einheimischen und somit zur Eingliederung, wurde bereits mit dem Grundgesetz 1949 geschaffen. Eine wichtige Maßnahme für das Gelingen der Eingliederung war die Umverteilung der Vertriebenen und Flüchtlinge zwischen den einzelnen westlichen Zonen Deutschlands, entsprechend ihren Verhältnissen und Gegebenheiten. Das bedeutete eine Entlastung Niedersachsens, Schleswig-Holsteins und Bayerns. Eine Einigung darüber kam nur schrittweise zustande.
Vier freiwillige Umsiedlungsprogramme wurden durchgeführt, das letzte 1956. Neben diesen Ausgleichsmaßnahmen auf Länderebene wurden Umsetzungen auch innerhalb der einzelnen Länder ermöglicht. Auch Hauerländer gelangten durch diese Maßnahmen in günstigere Ausgangspositionen, was zu gewissen Gebietskonzentrationen führte.
Die wirtschaftlichen Voraussetzungen hatten verschiedene Quellen. Die wichtigste lag bei den Vertriebenen selbst: Der starke Wille, ihre Situation zu bessern und das »unsichtbare Fluchtgepäck«, der geistige Besitz und ihre fachlichen Fähigkeiten.

Beeinträchtigt war die wirtschafltiche Eingliederung zunächst durch fehlenden Wohnraum, fehlende Arbeitsplätze und das fehlende Kapital. Währungsreform, ausländische Kapitalhilfe, hauptsächlich in Form des »Marshall-Planes«, (5) die Grundsätze der sozialen Marktwirtschaft, die humane Sozialpolitik und nicht zuletzt der Leistungswille aller Deutschen, brachten das wirtschaftliche Räderwerk in Schwung, das die wirtschaftliche Eingliederung klaglos ermöglichte.

Wie die wirtschaftliche, kann auch die soziale Eingliederung der Vertriebenen als längst abgeschlossen gelten. Die Einheimischen hatten in den Anfangsjahren des Zusammenlebens häufig Vorbehalte gegenüber den »Flüchtlingen«, die in der Aussprache, im Arbeitsverhalten und in anderen Kulturmerkmalen abstachen. Andererseits ging das Bedürfnis der Vertriebenen sich vornehmlich an Schicksalsgefährten anzuschließen zurück. Eheschließungen, gemeinsame Tätigkeiten am Arbeitsplatz, in Vereinen und Parteien, Schulbesuch und Kirchgang haben schon innerhalb von zwei Jahrzehnten von einer anfänglichen Distanzierung zu einer geachteten Anerkennung geführt.

Schließlich muß erwähnt werden, daß die Vertriebenen die Gesellschaft, die sie vorfanden, ebenso geformt haben, wie diese auf sie einwirkte. (6)

Die Schaffung aller Voraussetzungen für ein annehmbares Leben in der neuen Heimat durfte den alten Grundsatz, daß der Mensch zwar Brot unbedingt braucht, aber von Brot allein nicht leben kann, nicht außer acht lassen. Der geistig-kulturelle Bereich mußte in die Eingliederungsmaßnahmen einbezogen werden.

Einerseits sollte den Vertriebenen und Flüchtlingen die Eingewöhnung in die neuen Lebensumstände ohne Zerstörung der mitgebrachten Traditionen ermöglicht werden. Andererseits mußte im Interesse des Gesamtvolkes das andersartige Kulturgut der Vertriebenen möglichst bewahrt und gepflegt werden.

War der Erfolg bei der materiell-wirtschaftlichen Eingliederung im Laufe der Jahre klar ersichtlich, so wurde die Erhaltung des Kulturgustes mit dem Generationswechsel schwieriger, aber auch dringlicher und wichtiger. Diese Aufgabe hat noch nichts an Aktualität verloren.

Grundlage für diese weiterbestehende Aufgabe ist der § 96 des Bundesvertriebenengesetzes (BVFG) von 1953. Dem Bund und den Ländern wird darin auferlegt, sich um das Kulturgut der Vertriebenen und Flüchtlinge zu bemühen, es zu fördern und jährlich einmal über diese Arbeit dem Parlament zu berichten. Diese Verpflichtung kommt aus der Erkenntnis, daß auch dieses Kulturgut Teil des Geisteslebens aller Deutschen ist, das an kommende Generationen weitergegeben werden muß.

Unter anderem wird auf dieser Grundlage eine Reihe wissenschaftlicher Einrichtungen gefördert, die auch karpatendeutsches Kulturgut dokumentieren, wie beispielsweise das Herderinstitut in Marburg, das Institut für deutsche Volkskunde in Freiburg, die Kommission für ostdeutsche Volkskunde oder das südostdeutsche Kulturwerk in München. Daneben wurden in mehreren geförderten Publikationen, Untersuchungen und Darstellungen auch die jüngste Geschichte der Karpatendeutschen mit aufgenommen.

Der kulturellen Eingliederung der Vertriebenen haben sich auch kirchliche Stellen angenommen, die über die heimatkirchlichen Zusammenschlüsse breite Schichten erreichen. Im Hauerland war es hauptsächlich die katholische Kirche, die einen erheblichen Teil des kulturellen Lebens seit eh und je getragen hatte. Nach der Vertreibung ging die kirchliche Mitwirkung weit über den karitativ-seelsorgerischen Bereich hinaus. Es war deshalb folgerichtig, daß durch öffentliche Gelder diese Arbeit unterstützt wurde. Noch heute leisten die beiden kirchlichen Hilfsverbände der Karpatendeutschen den Hauptteil der kulturellen Arbeit in enger Verbindung mit der Karpatendeutschen Landsmannschaft.

Nach Aufhebung des Koalitionsverbotes der Militärregierung waren es die Landsmannschaften, die den in fremder Umgebung lebenden Landsleuten den Kontakt zur heimatlichen Tradition und den Zusammenhalt ermöglichten. Bewußte Kulturpflege trat bei dieser Tätigkeit immer mehr in den Vordergrund. 1951 erfolgte der Zusammenschluß der verschiedenen Landsmannschaften zur Dachorganisation des Bundes der Vertriebenen (BdV). Seine Hauptaufgabe war zunächst die wirtschafltiche Eingliederung auf Bundesebene zu betreiben, er bemühte sich aber auch um die kulturelle Breitenarbeit. Dabei ging es nicht nur um Brauchtumspflege und Folklore, sondern mehr um die wissenschafltiche Behandlung kulturpolitscher Probleme der Vertriebenen. (7)

Die an sich gewaltigen Leistungen die den Vertriebenen, Flüchtlingen und Aussiedlern in der Bundesrepublik zuflossen (bis Ende 1970 rund 47 Milliarden DM), (8) sind im Vergleich zu ihrem zurückgelassenem Vermögen dennoch gering. Mit der Substanz der Vertriebenenvermögen hat das deutsche Volk im wesentlichen (materiell) den Krieg bezahlt. Viel geschah zur Eingliederung, auch für jene, die nicht mehr mithalten konnten. Ihnen wurde dauernde Unterstützung zuteil. Der Lebensstandard übertraf etwa ab 1960 auch bei den Vertriebenen den von 1940. (9)

Das vornehmlichst materielle Ziel der Hauerländer war die Schaffung eines eigenen Heimes, das weit vor anderen damals aktuellen Wünschen, wie gutes Essen, Kleidung, Reisen und dergleichen rangierte. Dafür sparten sie und wandten ihre ganze Kraft auf. Sie waren gewohnt ein eigenes Heim zu haben,

auch wenn es oft nur bescheiden war. Die Hauerländer paßten sich der geänderten Lage gut an, wurden Fabrikarbeiter, Handwerker, Bergarbeiter, Beamte und Angestellte. Sie stellten einen in der Vergangenheit auch nicht annähernd erreichten Anteil an gehobenen und akademischen Berufen. Zahlreiche Fachwissensträger nutzten die Chancen sich selbständig zu machen. Sie fügten sich problemlos auch in das demokratisch-politische Leben ein und nahmen aktiv daran teil.
Aus der Sicht von 1952/53 konnte Ludwig Wohland bereits folgenes feststellen: »Wer die Möglichkeit hatte, Vertriebenenfamilien in bestimmten Zeitabständen zu besuchen, konnte den ins Auge fallenden Fortschritt nicht übersehen. Eines steht fest: die Hauerländer - wie die Vertriebenen im allgemeinen - haben sich durchgesetzt und, was kaum jemand zu hoffen wagte, ihr Schicksal gemeistert . . . Viele haben sich durch ihrer Hände Arbeit erneut ein eigenes Haus geschaffen, meist unter denkbar ungünstigen Verhältnissen und großen Entbehrungen . . .« (10) Freilich verweist auch er in diesem Zusammenhang auf noch weit verbreitete Arbeitslosikgeit, Elend und Zusammenpferchung in Lagern und Provisorien. Die Eingliederung stand erst an ihrem Beginn. Sie wurde auch von gutmeinenden Anwälten der Vertriebenen rundweg abgelehnt, wie etwa von Father Reichenberger, der kompromislos die Rückkehr in ihre Heimat für sie forderte und damals noch viele Befürworter fand. (11)

Hilfe zur Eingliederung der Vertriebenen

Bis Ende 1949 waren in den besetzten Gebieten Deutschlands rund 12 Millionen Flüchtlinge und Vertriebene angekommen. Ihre soziale und wirtschaftliche Eingliederung war eine Voraussetzung für die wirtschafltiche Erholung und politische Gesundung Deutschlands und damit Europas.
Vordringlich war die Auflösung der Massenlager, notwendig eine gleichmäßige Verteilung auf die einzelnen Länder in der Nähe ausreichender Arbeitsmöglichkeiten, Beschaffung von Land für die bäuerlichen Familien, Umschulungen, und Bildungsmöglichkeiten für die Jugend.
Seit 1949 kümmerte sich in Bonn ein eigenes Ministerium um diese Aufgaben im westlichen Teil Deutschlands auf staatlicher Seite, neben den regen Hilfsmaßnahmen, die die Kirchen entfalteten. Die Verantwortung tragenden deutschen Politiker waren darüber einig, daß die Folgen des Krieges durch Zerstörung und Vertreibung gleichmäßiger auf das ganze deutsche Volk verteilt werden mußten. Die Besatzungbehörden gaben dazu die Rahmenrichtlinien vor. Für die besonders Betroffenen, das waren die Heimatvertriebenen und

Flüchtlinge, sollte ein sozial gerechter und die Möglichkeiten der Volkswirtschaft berücksichtigender Ausgleich geschaffen werden. Dieser Ausgleich sollte sich auf Verluste an Wirtschaftsgütern, an Wohnraum und der Existenzgrundlage beziehen.
Als erste größere staatliche Maßnahme hierzu wurde 1949 das »Soforthilfegesetz« geschaffen. Danach wurde 1952 das »Lastenausgleichsgesetz« (LAG) wirksam. Die Soforthilfe konnte beantragt werden als Unterhaltshilfe in Form von monatlichen Zahlungen für die Alten und Erwerbsunfähigen, als Ausbildungshilfe für Jugendliche, als Aufbauhilfe für eine berufliche Existenz oder Wiederherstellung einer Wohnung und als Hausratshilfe zur Beschaffung von dringender Wohnungseinrichtung. Diese Hilfen wurden in Etappen durchgeführt. 1949 galt vorerst nur die Unterhalts- und Hausratshilfe. (12)
Die Bedürftigkeit und Schädigung waren in allen Fällen Voraussetzung. Die Hausratshilfe konnte nur im Rahmen der verfügbaren Mittel gewährt werden. Zur Milderung von Ungerechtigkeiten bei der Zuteilung dieser Mittel wurde ein Punktsystem für die Dringlichkeit eingeführt.
Im gleichen Jahr erfolgte eine Pensionsangleichung bei Vertriebenen der Bahn- und Postpensionäre.
Zur Förderung der Eingliederung in die Landwirtschaft wurde ebenfalls 1949 das »Flüchtlingssiedlungsgesetz« verabschiedet. Damit wurde der Verkauf oder die Verpachtung landwirtschaftlicher Grundstücke an Vertriebene besonders erleichtert und gefördert. Die Verpflichtung der Gemeinden aus Gemeinbesitz Land für Gemüseanbau an Vertriebene zu verpachten, brachte eine spürbare Hilfe in der Zeit der schwierigen Ernährungslage. Später wurde auf dieser Grundlage die Schaffung von Nebenerwerbssiedlungen staatlich gefördert.
Der eigentliche Lastenausgleich, der ab 1952 einsetzte, wurde auch als Jahrhundertwerk sozialer Gerechtigkeit bezeichnet. Zuvor war 1948 durch die Währungsreform sichergestellt, daß es für gute Arbeit wieder gutes Geld gab und die in Aussicht genommene Hilfe nicht am wertlosen Geld scheiterte.
Zur Durchführung des Ausgleichsverfahrens wurden von denen, die unzerstörten Besitz (Liegenschaften, gewerbliche und industrielle Einrichtungen) über die Kriegszeiten hinweg behalten hatten, Abgaben erhoben. Davon konnten Leistungen an Berechtigte erbracht werden. Dieser Vorgang mußte über viele Jahre verteilt werden, um die Lebensfähigkeit der deutschen Wirtschaft und ihre Entwicklung nicht durch eine zu hohe Belastung des vorhandenen Vermögens zu gefährden.
Mit fortschreitender Wirksamkeit dieses Ausgleiches verstummte unter den

Vertriebenen allmählich der Ruf nach Rückkehr und wandelte sich in einen Ruf nach Recht auf Heimat.
Die Entschädigungs-Leistungen sind so gstaffelt, daß der Verlust eines großen Vermögens verhältnismäßig geringer entschädigt wurde, als mittlere und kleinere Verluste. Als Entschädigungsbasis für den Verlust der beruflichen Stellung, beziehungsweise der Existenzgrundlage galt das Durchschnitteinkommen von 1937 bis 1939.
Voraussetzung für jede Leistung aus dem LAG war die amtliche Feststellung eines Schadens durch Flucht und Vertreibung und deren Bewertung. Weil letzteres sehr schwierig und zeitaufwendig war, konnten Vorleistungen ohne endgültige Bewertung erreicht werden.
Über die Besitzverhältnisse bei Liegenschaften in den Vertreibungsgebieten gab es selten zuverlässige Unterlagen. Für die Slowakei fehlten amtliche Unterlagen ganz. Das dem LAG vorgeschaltete Feststellungsverfahren sah daher die Bildung von »Heimatauskunftsstellen« vor, die in Zweifelsfällen zu den, von den Antragstellern geltend gemachten Verlusten,eingeschaltet wurden. Diese Auskunftsstellen konnten die LAG-Ämter nur mit Hilfe der autorisierten Landsmannschaften bilden. Sie deligierten ehrenamtlich tätige Vertrauensleute aus allen ehemals deutsch besiedelten Gebieten der Slowakei, die sich in den Besitzverhältnissen ihrer Heimat auf Grund ihrer früheren Tätigkeit gut auskannten. Sie hatten eine große Verantwortung zu tragen und mußten sowohl dem Amt gegenüber, als auch gegenüber den eigenen Landsleuten unvoreingenommen sein. Es konnte so nicht ausbleiben, daß mancher Antragsteller mit Auskünften an die LAG-Ämter nicht zufrieden war. Für die Slowakei-Angelegenheiten wurde die zentrale Auskunftsstelle in Stuttgart eingerichtet. (13)
Eine grundlegende Ungerechtigkeit bei der Schadensfeststellung sahen die Slowakeideutschen in der unterschiedlichen Bewertung der slowakischen Krone, die mit acht Pfennigen (Kaufkraft) gleichgesetzt wurde, während die tschechische Krone (Protektoratskrone) für sudetendeutsche Ansprüche mit 12 Pfennigen bewertet wurde. (14)
Zu den berücksichtigunswürdigen Verlusten zählten auch Anteile der Urbarialisten, (15) was für die Hauerländer wichtig war. Der Versuch der Krikkerhauer, die Rechte aus der Kohlegewinnung von ihrem Gemeindegebiet als Verluste geltend zu machen, scheiterten. Der Ausgleichsanspruch aus verlorenem Vermögen war vererbbar, schon weil das Verfahren sich über viele Jahre hinzog. Zufrieden war kaum jemand mit dem Ergebnis dieser ersten großen Bewährungsprobe für die Gesellschaft der jungen westdeutshen Republik. Die Nochbesitzenden waren über Abgaben und Zwangshypotheken wenig erfreut. Die Vertriebenen und einheimischen Kriegsgeschädigten

forderten eine Besitzumschichtung und waren über die Bewertung ihrer Verluste enttäuscht. Es kam sogar zu einer großen Prostestkundgebung der Vertriebenen in Bonn. Sie blieben aber in der schwächeren Postion. Eine geschlachtete Kuh hätte auch keinem Milch geben können. Mit der einsetzenden unmittelbaren Heranziehung der Besitzenden zu LAG-Abgaben machte sich erneut - besonders auf dem Lande - eine Antipathie gegen die ihr Recht Fordernden bemerkbar. Doch inzwischen ging es allen schon besser und man war auf dem richtigen Weg zur Integrierung, zum Einswerden.
Zahlreiche Änderungen des LAG sind in den folgenden Jahren, meist zum Vorteil der Vertriebenen erfolgt. Das 31. Änderungsgeeetz befaßte sich 1986 noch mit der Aufrechterhaltung des Vermögensausgleichs bei Spätaussiedlern. Das lange umstrittene »Bundesvertriebenengesetz« (BVFG) von 1953 stellte eine weitere entscheidende Hilfe für die Flüchtlinge und Vertriebenen dar. Es regelt zunächst, wer Vertriebener im Sinne der zu gewährenden Hilfe ist. Die Karpatendeutschen zählten zur Gruppe der »Heimatvertriebenen«. Über diese Eigenschaft wurde als Berechtigungsbestätigung auf Antrag ein Ausweis ausgestellt. Die Ansprüche aus dieser Eigenschaft ging auch auf die hier geborenen Kinder über.
Diejenigen Karpatendeutschen, die zur Zeit der Slowakischen Republik in das Reichsgebiet übersiedelt waren, galten weder als Vertriebene, noch als Deutsche im Sinne des Artikels 116 des Grundgesetzes. Das betraf auch eine Anzahl von Hauerländern, zum Beispiel aus Hochwies und Paulisch. Sie hatten sich damals bei ihrem Arbeitsplatz in Deutschland niedergelassen, unter Aufgabe ihres Wohnsitzes in der Slowakei und ohne die reischdeutsche Staatsbürgerschaft erwerben zu dürfen.
Schwierig war mitunter der Nachweis der Zugehörigkeit zur deutschen Volksgruppe in der Zeit vor 1945. Er war für die Anerkennung als berechtigter Vertriebener erforderlich und mußte zumindest glaubhaft gemacht werden. Ausweise der »Deutschen Partei« (16) waren dazu nützlich. Die Landsmannschaft konnte Volkstumsbescheinigungen ausstellen.
Geregelt wurde im BVFG die Ansiedlung vertriebener Landwirte, die Selbstständigen konnten Kredithilfen und Steuererleichterungen erhalten. Den freiberuflich Tätigen wurde das Recht auf Zuweisung von Niederlassungen zuerkannt und Handwerker konnten leichter in die Handwerkerrolle aufgenommen werden, wenn sie sich selbständig machen wollten. In der Sozialversicherung wurde die Gleichstellung mit den Einheimischen festgelegt, wobei Einzelheiten dem späteren »Fremdrentengesetz« vorbehalten blieben. Weitere Bestimmungen betrafen die Anerkennung von Prüfungen und den Ersatz von Urkunden, die zur Berufsausübung erforderlich sind. Auf Familienzusammenführung wurde ein Rechtsanpruch begründet. (17)

Alle diese und andere Sonderrechte sollten solange gelten, bis die Eingliederung entsprechend den früheren Verhältnissen erfolgt ist. Für ehemalige Staatsangestellte (Beamte, Lehrer) war bereits im Grundgesetz, im Paragraphen 131, ein Recht auf Wiederverwendung eingräumt worden. Das traf im vollen Maße auch für Bedienstete des slowakischen Staates zu. Für die Beschaffung von Hausrat galten ab 1952 für Vertriebene Lohnsteuer-Freibeträge, die ohne Einzelnachweis über drei Jahre in Anspruch genommen werden konnten. Für die Opfer der Rachejustiz nach 1945, die besonders in der Tschechoslowakei zahlreich waren, wurde 1955 das »Häftlingshilfegesetz« erlassen. Sie wurden gerade in diesem Jahre in größerer Zahl entlassen und konnten erst jetzt an der Eingliederung teilnehmen. Begünstigt waren diese Personen selbst, oder falls noch nicht zurückgekehrt, die Angehörigen und gegebenenfalls die Hinterbliebenen. Gewährt wurden Unterhaltshilfen, Beschädigtenfürsorge und Hinterbliebenenversorgung.
Den kriegsbeschädigten karpatendeutschen Angehörigen der slowakischen Armee und deutscher Militäreinheiten wurden gleiche Leistungen nach dem »Bundesversorgungsgesetz« zuerkannt wie allen anderen Kriegsteilnehmern auch. War ein Gefallener am Unterhalt der Eltern wesentlich beteiligt gewesen, so konnten diese eine »Elternrente« beantragen.
Eine der wohl wirkungsvollsten Maßnahmen zur sozialen Eingliederung erfolgte durch das Fremdrentengesetz, das 1959 in Kraft trat. Das Grundprinzip war, daß die Heimatvertriebenen rentenmäßig so gestellt wurden, als hätten sie ihre Sozialversicherungsbeiträge in Deutschland geleistet. Freiwillige Höherversicherungen wurden allerdings nicht anerkannt. Auch wurde das niedrigere Einkomensniveau der Tschechoslowakei für die Bemessung der Beiträge zu Grunde gelegt, sofern nicht in Deutschland gearbeitet wurde. Gerade die Hauerländer hatten etwa ab 1936 beginnend zu Tausenden in der deutschen Landwirtschaft und später auch in der Industrie gearbeitet. Der Nachweis von Versicherungszeiten konnte notfalls auch durch Zeugen erbracht werden. Die Zeit der Flucht oder Internierung wurde ebenso als anrechenbare Versicherungszeit ermöglicht, wie der Pflichtwehrdienst in nichtdeutschen Armeen.

Die Frage der Staatsbürgerschaft

Im Gegensatz zu den Vertriebenen aus dem Osten und aus den sudetendeutschen Gebieten, die ohne Einschränkung als deutsche Staatsbürger galten, war diese Frage bei den Vertriebenen aus dem Südosten, einschließlich der Slowakei, staatsrechtlich unklar. Um keine zusätzlichen Härten aufkommen zu lassen, wurde im Grundgesetz von 1949 im Artikel 116 die »Gleichstellung«

festgelegt und sie hatten damit gleiche Rechte und Pflichten. Die Eintragungen in Kennkarten und Pässen lautete zunächst »den deutschen Staatsbürgern gleichgestellt«, später »Deutscher« bzw. »Deutsche«. Die Eintragung für die anderen lautete in der entsprechenden Spalte schlicht »deutsch«. Eine Einbürgerung konnten Südostdeutsche zwar beantragen, war aber kostspielig und langwierig. Die Landsmannschaften bemühten sich um völlige und kollektive Einbürgerung, wobei der Einzelne die Möglichkeit des Verzichtes haben sollte. (18) 1954 kam es zu einem »Bereinigungsgesetz«. Dabei wurde das Kollektivverfahren zwar nicht akzeptiert, jedoch ein kostenloses und stark vereinfachtes Einzelverfahren eingeführt, auf das ein Rechstanspruch bestand. Eine Terminbegrenzung für die Antragstellung war nicht festgesetzt worden. Wer nicht ansuchte, blieb weiterhin den deutschen Staatsbürgern gleichgestellt. Insofern war dieses Gesetz als tolerant zu bezeichnen, denn viele Karpatendeutsche konnten sich vorerst nicht entschließen. Allzu stark war noch die Gefühlsbindung an die alte Heimat und der Glaube, daß die Vertreibung doch nicht etwas Endgültiges sein konnte.

Das Recht auf Einbürgerung bekamen nun auch diejenigen Karpatendeutschen, die ihren ständigen Wohnsitz zwischen 1939 und 1945 in das Reichsgebiet verlegt hatten. Auch die im Ausland lebenden Landsleute, z.B. in Österreich oder Schweden, konnten sich nach diesem Verfahren einbürgern lassen, ohne nach Deutschland umsiedeln zu müssen, aber nur soweit, als noch keine andere Staatsbürgerschaft angenommen worden war. Ein Recht auf die deutsche Staatsbürgerschaft stand diesem Personenkreis nicht zu, mit Ausnahme der ehemaligen Angehörigen von Verbänden der deutschen Armee.

Um aus der Einbürgerung keine Mißverständnisse über das Unrecht der Vertreibung aufkommen zu lassen, wurde das damit nicht berührte Heimatrecht der Vertriebenen in einem besonderen Artikel betont.

Ein besonderes Problem stellte die Frage der Staatsbürgerschaft für Angehörige der Waffen-SS dar. (19) Ihnen wurde seinerzeit, laut einem »Führererlaß« die reichsdeutsche Staatsbürgerschaft automatisch verliehen, wobei sie ihre slowakische behielten. Es blieb aber unklar, ob die Verleihung durch einen formalen Einzelakt und eine Urkunde bestätigt werden mußte. Das Bundesverfassungsgericht hatte 1953 entschieden, daß der »Führererlaß« ungültig war. Das war schmerzlich für den fraglichen Personenkreis, die noch im Gewahrsam des Ostens leben mußten. Sie galten damit auch von deutscher Seite als staatsbürgerlich ungeklärte Fälle und waren bezüglich der Entlassung damit benachteiligt.

Das neugeschaffene Recht auf Einbürgerung konnten sie ja nicht wahrnehmen. Die in Freiheit befindlichen ehemaligen Angehörigen deutscher Verbände (Waffen-SS, Wehrmacht, Organisation Todt) konnten sich andererseits

durch dieses Urteil frei entscheiden. In einem späteren Verfahren, im Zusammenhang mit einer Auslieferung, hat der Bundesgerichtshof 1954 das Gegenteil festgestellt und den automatischen Staatsbürgerschaftserwerb allein durch den »Führererlaß« bestätigt. (20) Die Karpatendeutschen zögerten teilweise lange, die deutsche Staatsbürgerschaft zu beantragen. Hauptsächlicher Grund war die Sorge, daß damit Rechte im Zusammenhang mit der alten Heimat aufgegeben sein könnten. Hinzu kam, daß trotz der Gebührenfreiheit Hemmschwellen, wie fehlende Dokumente, eigenhändig geschriebener Lebenslauf oder der Nachweis der Deutschstämmigkeit gegeben waren. Beispielsweise hatten laut einem Aufruf, 1975 erst wenige Münnichwieser die Staatsbürgerschaft beantragt. (21)
Die Karpatendeutsche Landsmannschaft hat immer wieder und eindringlich gemahnt von der erleichterten Einbürgerung Gebrauch zu machen und sich auch in dieser Weise zur neuen Heimat zu bekennen. Über die deutsche Herkunft konnte sie Bescheinigungen ausstellen. (22) Kinder unter 18 Jahren waren automatisch in den Antrag der Eltern einbegriffen.

17. Die kulturelle Tätigkeit der Karpatendeutschen

Periodische Publikationen

Natürlicherweise brauchten die ersten Hilfsorganisatoren ein Bindeglied zu den weit verstreut lebenden Landsleuten. Pfarrer Bauer schickte zunächst an von ihm gesammelte Adressen von Hauerländern einfach gehaltene Rundschreiben. Im März 1949 konnte dann die erste Folge des »Karpatenboten« den Weg zu den katholischen Landsleuten nehmen, als Mitteilungsblatt des neugegründeten »Hilfsbundes«.
Auf evangelischer Seite gab das »Hilfskomitee« (Pfarrer Alexy) ab Januar



KARPATENBOTE

Mitteilungsblatt des Hilfsbundes karpatendeutscher Katholiken,
München 8, Äußere Prinzregentenstraße 12/II

Als Manuskript gedruckt

Nr. 1 — München, März 1949 — 1. Jahrgang

In Gottes Namen!

Als unsere Ahnen, von Königen gerufen, ihre Urheimat verließen, die Donau hinunterfuhren oder ihren Weg über die Bergpässe nahmen, um neues Land und die Schätze der Erde zu erschließen, ihre Kenntnisse, ihren Fleiß und ihre Kraft der neuen Heimat zu schenken, so begannen sie ihre Reise und ihr Werk in dem Bewußtsein, daß an Gottes Segen alles gelegen ist, mit der Anrufung Gottes „IN GOTTES NAMEN"!

Mit diesen Worten fingen sie fortan auch ihr Tagwerk, ihre Arbeit an. Am Morgen des neuen Tages sprachen sie es gleich beim Erwachen aus frommem Herzen, mit aller Inbrunst als ersten Tribut an Gott. Und darin lag ein tiefer Dank für alles Gute und eine demütige Bitte um gnädigen Beistand im harten Kampf ums Brot, im Streit gegen Feinde, Not und Tod. Zog der Bauer aufs Feld oder in den Wald, der Fuhrmann in die Stadt, der Kaufmann mit Waren auf die weite Welt, bekreuzte er sich, schnickte vor das Gespann das Kreuzzeichen und sprach inbrünstig „IN GOTTES NAMEN!" Reich und arm, Herr und Dienstbote, Arbeiter, Bergmann und Handwerker: sie alle gingen täglich neu den Bund mit Gott ein, den sie in der Taufe geschlossen, in der Kommunion und Firmung gefestigt hatten. Der Bauer begann die Ernte, die Hausfrau buk und schnitt das Brot, die neue Frucht aß man, das neue Kleid zog man an mit diesem hl. Spruch auf den Lippen. Er galt auch als Abschiedsgruß.

Auch wir beginnen unsere Arbeit auf alter Fährte auf neuem Feld mit Gott. Der Weg, den wir gehen mußten, war hart und schwer und voller Dornen, vielleicht mehr als bei den Ahnen. Haß und Tod umlauerte uns. Armut und Elend ward unser Anteil. Und doch müssen wir aus der Ausweglosigkeit herausfinden. Dazu möge uns befähigen ein mutiger Entschluß unsererseits, noch mehr aber Gottes Segen.

Der „Karpatenbote" will bescheidener Helfer, Tröster, Wegweiser und, wenn es sein muß, unerschrockener Kämpfer sein für unser Volk, für Recht und Heimat. Möge ihn und uns alle der Segen und die Kraft Gottes durchströmen am Anfang und während der ganzen Dauer seiner Reise. Wir beginnen:

In Gottes Namen

1947 Mitteilungen für Slowakeideutsche heraus. Weil Publikationen speziell für Vertriebene nicht erlaubt waren, erschienen diese im »Evangelischen Gemeindeblatt für den Kirchenbezirk Urach«. Seit Mai 1948 konnte aus dieser Form eine zweiseitige Beilage »Der Slowakeideutsche« entstehen. Im Januar/Febraur 1949 wurden die Mitteilungen ausgebaut und erschienen als »Evangelischer Glaubensbote« mit heimatbezogenem Kopf immer noch in Anlehnung an den Kirchenbezirk Urach. (23)

Beide Blätter hatten einen seelsorgerischen und einen landsmannschaftlich-kurlturellen Teil. Nach der Einigung auf eine Dachorgansation, der »Arbeitsgemeinschaft« und weiter auf ein gemeinsames Publikationsorgan, die »Karpatenpost«, wurden die Aufgaben der konfessionellen Blätter dieser gemeinsamen Monatszeitschrift übertragen. Die seelsorgerischen Aufgaben wurden in Form von vierseitigen Beilagen, mit gewohntem Kopf und mit der bisherigen Bezeichung weitergeführt. Die Bezieher der »Karpatenpost« konnten sich für eine der Beilagen entscheiden. Die erste Folge der gemeinsamen Zeitschrift erschien im Januar 1950 als »Organ der Karpatendeutschen Landsmannschaft«. Der Titel wurde in Anlehnung an die Zipser Wochenzeitung »Karpaten-Post« gewählt, die von 1880 bis 1942 erschien.

In Schweden gab unmittelbar nach der Vertreibung V. Theisz den »Karpaten-Observator« heraus und erreichte von dort auch Landsleute in Deutschland. Aber nur wenige Folgen sind 1947/48 erschienen. Aus finanziellen Gründen mußte Theisz aufgeben. Das von Dr. A. Lamm und Ludwig Kalic herausgegebene »Adressenheft« erachtete nach wenigen Jahren seine Aufgabe als erfüllt und erschien ab 1950 nur noch als Beilage zur »Karpaten-Rundschau«. Diese wurde von St. Wolf herausgegeben und geriet wegen des Untertitels »Organ der Deutschen aus der Slowakei« in scharfen Gegensatz zur »Landsmannschaft«. Auch diese Zeitschrift konnte sich nicht längere Zeit halten.

In der Folgezeit entwickelte sich die »Karpatenpost« als einziges landsmannschaftliches Mitteilungsblatt, herausgegeben von der »Arbeitsgemeinschaft der Deutschen aus der Slowakei«. Ihre Auflage erreichte 1967 rund 6.000 Exemplare. Sie ist überparteilich und überkonfessionell, betreibt keine große Politik,enthält sich jeglicher Scharfmacherei in Vertriebenenfragen und dient nur den besonderen Interessen der Karpatendeutschen. Sie kommentiert einschlägige Ereignisse und Entwicklungen im In- und Ausland - besonders in der Slowakei, setzt sich mit den Komplexen Vertreibung, Eingliederung und Wahrung des Kulturgutes auseinander, berichtet über die Tätigkeit der Arbeitsgemeinschaft und der einzelnen Untergruppierungen und über das Geschehen in anderen herkunftsbezogenen Gruppen.

Von vielen Landsleuten besonders geschätzt sind die Familiennachrichten. Von größter Wichtigkeit waren in den ersten Jahren die umfangreichen

Suchmeldungen, die auch nach zwei Jahrzehnten noch erforderlich waren. Wie jede Zeitschrift ist auch die »Karpatenpost« von der finanziellen Entwicklung abhängig. Eine wertvolle Kulturbeilage und die Jugendbeilage mußten nach einigen Jahren wieder entfallen.

Ein weiteres Publikationsorgan, das »Karpatenjahrbuch«, mit dem Untertitel »Kalender der Karpatendeutschen aus der Slowakei« erscheint seit 1950 in ununterbrochener Folge. Herausgegeben wird es von der »Arbeitsgemeinschaft«. Nach dem Geleitwort der ersten Ausgabe wollte es mithelfen den Mutlosen, den Verzweifelten und Verdüsterten ein bißchen Freude und im Gedenken einen Gruß, einen Hauch der Heimat zu bringen. Darüber hinaus wurde das Jahrbuch bald zu einem viel beachteten Künder vom Karpatendeutschtum außerhalb der eigenen Volksgruppe und fand Anerkennung bei hohen Stellen des kulturell-politischen Lebens. In mannigfachen Berichten und Dokumentationen, teilweise von namhaften Wissenschaftlern verfaßt, gab das Jahrbuch Einblick in die Heimatgeschichte zwischen Donau und der Hohen Tatra, in die Volkskultur und Lebensform der dort lebenden Deutschen. Ernste und heitere Erzählungen, gemütvolle Gedichte und Schwänke rundeten das Bild ab. Das vorangestellte Kalendarium nahm Rücksicht auf die Eigentümlichkeiten des katholischen und evangelischen Lebens in der Slowakei. In bisher 38 Jahrgängen wurde das Jahrbuch zu einer Art Visitenkarte des Karpatendeutschtums.

Im Gegensatz zu den beiden anderen Gruppen des Karpatendeutschtums trat das Hauerland in der Slowakei kaum mit eigenen Publikationen hervor. Eigene Zeitschriften gab es nicht. Der Versuch, eine deutsche Zeitung in Bad Stuben herauszubringen, scheiterte Anfang der 20er Jahre. (24) Um einen gewissen Nachholbedarf zu entsprechen und zur Dokumentation beizutragen, erscheint seit 1981 die Vierteljahreszeitschrift »Unser Hauerland«. Sie dient der Wissensvermittlung um das Hauerland. Dazu werden Beiträge aus der Geschichte, der Sozialstruktur, der Volkskunde gebracht, sowie einschlägige Erzählungen und aktuelle Nachrichten. (25)

Als einzige ehemalige Ortsgemeinschaft der Slowakei geben die Drexlerhauer eine Zeitschrift heraus, die Wissen aus der alten Lebensgemeinschaft, ihrer Entwicklung und aus dem Wirken in der neuen Heimat vermittelt. Das 'Drexlerhauer Familienblatt« soll zudem den Zusammenhalt fördern. Es erschien 1976 zunächst vierteljährlich und wird zur Zeit halbjährlich herausgebracht. (26)

Versuche Anfang der 80er, Jahre weitere Zeitschriften für Karpatendeutsche einzuführen, schlugen fehl. (27)

Andere Veröffentlichungen

Bis 1945 und besonders seit etwa 1925 erschienen etliche Veröffentlichungen, die sich mit dem Deutschtum im Nordkarpatenraum befaßten und die mit wenigen Ausnahmen von Verfassern außerhalb der Slowakei kamen. In den Jahrzehnten nach 1945 waren die Karpatendeutschen in dieser Hinsicht weitgehend auf sich gestellt. Nur vereinzelt regte sich von anderer Seite Interesse. Die Landsmannschaft war seit ihrer Gründung bestrebt, das Wissen um die eigene Geschichte und kulturelle Eigenarten zu fördern. Zu diesem Zweck erschienen eine Reihe von Broschüren und Büchern, die allseits Anklang fanden. Die »Schriftenreihe« der Landsmannschaft wurde 1951 mit einem Heft »Das Deutschtum der Slowakei-Geschichte einer deutschen Volksgruppe im südosteuropäischen Raum«, eröffnet, dem jährlich weitere geschichtliche Darstellungen folgten. 1953 erschien von Ludwig Wohland »Mein Hauerland - Leben und Schicksal einer deutschen Volksinsel im Südosten.« Es war die erste ausführliche Darstellung des Hauerlandes nach geschichtlichen und volkskundlichen Gesichtspunkten überhaupt und half das literarische Defizit des Hauerlandes gegenüber dem Preßburger und Zipser Gebiet zu verringern. Ihm wurde Beachtung auch jenseits der bundesdeutschen Grenzen zuteil. Erst 1985 ließ Wohland ein zweites Buch »Vom Strudel erfaßt« folgen, ein Lesebuch, in dem er in Kurzgeschichten Freud und Leid in seiner Heimat, die in den Strudel der Ereignisse von 1945 geriet, schildert. In den folgenden Jahrzehnten stieg die Zahl der selbständigen Veröffentlichungen (Buchform) stetig an. Als Pfarrer Steinhübl aus ČSSR-Haft entlassen war und in Stuttgart im Rahmen des »Hilfsbundes« sich auch der kulturellen Arbeit widmete, erfuhr die Hauerlandliteratur einen weiteren Aufschwung. Er inspirierte die Herausgabe von zahlreichen Ortsbeschreibungen in Form von »Heimatbüchern«, die teilweise an wissenschaftliches Niveau herankamen. Bis 1987 wurden 19 derartige Bücher herausgebracht, die bis auf einige Ausnahmen vom »Hilfsbund« gefördert und verlegt wurden. Als geschichtliches Quellenwerk kann die Autobiographie Steinhübls »Mein Leben« betrachtet werden, das 1975 erschienen ist. Außer diesem speziell dem Hauerland gewidmeten Schriftgut, findet die mittlere Slowakei in zahlreichen anderen, im Rahmen der Landsmannschaft herausgebrachten Büchern Berücksichtigung. Ihre Zahl ist mittlerweile auf über 70 angestiegen. Darunter auch der repräsentative Bildband, der 1979 vom Karpatendeutschen Kulturwerk herausgebracht werden konnte. Ein ähnliches Projekt, »Das Karpatendeutschtum«, in Form eines Sammelbandes auf wissenschaftlicher Basis, unter Mitwirkung namhafter Fachleute, lag 1968 bereits im Manuskript vor, konnte jedoch nicht verwirklicht werden.

Außerhalb der Landsmannschaft erschienen nach 1945 einige wissenschaftlich-volkskundliche Werke von Hanika, Peukert, Cammann und Alexy, die sich ganz oder zum größten Teil auf das Hauerland beziehen. Auch unsere Vertreiber gaben mittlerweile Ortsmonographien heraus, so über Krickerhau gleich in zwei Formen und über Deutsch-Proben. (28) Bei der geschichtlichen Darstellung, die ganz ideologisch bestimmt ist, kommen die Deutschen nicht gut weg. Wie könnten Menschen, an denen man sich vergangen hatte, denn auch gute Menschen sein? In ähnlich undifferenzierter Weise werden die Sprachinseldeutschen im einschlägigen DDR-Schriftum präsentiert. (29) Verschweigen und Unterstellen sind Mittel der Geschichtsfälschung.
Außer selbständigen Veröffentlichungen erfolgte in den zurückliegenen Jahrzehnten eine Vielzahl von Artikeln in Zeitungen, Zeitschriften und Fachorganen. Sie stammten meist von slowakeideutschen Autoren, behandelten heimatliche Geschichte und Kultur, Vertreibung und die Entwicklung in der neuen Heimat. Überregionale Anerkennung errang mit Romanen und Erzählungen, überwiegend in zeitkritischer Form, der Krickerhauer Eisenhüttenwerker Hans Köberling.

Kulturelle Einrichtungen und Veranstaltungen

Sichern, Bekanntmachen, Weitergeben waren Leitlinien der kulturellen Tätigkeit. Sowohl die Landsmannschaft in Stuttgart, als auch der »Hilfsbund« und das »Hilfskomitee« legten Archive zur Dokumentation der Fragen an, die die Gesamtheit der Karpatendeutschen betrafen. Später übernahm das Karpatendeutsche Kulturwerk in Karlsruhe diese Aufgabe. Sammlungen für Dias und Filme für Vortragszwecke wurden gebildet.
Im Zuge der Eingliederung galt es, das wenige gerettete dingliche Kulturgut zu sammeln, zu sichern und damit eine Dokumentation über das Leben in der alten Heimat für die folgenden Generationen zu schaffen. 1952 gelang schon dem Zipser Luchs in den Räumen des Korbacher Heimatmuseums einen Raum als »Karpatendeutsche Stube« einzurichten. Sie war fast ausschließlich auf die Zips bezogen. (30)
Eine alle Teile des Karpatendeutschtums repräsentierende Sammlung wurde nur sehr allmählich verwirklicht. In Karlsruhe, das Patenstadt geworden war, konnte ab 1965 mit einer solchen Einrichtung begonnen werden. Das stetige Anwachsen der Bestände machte eine Verlagerung nach Karlsruhe-Durlach notwendig, wo 1985 das »Karpatendeutsche Heimatmuseum« eröffnet werden konnte. (31) Das Hauerland ist dort hauptsächlich mit Trachten, aber auch mit Modellen und Gegenständen des täglichen Lebens vertreten.

Dem Museum angegliedert ist ein Archiv und eine auf das Karpatendeutschtum bezogene Bibliothek. Beide Bereiche sind zur Zeit (1987) noch nicht eröffnet. Im Archiv befindet sich eine Sammlung karpatendeutscher Mundarten auf Tonbandkassettten, die mit wissenschaftlicher Assistenz des Institutes »Sudetendeutsches Wörterbuch« in Gießen, entstanden ist. In ihr sind alle 24 Hauerlandgemeinden vertreten. (32) Persönlicher Initiative und dem guten Verhältnis zur eingesessenen Bevölkerung war es zu verdanken, daß die Krickerhauer in Voerde eine gut ausgestattete Heimatstube einrichten konnten. Die Bestände dort vermitteln ein anschauliches Bild über die Lebensweise einer großen Hauerlandgemeinde vor der Vertreibung. (33)



Heimatstube in Voerde

Eine Vielzahl von Veranstaltungen dienten der Geselligkeit, der Förderung des Zusammengehörigkeitsgefühls und nicht zuletzt der Kulturpflege heimatlicher Art. Dazu zählen die traditionellen Großtreffen, die alle zwei Jahre stattfinden und immer mit Vorträgen über kulturell-geschichtliche Themen verbunden sind. Die Medien berichten darüber und machen das Karpatendeutschtum bekannt. In ähnlicher Weise wirken regionale, beziehungsweise örtliche Veranstaltungen der Organsiationen der Landsmannschaft, die auf ihre Weise karpatendeutsches Kulturerbe der Öffentlichkeit vorführten.
Treffen auf Gebietsebene, wie die der Hauerländer oder Zipser setzten sich

nicht durch. Beliebter sind gut organisierte Zusammenkünfte auf Ortsgemeinschaftsbasis, die meist in einem festen Turnus stattfinden.
Besonderes Gewicht haben die seit langer Zeit durchgeführten Kulturtagungen des »Hilfsbundes« in Bayern. Sie finden meist in Traunstein statt, wo bekannte Referenten aus Kultur, Geschichte und Sozialwissenschaft vortragen, sowie Zeiterscheinungen behandelt werden.
Für die Katholiken sind die alljährlichen Wallfahrten zu Gnadenorten und Gedenkstätten, die der »Hilfsbund« organisiert, gern wahrgenommene Gelegenheiten zur religiösen Einkehr und zu Kontakten untereinander. Sie sind teilweise mit einem Vortragsprogramm heimatlich-kultureller Art verbunden. Im Hauerland waren Wallfahrten, hauptsächlich zu Stätten besonderer Marienverehrung, fester Bestandteil des kirchlichen Lebens.
Reiseveranstaltungen in die alte Heimat, unter sachkundiger Leitung, sind im letzten Jahrzehnt beliebt geworden. Sie dienen der Begegnung der Menschen und dem Bedürfnis, sich vorübergehend in den heimatlichen Gefilden zu bewegen.

Verhältnis zu anderen Organisationen

Gemeinsames Schicksal, gleiche wirtschafltiche und kulturelle Interessen, sowie weitgehende Übereinstimmung politischer Vorstellungen, führten die verschiedenen Vertriebenenverbände zusammen. Ihre Organisationen arbeiten in den übergreifenden Vereinigungen an gleichen Zielen miteinander. Als »Volksdeutsche« stand den Karpatendeutschen das Südostdeutschtum näher, als die Vertriebenen und Flüchtlinge aus ehemaligen Reichsgebieten. Aus der jüngeren Vergangenheit bedingt, ergab sich ein besonderes Verhältnis zu den gleichermaßen und von dem selben Vertreiber betroffenen Sudetendeutschen, (34) als auch zu den in der freien Welt lebenden Slowaken. Ungarndeutsche und Sudetendeutsche lebten Jahrhunderte in einem übergreifenden Staatsverband, der Österreich-Ungarischen Monarchie, ohne daß sich auch Beziehungen kultureller Art aufgebaut hätten. Ebensowenig gab es solche im nennenswerten Umfang zwischen den in kleineren und größeren Sprachinslen lebenden Deutschen im Königreich Ungarn.
Im Gegensatz zu dem Ungarn-Deutschtum waren die Deutschen in Böhmen, Mähren und Österreichisch-Schlesien (Sudetendeutsche) in ihrer nationalen und kulturellen Entfaltung nicht gehindert. Das änderte sich schlagartig, als sie ungewollt Staatsbürger der neugegründeten Tschechoslowakei (ČSR) wurden. Hier trafen sie mit dem teils national gleichgültig, teils madjarophil denkenden Slowakeideutschen zusammen. Obwohl die Sudetendeutschen

mit ihren rund 3,3 Millionen auf die etwa 150.000 Karpatendeutschen nicht angewiesen waren, entwickelten sie alsbald so etwas wie ein Verantwortungsgefühl für den »kleineren Bruder« im Ostteil des Staates.
Dieses Gefühl traf zusammen mit der Situation arbeitsuchender sudetendeutscher Junglehrer, die nun in größerer Zahl in der Slowakei Anstellung fanden, wo die madjarischen Lehrer ihre Plätze räumten. Die Junglehrer begannen mit Elan eine deutschbewußte Generation heranzuziehen. Sie wirkten auch außerhalb der Schule überwiegend im volkstumerhaltenen Sinne. In diesem Bemühen wurden sie von den nachfolgenden »Schutzvereinen« auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet unterstützt.
Auf diese Weise wurden die Deutschen im ehemaligen Oberungarn, die Karpatendeutschen, wie sie nach 1919 genannt wurden, erstmalig wieder seit der Reformation im größeren Maße und in allen Lebensbereichen von nationalen, das angestammte Volkstum behauptenden Ideen erfaßt.
Die Teile des Karpatendeutschtums (Preßburg, Hauerland, Zips und Karpatenukraine) unterschieden sich teilweise erheblich durch Religion, Besitztum, dem davon abhängigen Bildungsstand und der gesellschaftlichen Einstellung. Sie pflegten untereinander keinen Kontakt.
Nicht überall wurde der sudetendeutsche Einfluß mit Wohlwollen begleitet. Am wenigsten zunächst in der stark madjarisch bestimmten Zips. Hingegen zeigte sich das Hauerland, das wirtschafltich insgesamt der schwächste Teil war, von Anfang an aufgeschlossen. In keinem anderen Gebiet wirkte sich der sudetendeutsche Beistand so segensreich aus. Außerdem fand die überwiegend katholische Sprachinsel Rückhalt bei kirchlichen Einrichtungen in Böhmen und Mähren. 1938 fand mit der Angliederung des Sudetenlandes an das »Reich« diese Gemeinschaft ein Ende. Zwar verließ nun ein Teil der Sudetendeutschen die Slowakei, es blieben aber noch genügend, die sich endgültig für das Karpatendeutschtum entschieden hatten. Ohne sie wäre das deutsche kulturelle und politische Leben nicht wirksam fortzuführen gewesen. Die eigenen Kräfte reichten für eine jetzt breiter gewordene Entfaltungsmöglichkeit noch nicht aus. Toni Herget (35) nannte die Wiedergewinnung der Karpatendeutschen für ihr Volkstum nach 1919 als wohl die größte kulturelle Leistung der Sudetendeutschen in diesem Jahrhundert. (36) Der »Deutsche Kulturverband« war dabei die wichtigste Institution. Beim herannahenden Kriegsende waren im Zuge der Evakuierung Sudetendeutsche für einige Zeit lang Gastgeber für zehntausende Karpatendeutscher. Die meisten wurden zusammen mit ihnen vertrieben.
Fern der Heimat wieder zu Schicksalsgenossen geworden, fanden in der ersten Zeit Karpatendeutsche bereitwillig Rat und Hilfe bei sudetendeutschen Stellen. Die Entscheidung über die künftige Orientierung der Karpaten-



Trachten aus dem Hauerland beim Internationalen Trachtenfest 1954 in Stuttgart.

deutschen reiften 1950 heran. Die sich inzwischen gebildete Repräsentanz des Karpatendeutschtums entschied sich gegen eine Eingliederung in die Organisation des früheren Partners. Gründe dafür mögen vielschichtig gewesen sein. Die Sorge, ein unbedeutendes Anhängsel zu werden, mag der wichtigste gewesen sein. Eine Rolle bei dieser Entscheidung mögen aber auch religiöse, vielleicht auch persönliche Einstellung zum Sudetendeutschtum gespielt haben. Der Glaube an eine Rückkehr in die Heimat war unter den Karpatendeutschen zu dieser Zeit noch weit verbreitet.

Die Karpatendeutschen bildeten die kleinste selbständige Landsmannschaft unter den Vertriebenen. Nur wenige akzeptierten diese Entscheidung ihrer Führung nicht. In einer Stellungnahme zu einem diesbezüglichen kritischen Artikel nahm Desider Alexy (37) als Begründung zu dieser Entscheidung eine

Brückenfunktion der Karpatendeutschen zwischen den Sudeten- und den Südostdeutschen in Anspruch. Zudem führte er notwendige Rücksichtnahme auf den slowakischen Partner an und meinte, daß einseitige Bindungen diesen guten Beziehungen nicht förderlich wären. (38)
In dieser Zeit der Konsolidierung der Zusammenarbeit unter den Vertriebenen wurde mit Befremden vermerkt, daß bei großen Treffen der Sudetendeutschen zu Pfingsten 1950 als Untergliederung ihrer Organsisation eine Heimatgruppe »Karpatenland« ausgeschrieben war und der Preßburger Nobelpreisträger Philipp Lenard in der Festschrift als Sudetendeutscher bezeichnet wurde. (39)
1952 rief der Vorsitzende und Sprecher der Karpatendeutschen Landsmannschaft zur Beteiligung an der zweiten sudetendeutschen »Volksabgabe« auf, die er als Ehrenpflicht bezeichnete, weil die dadurch ermöglichte Aufklärungsarbeit im vollen Umfang auch dem Karpatendeutschtum zugute komme. (40) Die Einnahmen der ersten Sammlung ermöglichte die Herausgabe eines Weißbuches zur Vertreibung aus der ČSR und zur Untermauerung des beanspruchten Heimatrechtes.
Um, wie es hieß, die naturgegebene Zusammenarbeit noch enger zu gestalten und die verstreut lebenden Landsleute besser betreuen zu können, hat die karpatendeutsche Seite ein Übereinkommen zur engsten Zusammenarbeit vorgeschlagen, das auch im Oktober 1952 in Kraft getreten ist. Danach sollten Karpatendeutsche zwecks Eingliederung in ihre Landsmannschaft gemeldet werden. In Gebieten mit geringer Zahl Karpatendeutscher sollten diese von dort bestehenden sudetendeutschen Organsisationen betreut werden. Soweit jeweils eigene Kreis- und Landesverbände vorhanden waren, sollte eine enge Zusammenarbeit erfolgen. Das gleiche galt für die Landsmannschaft auf Bundesebene, für die gegenseitige Unterrichtung und ständige Fühlungnahme ein zentrales Anliegen des Abkommen sein sollte. Schließlich sollte das Mitteilungsblatt der Sudetendeutschen seine Spalten der Karpatendeutschen Landsmannschaft zur Verfügung stehen und der Bezug dieses Blattes für karptendeutsche Verbände zur Pflicht werden. (41)
Ein Konkurrenzverhalten hat es zwischen den beiden Landsmannschaften nicht gegeben, eher ein wohlwollendes Verhältnis zum »kleinen Bruder«, bei dem zahlreiche, dem Karpatendeutschtum verbunden geliebene Sudetendeutsche wieder kulturell und organisatiorisch tätig waren und sind. (42) Eine Reihe von sudetendeutschen Spitzenfunktionären waren Ehrenmitglieder der Karpatendeutschen Landsmannschaft. (43)
Die Beziehungen und Verdienste der Sudetendeutschen um die Karpatendeutschen und besonders um die Hauerländer, sind noch von keiner Seite in gründlicher Form dargestellt worden. Sie sollten nicht vergessen sein.

Die Frage der Verbundenheit könnte sich erneut stellen, wenn in absehbarer Zeit das karpatendeutsche Kulturerbe keine ausreichende Trägerschaft in den eigenen Reihen der nachgewachsenen Generation mehr finden würde.
Die andere Gruppe, der die Karpatendeutschen schicksalhaft verbunden sind, ist die der Slowaken im Ausland. Ihre Zahl wird auf über 1,5 Millionen geschätzt. Der größte Teil lebt auf dem amerikanischen Kontinent. Sie ließen sich, teilweise aus wirtschaftlichen Gründen, schon vor dem 1. Weltkrieg dort nieder. Viele Tausende mußten nach 1945 ins Exil gehen, weil sie Verfolgung wegen ihres Einsatzes für die Slowakische Reupublik von 1939 bis 1945, die unter dem Schutz des Deutschen Reiches stand, befürchten mußten. Ein anderer Teil kam 1948 in den freien Teil der Welt, als die Kommunisten die Macht in der ČSR übernahmen und ein weiterer Teil, als 1968 Moskau die sich anbahnende Humanisierung mit Gewalt beendete. Je etwa 5.000 dieser Exil-Slowaken leben als politische Flüchtlinge in der Bundesrepublik Deutschland und in Österreich. (44) Eine größere Gruppe zog nach Kanada und in die USA weiter.
Die unterschiedlichen Gründe, der Heimat der Rücken zu kehren, ließen keine einheitliche Organisation, als auch keine einheitliche Ansicht zur Vertreibung der Deutschen aus der ČSR entstehen. Zur Zusammenarbeit mit den Karpatendeutschen bereit waren der »Slowakische Nationalrat im Ausland« (SNRvZ) und die ältere »Slowakische Liga in Amerika« (SLA), die 1907 gegründet wurde. Es gab auch die Gruppe »Rat der freien Tschechoslowakei«, deren Anhänger andere Exulanten und die vertriebenen Deutschen gleichermaßen beschimpften, wie die Machthaber in Prag es taten.
Gemäß den Grundsätzen der Vertriebenen, manifestiert in der Charta von Stuttgart, suchten die Karpatendeutschen nach Verständigung mit den Völkern der ČSR. Sie fanden dazu Bereitschaft bei den Exil-Slowaken, die die Vertreibung nannten was sie war, ein Unrecht. Außer Slowaken gab es noch größere Gruppen Exil-Tschechen. Eine dieser Gruppen arbeitete im Sinne einer Völkerverständigung mit den Sudetendeutschen zusammen.
Bei der großen 800-Jahrfeier auf dem Killesberg in Stuttgart 1951, wurden Exil-Vertreter des slowaksichen Volkes stürmisch begrüßt und ihre Ansprache mit viel Beifall aufgenommen. Aus Anlaß dieser Feier wurde zwischen der Karpatendeutschen Landsmannschaft und dem SNRvZ ein Übereinkommen abgefaßt, das sich zu einem vereinigtem Europa bekannte, wie auch zur Gleichberechtigung, Entschädigung und Kulturautonomie für die Karpatendeutschen nach einer Rückkehr in eine freie und selbständige Slowakei. (45)
Kurz zuvor war ein ähnliches Abkommen einer Gruppe Exil-Tschechen und der Sudetendeutschen Landsmannschaft zustande gekommen. Mag dieses Abkommen mit Angehörigen des tschechischen Volkes als ein Vorbild, Ausdruck

der Vernunft und ein notwendiger Beitrag für eine allseits angestrebte friedliche Welt zu werten sein, so manifestierte sich auf dem Killesberg bei den 10.000 Teilnehmern mehr. Hier war zu spüren, daß das Herz auf beiden Seiten mitsprach. Die zum Teil in slowakisch gehaltene Ansprache des ehemaligen Ministers Durčansky (46) weckte Gefühle der Verbundenheit mit Land und Volk der Slowakei. Denn, zu dem was die Heimat ausmachte, gehörte der slowakische Mensch nicht minder, wie der eigene Volksangehörige.

Das gegenseitige Verhältnis in der Slowakei war ein anderes, wie zwischen Deutschen und Tschechen im Westteil der ČSR. Begründet war das in der unterschiedlichen Mentalität, der Geschichte und der Insellage der Karpatendeutschen. Die Karpatendeutsche Landsmannschaft widmete in den folgenden Jahren dem guten Verhältnis zu den Exil-Slowaken auf Bundes- wie auf Landes- und Bezirksebene viel Aufmerksamkeit. Die gegenseitige Teilnahme von Vertretern oder Abordnungen bei Veranstaltungen wurde zur Regel, gemeinsame Wallfahrten und Gottesdienste finden statt. Feiern zum 14. März, dem Gründungstag der Slowakischen Republik oder slowakischer Persönlichkeiten der Geschichte sind Selbstverständlichkeiten. Die »Karpatenpost« bringt häufig Berichte über das kulturelle Leben dieser befreundeten Gruppe. Unter den Vertriebenen dürfte dieses aufrichtige Verhältnis zu Vertretern eines Ostblockvolkes, das nicht nur zwischen Funktionären besteht, ohne Beispiel sein.

Die Einigkeit untereinander machte der slowaksichen Seite zeitweise Schwierigkeiten. 1955 stellte sich die Landsmannschaft gegen die Ansichten des tschechoslowakisch (47) orientierten »Slowakischen Befreiungskomitees« (SOV) zur Frage der Wiedergutmachung des Vertreibungsunrechtes und setzte sich für die Wahrung der Ehre des kurz vorher vom ČSSR-Geheimdienst in München ermorderten führenden Mitgliedes der SNRvZ, Matuš Černak, ein. Das SNRvZ war Vertragspartner der Karpatendeutschen. (48)

Zur Vertiefung der Beziehungen und deren Festigung wurde 1957 die Deutsch-Slowakische Gesellschaft gegründet. In ihren Satzungen ist die Pflege der traditionellen geistigen und kulturellen Verbindungen zwischen Deutschen und Slowaken, Erforschung der Geschichte dieser Beziehungen und Pflege der Kontakte zu Einrichtungen anderer Nationen aus der Sicht eines zusammenzuführenden Europas, enthalten. (49) Ihre Ziele werden auch von Persönlichkeiten aus Politik und Verwaltung aktiv unterstützt.

Zeichen im Verhältnis zu Slowaken setzten auch Sudetendeutsche. Ihre Landsmannschaft verlieh 1961 den Karlspreis, ein Symbol für friedliches, partnerschaftliches Zusammenleben der Völker Mitteleuropas, an den Präsdidenten der »Slowakischen Liga in Amerika«, Filip A. Hrobák.

Der Preis ist mehrfach an verdiente ausländische Persönlichkeiten um die

Völkerverständigung in Europa verliehen worden. (Karl IV. machte als deutscher Kaiser Prag zum geistigen Mittelpunkt des Reiches.)
In Anknüpfung an das im Jahre 1951 mit der SNRvZ getroffenen Übereinkommen und nach Veränderungen in der Repräsentanz der Auslandslowaken, wurde 1984 erneut ein Abkommen geschlossen, diesmal mit dem 1907 gegründeten »Weltkongreß der Slowaken« (SKS) mit Sitz in Toronto. Es basiert auf den Grundsätzen der Vereinten Nationen und dem Helsinki-Abkommen. Im einzelnen wird das Selbstbestimmungsrecht der Slowaken in Freiheit gefordert und das Heimatrecht der Karpatendeutschen. Es tritt ein für eine Wiedergutmachung der Verletzung dieser Rechte und gelobt Mithilfe bei der Schaffung eines freien vereinten Europas, mit Gleichberechtigung und Volkstumsrecht. In Verfolgung dieser Ziele wollen die beiden Partner des Übereinkommens, durch ständigen Kontakt und gemeinsame Beratungen zusammenarbeiten. (50) Der feierliche Austausch der unterzeichneten Urkunden fand bei einer großen Versammlung beim 19. Bundestreffen 1985 in Karlsruhe statt. Von tschechoslowakischer Seite werden diese Kontakte verleumdet. Prag ergeht sich bei jeder Regung stets in wüsten Beschimpfungen, sowohl seiner Exulanten, als auch seiner Vertreibungsopfer. Sie werden nur als »Revanchisten« und ihre Treffen als »Zusammenrottungen« apostrophiert, die die Sicherheit der ČSSR gefährden. Im Gegensatz etwa zu Ungarn, kommt aus Prag nicht das leiseste Versöhnungszeichen. Es fordert nach 40 Jahren noch immer das Verbot der Vertriebenenverbände, deren Bereitschaft zur Verständigung nicht zur Kenntnis genommen wird.
Auch die Sudetendeutschen pflegen Beziehungen zu Exilgruppen aus der ČSSR, soweit diese die Vertreibung als Unrecht anerkennen. Doch erreichte ihr Verhältnis nicht die Verbundenheit wie das der Karpatendeutschen und ist als eher sachlich-kühl einzustufen. (51)
Wenn auch eine Verständigung mit den Machthabern in der alten Heimat oder gar die Ziele der Exulanten, in einem freien selbstbestimmten Vaterland leben zu können wohl noch lange eine Illusion bleiben werden, so sind doch die erreichten guten Beziehungen zu Nachbarn Deutschlands ein möglicher Beitrag zu einem besseren Europa und läßt Hoffnung zu auf Vernunft und Toleranz im Umgang europäischer Völker miteinander.

Erläuterungen und Quellenangaben

1) Deutsche Stimmen, Preßburg, 4. Jg., 5.6.1937, S. 7; 2) Benannt nach dem amerik. Abgeordneten Francis W., der in einer Studie 1950 ein Sechs-Punkte-Programm zur Lösung des Vertriebenenproblems vorlegte. Es sah die Auswanderung von einer Million Bauern vor und die Einschmelzung der anderen in Westdeutschland; 3) Karpatenpost (KP), 6/1960 S. 2; 4) Unser Hauerland (UH), 5. Jg. S. 27; 5) Benannt nach dem USA-General George M., auf dessen Initiative ein

»Europa-Hilfe-Programm« zurückgeht, in das auch die Bundesrepublik einbezogen wurde. Hintergrund dieser wirtschafltichen Aktion war der Schutz Europas vor sowjetischen Einflüssen; 6) »Das Parlament«, Bonn Band 23/1985 v. 8.6.1985; 7) Eingliederung der Vertriebenen, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigten in der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1982, S. 149, 8) Habel, P.: Die Eingliederung der Vertriebenen in Deutschland, in Bosl, K.: Das Jahr 1945 in der ČSR, München 1971, S. 307; 9) Wie vor. S. 308; 10) Wohland Ludwig: Mein Hauerland, Stuttgart (1953), S. 176; 11) KP, 6/1951 Karpatenbote; 12) Eine Übersicht über diese und folgenden Maßnahmen bietet die unter 7) genannte Broschüre auf S. 27 - 70; 13) Für die Bemessung galten sogenannte Gemeindehektarsätze die für das Hauerland in KP, 5/1960 S. 1 angegeben sind; 14) KP, 10/1952 S. 4 und 2/53 S. 2; 15) Bezeichnung für die Anteilseigner am Gemeinschafts-Grundeigentum und seinem Ertrag einer Gemeinde; 16) Einzige zugelassene politisch-kulturell tätige Organisation der Deutschen in der Slowakei. Sie war von Berlin gesteuert; 17) KP, 3/1953 S. 3, 5/1953 S. 2 und 10/1953 S. 2; 18) KP, 8/1952 S. 6; 19) über den Wehrdienst in der Waffen-SS siehe besonderen Abschnitt im Teil 3; 20) KP, 4/1953 S. 5, gegenteil. Urteil KP 4/1954 S. 3; 21) KP, 7/1957 S. 4; 22) Mehrere Aufrufe, z.B. KP, 11/1955 S. 2, 3/1957 S. 2 und 2/1971 S. 3 Eine Übersicht zur Staatsbürgerschaftsfrage in KP, 10/1981 S. 2, 23) KP, 12/1966 S. 2; 24) Die Ablehnung der Behörden wurde damit begründet, daß die Bevölkerung genügend slowaksich verstehe und eine deutsche Zeitung überflüssig sei. Sudetend. Land und Volk, 1924 H. 6. S. 14; 25) Redaktion und Verlag bei R. Melzer, Am Rittersteg 70, 5060 Bensberg; 26) Herausgeber Georg Klein, Sandstr. 1, 8063 Odelzhausen; 27) Das waren: »Donau und Karpaten«, »Erika«, »Zipser Heimat« und »Karpatenland«, aus dem Verlag Tischler in München; 28) Handlová Banska Bystrica 1966, als 53. Band in der Editionsreihe Naš kraj, Handlová čierna a červená, Bratislava 1966 dazu in wissenschaftlicher Form Kostický: Handlová a jej premeny, Martin 1976. Zu D.-Proben: Nitranske Pravno 1335 -1385, herausgegeben von der Stadtverwaltung und nicht im Buchhandel; 29) Beispielsweise Dau, Rudolf in seiner Dissertation: Der Anteil der Antifaschisten am Befreiungskampf . . ., Potsdam 1965. Die Deutschen sind »faschistische Peiniger« und vorgekommen wären »gewisse Übergriffe« kleiner Partisaneneinheiten, gelegentlich und aus verständlichem Haß. (S. 302) Als Wissenschaftler hätten ihm eigentlich Massaker, wie das von Glaserhau nicht verborgen bleiben dürfen; 30)Karpatenjahrbuch 1964, Stuttgart, S. 120; 31) KP, 8/1985 S. 1; 32) Karpatenjahrbuch 1981; Stuttgart, S. 104 ff; 33) Hierzu Artikel in UH, 7. Jg. S. 1; 34) Zusammenfassende Bezeichnung für die in Böhmen, Mähren und ČSR-Schlesien ansässig gewesenen Deutschen. von den 3,7 Mill. kamen rund 100.000 bei der Vertreibung ums Leben, etwa 200.000 durften bleiben; 35) Angesehener sudetendeutscher Publizist, hervorragender Kenner der ČSR-Verhältnisse vor, während und nach 1945, Experte des tschechischen und slowaksichen Exils, berücksichtigt stets bei seinen Arbeiten das Karpatendeutschtum; 36) Karpatenjahrbuch 1978 S. 104 ff; 37) Ein um das Karpatendeutschtum in den Jahren nach 1947 verdienter Zipser, sorgte zusammen mit Pfarrer Bauer für die Einheit über konfessionelle Unterschiede hinweg, war in der 30er Jahren in der religiösen Betreuung der evangelischen Hauerländer tätig (Bries, Hedwig); 38) KP, 2/1950 S. 1; 39) KP, 7/1950 S. 5; 40) KP, 10/1951 S. 5; 41) KP 10/1952 S. 4; 42) Stellvertretend für zahlreiche andere sollen genannt sein der langjährige Sprecher und Vorsitzende der Landsmannschaft, Anton Birkner (Brezina) und Erich Sirchich, Begründer des Karpatendeutschen Kulturwerkes; 43) Namen siehe KP, 10/1959 S. 2; 44) Sudetendeutsche Zeitung; München (SZ), Apr. 1979; 45) 8-9/1951 S. 5, endgültiger Text 9/1953 S. 2; 46) Durčansky, erster Außenminister der Slowaksichen Republik, versuchte eigenständige Außenpolitik und mußte auf Druck Berlins aus der Regierung ausscheiden; 47) Ausdruck für die These, daß Tschechen und Slowaken ein Volk seien, was von der Mehrheit der Slowaken abgelehnt wird. Sie wehrten sich gegen Assimilation . Auswüchse dieser Ansicht werden als »Tschechoslowakismus« bezeichnet; 48) KP, 10/1955 S. 3; 49) KP, 8/1957 S. 3; 50) KP, 6/1984 S. 3; 51) SZ, vom 2.7.1982.

18. Eingliederungen nach Gemeinden

Dank der engen Bindungen der Landsleute untereinander, die durch die häufigen Treffen und Zusammenkünfte im kleineren und größeren Rahmen gefördert werden, konnten durch zusätzliche Mithilfe von Vertretern der Ortsgemeinschaften die wichtigsten Wohngebiete der Hauerländer ermittelt werden. Die Auskünfte gaben vielfach einen Überblick über die kulturelle Betätigung der Landsleute und vermittelten zum Teil auch Bilder von den Verhältnissen, wie sie zur Zeit in den früheren Heimatgemeinden anzutreffen sind. Wertvolle Hilfe darüber hinaus boten die Heimatbücher, die durch tatkräftige Unterstützung des Hilfsbundes karpatendeutscher Katholiken in erfreulich großer Zahl erschienen sind und ein wichtiges Bindeglied unter den oft weit verstreuten Landsleuten darstellen.

Beneschhau: Beneschhauer Familien landeten durch die Ausweisung vorwiegend im Stuttgarter Raum. Kleinere Gruppen leben in Böblingen und Göppingen. Erfreulich sind die landsmannschaftlichen Aktivitäten, die sich durch den Zusammenschluß der vier Gemeinden: Beneschhau, Bettelsdorf, Fundstollen und Zeche bei den gemeinsamen Heimattreffen am 15./16. September 1984 und 13./14. September 1986 in Gingen/Fils äußerten, bei dem auch das Heimatbuch der vier Gemeinden »Von Heimat zu Heimat« der Öffentlichkeit übergeben werden konnte. Vorher trafen sich bereits Beneschhau und Bettelsdorf 1974 und 1984 bei Festgottesdienst und fröhlichem Beisammensein.
Mit zunehmendem Interesse tragen die Mädchen und Frauen die heimatlichen Trachten, die zum großen Teil bereits hier in der Bundesrepublik genäht wurden.
Bei Busfahrten in die alte Heimat beteiligen sich auch oft Beneschhauer, um die zurückgebliebenen Landsleute zu besuchen oder die nähere Umgebung in ihrem derzeitigen Zustand kennen zu lernen.

Bettelsdorf: Die Ausweisungstranporte gingen in die gleichen Gebiete der Bundesrepublik wie die der Beneschhauer. Man war von Anfang an bestrebt, die beiden Ortsgemeinschaften zusammenzuhalten. Etwa 36 Personen blieben in Bettelsdorf zurück, was auf politische Einstellung bzw. auf Mischehen mit Slowaken zurückzuführen ist. Bezüglich der Heimattreffen gilt das bei Beneschhau gesagte.

Blaufuß: Das Ziel für mehr als 100 Blaufußer Familien waren in der russisch

besetzten Zone die Gebiete Mecklenburg, Rostock und Thüringen mit insgesamt 500 Personen. Andere Familien gelangten in den Westen, vorwiegend in die Umgebung von Schwäbisch Gmünd.
Mit den wenigen aus der DDR zugezogenen Familien leben in der Bundesrepublik etwa 70 Familien mit 350 Personen. In Österreich sind ca. sieben Familien geblieben. Die schlechten Verhältnisse nach dem Krieg bewogen zwei Familien in die USA auszuwandern, zwei leben in Schweden.
Die Blaufußer können selbst keine großen Aktivitäten entfalten, weil sie in kleinen Gruppen verstreut sind. Die vielfältigen Beziehungen zu den Verwandten in der DDR werden nach wie vor gepflegt. Ein Heimatbuch ist in Vorbereitung.
Wenn Blaufußer ihr ehemaliges Heimatdorf besuchen, erkennen sie es nicht wieder. Mehr als die Hälfte des Gebäudebestandes von 1945 ist abgetragen. Im Dorfe gibt es eine LPG, die Viehwirtschaft betreibt. Es gibt kaum Äcker, nur Weideflächen. Aufallend sind die vielen Wochenendhäuser von einflußreichen Genossen. Die Kirche ist verkommen, wird aber renoviert, um sie als Kulturdenkmal ausweisen zu können.
In Blaufuß lebten 1940 849 Personen, ausschließlich Deutsche. 1948 hatte der Ort durch Zuwanderer 169 Einwohner. Bis 1970 stieg die Zahl auf 207. Einige Blaufußer, die in der Heimat geblieben sind, pflegen die Gräber auf dem verwahrlosten Friedhof.

Bries: Die 54 Familien, die im Juni 1945 aus Österreich nach Hause zurückkehrten, blieben auch in Bries und fanden nach und nach in der näheren Umgebung und in Turz St. Martin Beschäftigung.
Von den 37 Familien, die zunächst in Österreich blieben, übersiedelten 1946 35 Familien nach Baden-Württemberg und zwei Familien nach Hessen.
22 Wehrmachtsangehörige kehrten aus der Gefangenschaft in die Bundesrepublik zurück und leben verstreut in verschiedenen Gegenden. Nur wenige nehmen an den Heimattreffen der Brieser und Hedwiger teil.

Deutsch-Litta: Etwa 140 Familien wurden in die russische Zone abgeschoben, nach Rostock, Schwerin, Kritzkow, Waren-Müritz und Badow. Nach Halle/Saale, Weimar und Ströbeck in Sachsen gelangten etwa 65 Familien, 47 Familien fanden in der Bundesrepublik eine neue Heimat im Kreis Böblingen, 15 Familien im Kreis Göppingen, sonst in Baden-Württemberg 20 Familien. Bayern nahm 60 und Hessen 10 Familien auf, 15 Familien leben im Raum Detmold.
Die DDR wurde von vielen Familien verlassen, die sich im Westen eine neue Existenz aufbauten.

Seit den 70er Jahren feiern sie regelmäßig ihr Sommerkirchweihfest unter der Führung des traditionellen »Burschenrichters« in Herrenberg, Kreis Böblingen. Eine Trachtengruppe zeigt mit Tänzen und Mundartliedern ihr Können vor jeweils 250 bis 300 Landsleuten. In kleineren Gruppen feiern die geselligen Littner den Fasching und Martini (Patronat).
Die Beziehungen zur alten Heimat werden in steigendem Maße gepflegt. Dabei läßt jeder Besucher kleinere Beiträge für die Pflege der Kirche zurück.
Der obere Ortsteil ist 1945 durch Kriegseinwirkungen abgebrannt. Vier Personen sind dabei ums Leben gekommen. Deutsch-Litta hatte rd. 1.700 Einwohner. 1948 zählte man 496 Personen und 1970 waren es 543. Etwa 75 deutsch-stämmige Menschen leben noch im Ort. Die übrige Bevölkerung ist aus dem oberen Grantal zugezogen.
Erfreulich ist, daß trotz vieler Schwierigkeiten 1982 ein Heimatbuch erscheinen konnte, das den Zusammenhalt unter den Littnern fördern wird.

Deutsch-Proben: Durch die Vertreibung kamen etwa 250 Familien in die Bundesrepbulik, etwa 20 Familien nach Österreich und einige in die DDR. Besondere Zentren für die Probner sind die Räume Stuttgart, Frankfurt, Offenbach, Darmstadt, Freiburg und Hofgeismar. Veranlaßt durch die schlechten Wirtschaftsverhältnisse nach dem Kriege wanderten 1946 ca. 15 Familien nach Nordamerika aus, einige auch nach Südamerika und Ungarn. Rückwanderer sind nicht bekannt geworden. In der alten Heimat blieben etwa 30 Familien zurück. Als Gründe gelten hohes Alter oder Mischehen mit Slowaken. Nur wenige siedelten aus Österreich in die Bundesrepublik über, die meisten blieben dort wie auch in der DDR.
Die Heimattreffen finden alle zwei Jahre statt, abwechselnd im Raum Offenbach/Mühlheim mit etwa 150 und im Raum Stuttgart/Böblingen/Nürtingen mit rd. 250 Landsleuten. Ein Großteil der Mädchen und Frauen nehmen in Tracht teil. Das Heimatbuch »Deutsch-Proben« hält die Verbindung zwischen den Probnern aufrecht. Im Ausland finden einzelne Treffen deutscher Familien statt.
Die Beziehungen zur alten Heimat werden durch Bus- und Pkw-Fahrten gepflegt. Besondere Aufmerksamkeit galt den Besuchern aus der Bundesrepublik anläßlich der 650. Gründungsjahrfeier vom 14. bis 16. Juni 1985.
Durch Spenden einzelner und durch Sammlungen bei den Heimattreffen wird zur Renovierung der Kirche und der Anlage des Kalvarienberges beigetragen. 1985 gab die slow. Stadtverwaltung ein Heimatbuch heraus.

Drexlerhau: Bei der Vertreibung wurden die Drexlerhauer in alle Richtungen verstreut. Mit schätzungsweise je zehn Familien verteilten sich Gruppen auf

die westlichen Besatzungszonen im Raum Bad Füssing, München, Augsburg, Ulm, Nürnberg, Frankfurt, Kassel bis nach Norddeutschland mit etwa 2.700 Personen.
Annähernd 1.000 Landsleute wurden in die russische Zone verschlagen. In Österreich fanden rd. 100 Drexlerhauer eine Bleibe. Einzelne suchten ihr Glück in Polen, Italien, Frankreich, in Kanada und Australien. In den Jahren des wirtschaftlichen Aufschwungs setzten sich nach und nach 30 Familien aus der heutigen DDR ab.
Ihr handwerkliches Geschick in der Be- und Verarbeitung von Natursteinen, sowie kunstvoller Steinmetzarbeiten verhalf vielen im Westen zu einem bescheidenen Wohlstand und Eigenheim.
Die ersten Schul- und Klassentreffen 1969 fanden großen Anklang und weiteten sich zu größeren Gemeindetreffen aus. Wiedersehensfeiern fanden im Zweijahresrhythmus in Waldenbuch bei Stuttgart, in Langenau bei Ulm, in Hanstetten bei Augsburg und auch in Regensburg statt.
Das Drexlerhauer Familienblatt erscheint zweimal im Jahr und stellt in bisher 30 Ausgaben mit durchschnittlich 24 Seiten die Verbindung unter den Landsleuten her. Im Mai 1980 wurde das Drexlerhauer Heimatbuch hergestellt, das die Geschichte der Heimat wach erhält. Beim 5. Pfingstreffen 1982 in Langenau wurde die Drexlerhauer Gedenk-Medaille in Feinsilber herausgegeben.
Ende 1983 ist eine Video-Kassette erstellt worden mit Gesangsdarbietungen besonders von Mundartliedern und Volkstänzen der Sänger-, Trachten- und Brauchtumsgruppe. Die Gruppe wirkt mit bei Kultur-, Landes- und Bundestreffen der Karpatendeutschen Landsmannschaft sowie bei Veranstaltungen des Hilfsbundes Karpatendeutscher Katholiken. Die Drexlerhauer Trachtengruppe beteiligte sich am Umzug zum Jubiläum »2.000 Jahre Augsburg« im August 1985.
Die Ortsgemeinschaft bemüht sich um die Aufstellung einer Jugendgruppe, die bei gegebenen Anlässen mit musikalischen Darbietungen, Tänzen und dergleichen auftreten könnten.

Fundstollen: Etwa 20 Familien kamen nach Schwäbisch Gmünd, andere leben verstreut in der ganzen Bundesrepublik: Bei Nördlingen, Augsburg, Stuttgart, Ulm, Passau, Nürtingen aber auch bei Mannheim, Darmstadt, Dieburg und Schlüchtern. In der DDR leben ungefähr elf Familien, in Österreich etwa sechs. Nach Amerika wanderten zwei Familien aus, nach Kanada und England je eine und nach Australien vier Familien, in der Heimat blieben ungefähr 12 Familien zurück. Die gesamte Fundstollner Flur dient als Weideland. Große Kuh- und Schafherden grasen auf den steilen Berghängen.

Im oberen Ort herrscht seit 1960 rege Bautätigkeit. Einflußreiche Funktionäre und Direktoren aus dem oberen Neutratale bauen hier ihre Wochenendhäuser.
Von den neuen Machthabern wurden nach 1945 alle Zigeuner des Priwitzer Bezirkes nach Fundstollen umgesiedelt. Es waren über 500 Personen, die an einem Tag einströmten, von denen jeder das schönste Haus haben und sich nach Möglichkeit bereichern wollte.
1946 haben im Ort noch 69 Landsleute gewohnt, 1986 waren es nur noch 25; der Rest ist umgezogen oder bereits verstorben. Von den anfangs mehr als 500 Zigeunern sind 1986 nur noch knapp 25 geblieben.
Die Fundstollner treffen sich jedes zweite Jahr mit den Nachbarorten in Gingen. (siehe Beneschhau!)

Gaidel: Bei der Ausweisung kamen die Gaidler zum größten Teil in die Bundesrepublik Deutschland - überwiegend nach Baden-Württemberg, aber auch nach Rheinland-Pfalz und Hessen, vereinzelt nach Niedersachsen und Bayern. Eine kleinere Zahl gelangte nach Österreich und später auch in die DDR. Viele Gaidler wanderten in den 50er Jahren nach Übersee aus, da sie dort vielfach an verwandschaftliche Verbindungen anknüpfen konnten. In Gaidel selbst blieben etwa 100 Personen vorwiegend aus politischen Gründen zurück.
Die Gaidler treffen sich seit 1979 regelmäßig alle Jahre in Bensheim. 1986 waren an die 500 Landsleute zusammen gekommen, einige auch aus Amerika, Österreich und aus der DDR. Das Heimatbuch »Gaidel« ist 1985 erschienen.
Die Besuche in der alten Heimat haben in den letzten Jahren zugenommen.

Glaserhau: Die Glaserhauer wurden weit über das zerrissene Deutschland verstreut: nach Mecklenburg, Sachsen und Thürigen, während andere nach Niedersachsen in den Kreis Uelzen gelangten. Die meisten jedoch fanden in Baden-Württemberg im Kreis Schwäbisch Gmünd und im Raum Eßlingen, Plochingen und Ulm eine neue Heimat. Von den nach Österreich evakuierten Landsleuten kam der größte Teil in den Kreis Buchen/Odenwald, nur ein kleiner Teil konnte in Österreich bleiben. Auch von denen, die in die DDR verschlagen worden waren, gelang es den meisten, sich in den freien Teil Deutschlands abzusetzen, so daß jetzt etwa 60 Prozent der früheren Ortsbewohner in der Bundesrepublik leben. Bei Schwäbisch Gmünd hat sich im Laufe der Jahre in Herlikofen und Hussenhofen eine »Glaserhauer Kolonie« gebildet, in der auch eine Straße im Neubaugebiet von Herlikofen den Namen »Glaserhauer Straße« erhalten hat.

Am 21. September 1969 wurde in Schwäbisch Gmünd des Massenmordes von Glaserhau gedacht und im Mai 1977 auf dem Friedhof in Herlikofen ein Mahnmal für die 189 von Partisanen schuldlos ermordeten Männer eingeweiht.
Einige Familien sind zu Verwandten in die USA und nach Kanada ausgewandert, und auch von den in Glaserhau zurückgebliebenen Deutschen gelangte inzwischen der Großteil (bis auf drei Familien) als Spätaussiedler in die Bundesrepublik.
Das Heimatbuch »Glaserhau« hat einen so großen Anklang gefunden, daß eine zweite Auflage notwendig wurde.



Denkmal in Herlikofen

Glaserhau hatte über 3.000 Einwohner. Für 1948 wird die Einwohnerzahl mit 1.599 angegeben, die bis 1970 weiter auf 1.347 Personen gesunken ist.

Hedwig: Die Hedwiger landeten zumeist in Württemberg mit etwa 52 Familien, vor allem in Vaihingen. Kleinere Gruppen verteilen sich auf Baden, Niedersachsen, Rheinland, Österreich und die DDR. In verschiedenen Gebieten der ČSSR verblieben etwa vier Familien, vier Familien wanderten nach Kanada aus. An Fahrten in die Heimat nehmen Hedwiger häufig teil - eine Person war bereits 37 mal, eine andere sechs mal zu Hause. In Vaihingen wurde eine Straße nach dem Ort benannt.

Hochwies-Paulisch: Die Mehrzahl der Ausgewiesenen wurde in die russische Zone abgeschoben, wechselte aber von dort in den Westen. Schwerpunkte der Niederlassungen sind die Umgebung von Stuttgart, Solingen-Wuppertal, Göttingen-Northeim, Salzgitter, der Raum Braunschweig-Helmstedt und Hannover-Umland. In der DDR finden sich noch Gruppen in Bitterfeld, Halle-Merseburg, Rostock, Schwerin und Thüringen.
Die größte Gruppe der Hochwieser hat auf den Gütern Hardenberg, Kreis

Northeim, Aufnahme gefunden, wohin sie seit 1939 regelmäßig als Saisonarbeiter gekommen waren. Der Graf von Hardenberg stellte Land zur Errichtung von Nebenerwerbsstellen zur Verfügung, was von zahlreichen Hochwiesern genutzt wurde.
Aus dem niedersächsischem Raum zogen bis Ende der 50er Jahre etwa 30 Familien nach Solingen und Umgebung. Auch hier entstand in gegenseitiger Hilfe eine Siedlung im schönen Bergischen Land. Ein Teil der Paulischer schuf sich eine neue Heimat in Rheden bei Hildesheim. Sie waren bereits in den Kriegsjahren als Saisonarbeiter auf den Gütern tätig. Die Gutsverwaltung stellte Land zur Verfügung, es entstand eine Siedlung, deren Straße zur Erinnerung an die alte Heimat den Namen »Paulischer Straße« erhielt. Hochwieser, die in den 20er Jahren nach Übersee ausgewandert waren, haben nach 1945 eine Anzahl junger Familien nachgeholt.
Die Hochwies-Paulischer begegnen sich bei gemeinsamen Pfingst- oder Kirchweihtreffen, anfangs in Hardenberg, dann in Salzgitter und in den letzten Jahren in Solingen-Ohlings und Langenfeld. Der Besuch liegt bei 400 bis 600 Personen, darunter meist auch welche aus der DDR und einige aus Übersee. Die Hauptattraktion bilden dabei stets die »Original Hochwieser Musikanten«, die seit 1946 bestehen. Spürbaren Auftrieb haben die Treffen durch das Heimatbuch »Hochwies-Paulisch« erhalten.
Die Beziehungen zur alten Heimat werden durch Besuchsreisen aufrecht erhalten. Dabei werden immer Hilfen für den Gottesdienst, aber auch für die Instandhaltung der Kirchen in beiden Gemeinden gegeben.
In Hochwies verblieben drei völkisch gemischte und etwa fünf deutsche Familien. Von den 1.463 Einwohnern in Paulisch mit 92,5 Prozent Deutschen und 297 Häusern im Jahre 1940, wurden 1948 noch 627 Einwohner gezählt, deren Zahl bis 1970 auf 440 weiter zurückging, wobei noch 103 bewohnbare Häuser vorhanden waren.

Honneshau: Von über 240 Honneshauer Familien im Jahre 1945 kamen die meisten nach Westdeutschland. In Hessen verteilten sich etwa 25 Familien im Raum Darmstadt - Fränkisch Crumbach, weiterhin im Umland Vaihingen - Mühlacker rund 20 Familien. Im Raum Nördlingen wurden ungefähr 15 Familien aufgenommen, und in das Schönbuchgebiet kamen an die 20 Familien. Der Raum Sindelfingen - Herrenberg nahm etwa 20 Familien auf und schließlich die Umgebung von Altötting ca. 12 Familien. Darüber hinaus leben weit gestreut weitere 25 Familien in der Bundesrepublik, in Österreich etwa fünf Familien.
In die DDR gelangten im Jahre 1946 35 Honneshauer Familien in den Raum Rostock, 25 nach Schwerin, ebenso 25 in die Umgebung von Eisleben und

etwa 25 Familien in andere Gebiete der DDR. Ledige und kinderlose Ehepaare mit insgesamt 20 Personen wechselten in den 50er Jahren in die Bundesrepublik. Drei Familien übersiedelten nach Kanada, zwei in die USA, eine Familie zog nach Australien.
Honneshau veröffentlichte als erste Gemeinde des Hauerlandes 1959 die »Chronik von Honneshau« und hat 1987 ein weiteres Heimatbuch erhalten. 1982 erschienen die »Honneshauer Heimatlieder« von Pfarrer Albert Prokein.
Seit 1978 finden alle zwei Jahre in Gültstein bei Herrenberg Treffen statt, die bei den Landsleuten großes Interesse finden. Frauen erscheinen in Tracht, und Volkstänze werden aufgeführt.
In der alten Heimat blieben etwa 40 Deutsche zurück. Honneshau war zu 99 Pozent deutsch und hatte 1944/45 annähernd 1.400 Einwohner, die in 150 Häusern wohnten. 1948 lebten 364 Personen im Ort, 1970 waren es noch 339 Einwohner in 60 bewohnbaren Häusern.

Johannesberg: Die Johannesberger leben verstreut in beiden Teilen Deutschlands. In der DDR in Mecklenburg, im Bezirk Rostock und im Raum Halle/Saale. In der Bundesrepublik sind es die Gebiete München, Landshut, Ingolstadt, Eßlingen, Göppingen, Stuttgart, Sindelfingen, Mühlacker, Karlsruhe, Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Fulda, Köln, Düsseldorf, Dortmund, Münster, Göttingen, Bielefeld und Uelzen. Mehrere Johannesberger sind nach Übersee ausgewandert, andere leben in Österreich und Frankreich.
Das erste Treffen fand 1979 in Illingen (Württemberg) im Rahmen einer Tischrunde statt, 1983 erfolgte die Einweihung eines Gedenksteines für die Opfer des zweiten Weltkrieges in Illingen. Weitere Treffen zogen durchschnittlich 200 Landsleute an. Zu Weihnachten 1986 wurde das Buch »Unsere Heimat Johannesberg« veröffentlicht.
Bei der Vertreibung 1946 wurden Berg- und Münzfacharbeiter zurückbehalten, die später nur unter Zahlung hoher Abstandssummen die ČSSR als Spätaussiedler verlassen konnten und nach Westdeutschland kamen. Ebenso gelangten 1960/61 viele Landsleute aus der DDR in die Bundesrepublik.
Daheim geblieben sind etwa 36 deutsche Familien mit 130 Personen. Von den stattlichen alten Bauernhäusern ist heute nichts mehr zu sehen. Nach 1950 ist Johannesberg zu Kremnitz eingemeindet worden. Es gibt eine rührige Ortsgemeinschaft Johannesberg.

Krickerhau: War wohl der volksreichste Ort des Hauerlandes. Wahllos wurden seine Einwohner bei der Vertreibung den unterschiedlichsten Gebieten zugewiesen. So landeten etwa 230 Familien, die in Österreich Zuflucht

gesucht hatten, in der Rhön, zogen aber bald weiter in den Großraum Frankfurt und in den Kreis Böblingen, die meisten aber ins Ruhrgebiet. Transporte, die in die russisch besetzte Zone gingen, brachten sie nach Schneeberg/ Erzgeb., nach Luchau (N. Lausitz), Bernburg, Magdeburg, Erfurt, Meinigen, Schmalkalden und Bad Salzungen. Auch der Bezirk Rostock und das Land Mecklenburg mit Schwerin, Damgarten, Warren, Malchin und Grimmen waren Auffanggebiete. Infolge der schlechten Lebens- und Arbeitsbedingungen begann bald die Suche nach besseren Überlebensmöglichkeiten zunächst innerhalb der Zone. Für viele bot die Domäne Hertefeld bei Nauen, auf der Krickerhauer als Saisonarbeiter beschäftigt waren, willkommene Unterkunft, Arbeit und Verpflegung. Zielorte für die Bergleute waren die Braunkohlebecken Halle, Merseburg und Bitterfeld, sowie die Kupfervorkommen im Raum Eisleben. Ab 1948 strebten viele Krickerhauer aus allen Teilen der russischen Zone nach Westen und hier vor allem in das Ruhrgebiet.
Zu dieser Zeit hatten sich in Westdeutschland größere Niederlassungen gebildet in Garmisch-Partenkirchen, Miesbach, Weingarten, München, Augsburg, Günzburg, Neu-Ulm, Geislingen/St., Donzdorf, Eislingen, Göppingen, Plochingen, Wernau, Stuttgart, Böblingen, Sindelfingen, Weil im Schönbuch, Ludwigsburg, Mühlacker, Ettlingen, Heilbronn und Mannheim. Weitere Aufnahmegebiete waren die Bergstraße, der Odenwald, Frankfurt, Gelnhausen und die Hess. Rhön. Zu nennen sind noch Aachen, der Raum Dortmund und Uelzen in Niedersachsen. Auch hier setzte bald die Suche nach einer endgültigen Bleibe ein. Vor allem waren es Bergleute mit ihren Angehörigen, die im Ruhrgebiet als Facharbeiter willkommen waren.
Etwa 75 Familien aus Krickerhau, die im Braunkohlengebiet in Westböhmen Arbeit gefunden hatten, gelang es in den Jahren 1950, 1968 und 1976 in den Westen auszureisen. Der größte Teil der Krickerhauer lebt heute in der Bundesrepublik - man spricht von 1.200 Familien. Im Laufe der Jahre bildeten sich drei Hauptverbreitungsgebiete:

1. das westliche Ruhrgebiet, konzentriert auf die Städte Oberhausen, Duisburg-Walsum und Voerde mit über 300 Familien,
2. der südwestdeutsche Raum mit dem Schwerpunkt Böblingen -Sindelfingen und
3. die Städte entlang der Fils auf der Schwäbischen Alb.

In der DDR leben etwa 100 Familien, in der ČSSR mögen es noch 75 sein, wobei die Zahl der in Krickerhau selbst Verbliebenen auf 250 Personen geschätzt wird. Etwa 50 Familien haben als »Neubürger« eine Heimat in Österreich gefunden, vereinzelt leben Krickerhauer in Frankreich, Belgien, Italien und Schweden. 25 Familien zog es als Auswanderer, den Pionieren der 20iger Jahre folgend, nach Kanada, in die USA und nach Australien.

Kaum war der notwendigste Lebensunterhalt und die einfache Unterkunft gesichert, begann auch schon die Pflege des heimatlichen Kulturgutes. Trachtengruppe, Sing- und Spielschar, Musikapelle und Fußballmannschaft waren Aktivitäten, die bereits 1947 in Oberhausen und Voerde, später in Walsum, Maichingen und Dortmund entstanden.
Im Rahmen des Landes- und der Kreisverbände der Landsmannschaft wurden vielbeachtete und gern besuchte Veranstaltungen durchgeführt: In Oberhausen im Oktober 1949 das erste Landestreffen, dem Jahre später mehrere folgten. Tanz in den Mai, Wochenendwanderungen und die überregionale Barbarafeier (Schutzpatronin der Bergleute) wurden zu ständigen Einrichtungen. Dieser Arbeitskreis des Kreisverbandes brachte drei Liederkassetten heraus, zwei Broschüren und 1984 das Buch »Kumpel Jupp«.
In Walsum werden Johannisfeier, Katharinafeier (Kirchweihfest 25. November), und das traditionelle Faschingsfest mit dem Auftritt der Faschingstänzer veranstaltet. Der Faschingstanz kam 1947 auch in der Rhön, 1949 in Voerde, Walsum, Oberhausen und später ebenso in Maichingen, Dortmund und Schneeberg/Erzgebirge zu Ehren. In Walsum und Voerde wird er heute noch mit viel Erfolg und Begeisterung aufgeführt.



Faschingstänzer

In Voerde sind die meisten Krickerhauer als geschlossene Gruppe seßhaft geworden und haben dort ihre Eigenheime errichtet. Hier liegt auch der Schwerpunkt der kulturellen Tätigkeit. 1957 beschloß die Gemeinde Voerde die Patenschaft über Krickerhau zu übernehmen und 1958 erfolgte im Rahmen eines reichen Programmes die feierliche Übergabe der Urkunde.

Die Stadt unterstützt durch feste Zuwendungen die kulturelle Arbeit ihrer Patenkinder. Im Juli 1960 erfolgte die Einweihung des Mahnmals (zwei Marmortafeln mit 157 Namen) für die Toten des zweiten Weltkrieges am Ehrenmal von Voerde. Weit über 1.000 Landsleute kamen im Juli 1967 zur 600-Jahrfeier von Krickerhau und zur Einweihung der im Aufbau befindlichen Heimatstube nach Voerde.
Bei den Heimattagen im Juli 1976 wird das von Michael Storzer erstellte »Krickerhauer Liederbuch« den Landsleuten übergeben. Die Tradition des Weinlesefestes wird weitergeführt. Beim 75. Jubiläum 1986 konnten nahezu 700 Besucher begrüßt werden.
Der Krickerhauer Arbeitskreis präsentierte im Oktober 1980 das Heimatbuch »Krickerhau - eine deutsche Siedlung in der Slowakei«, und 1983 erschien die Gedenkmedaille »25 Jahre Patenschaft Voerde-Krickerhau, 1958 bis 1983«.
Als offizielle Delegation der Stadt Voerde besuchte die Krickerhauer Volkstanzgruppe 1984 zum zweiten Male die englische Partnerstadt Alnwick, wo ein internationales Folklore-Festival stattfand. Bei den Bundestreffen der Landsmannschaft in Karlsruhe wirken die Volkstanzgruppe und die Krickerhauer Sing- und Spielschar repräsentativ im Hauptprogramm mit.
Die Landsleute in Südhessen und Nordbaden trafen sich mehrere Jahre hindurch in Heppenheim oder in Bürstadt. Die Landsleute im Raum Böblingen - Sindelfingen treffen sich bei der Elisabeth-Wallfahrt in Ehningen und beim Kirchweihfest in Maichingen, das immer mehr Zuspruch aus dem gesamten Bundesgebiet findet. Auch bei den Landsleuten auf der Schwäbischen Alb regen sich Aktivitäten. Ihre Zusammenkünfte im Rahmen des Hilfsbundes Karpatendeutscher Katholiken haben meist religiösen Charakter.
Seit den 60er Jahren besuchen Krickerhauer per Pkw oder in Bussen ihre frühere Heimat. Der Mittelort ist weit über die ehemaligen Grenzen hinaus mit mehrstöckigen Wohnhaus-Silos ausgebaut, während der Oberort und der Unterort ihren alten Charakter behalten haben. Im Oberot befinden sich zwei Kolchosen. Zwischen Mittelort und Oberort herrscht eine wahre Wüstenei, die durch den großen Erdrutsch von 1960/61 verursacht wurde, so daß die Gemeinde praktisch in zwei Teile geteilt ist.
Der ehemalige Partisan F. Záni schreibt in seinem Buch: »Die Anzahl der Bewohner von Krickerhau ist 1945 auf 4.652 Personen geschrumpft. Die von den Deutschen verlassenen Häuser fanden neue Bewohner von der oberen Gran und von Franzosen. Den größten Anteil stellten aber Umsiedler aus Ungarn.« Krickerhau ist durch die gesteigerte Kohleförderung und durch die Eingliederung von Morovno und Neuhau stark gewachsen und zählte 1970 16.164 Einwohner.

Karpatendeutsche Landsmannschaft, Slowakei e.V.

Landesverband Nordrhein-Westfalen

Karpatendeutsche Landsmannschaft, Kreisverband Voerde

Arbeitskreis der Krickerhauer

Feldstraße 48, 41 Duisburg 18 Am Klosterhügel 13, 4223 Voerde, Ruf 7468

Einladung

Aus Anlaß zum 20jährigen Bestehen der Patenschaft: Voerde - Krickerhau, veranstalten wir am 22., 23. und 24. September 1978 in Voerde

„Karpatendeutsche Kultur- und Brauchtumstage"

verbunden mit dem Krickerhauer Weinlesefest und dem Landestreffen

Schirmherr: Herr Bürgermeister Pakulat

Programmfolge:

Freitag, den 22. September 1978, Gaststätte Buchmann

20.00 Uhr Vortrag: Die geistigen und kulturellen Beziehungen zwischen den Karpaten- und Sudetendeutschen in Gegenwart und Vergangenheit

Samstag, den 23. September 1978

10.15 Uhr Kranzniederlegung am Voerder- und Krickerhauer Ehrenmal

11.00 Uhr Stehkonvent des Rates der Gemeinde Voerde und des Krickerhauer Patenschaftsrates (geschlossene Veranstaltung)

14.30 Uhr Fußballspiel: TV Voerde - Krickerhauer Auswahl auf dem Fußballplatz/Bahnhofstraße

16.00 Uhr Lichtbildervortrag, Gaststätte Buchmann
Referent: M. Storzer

19.30 Uhr Volkstumabend im Festzelt
Mitwirkende: Rheinland-Sänger, Duisburg
Voerder Kinderchor
Blaskapelle „Edelweiß", Neumühl
Karpatendeutscher Singkreis
Karpatendeutscher Volkstanzkreis
Nach den Darbietungen gemütliches Beisammensein mit Tanz

Sonntag, den 24. September 1978

10.00 Uhr Gottesdienst in der St.-Paulus-Kirche
Zelebrant und Prediger: Pfr. J. Maday

11.00 Uhr Feierstunde im Festzelt
Festansprache: R. Steinacker

16.00 Uhr Weinlesefestumzug,
anschließend Traubenreißen und Tanz im Festzelt

Nach der Feierstunde am Sonntag ist im Festzelt eine preiswerte Erbsensuppe erhältlich.

Wir laden Sie mit Ihrer Familie, auch Ihre Freunde und Bekannten zu diesen Veranstaltungen recht herzlich ein.

J. Rosenberger
Landesvorsitzender

J. Schnürer
Kreisvorsitzender

Einladung — 20 Jahre Patenschaft

Kuneschhau: Über die Auffanglager in Mecklenburg und die Umlegung zu den Grubenanlagen im Raum von Eisleben gelangten viele Bergmannsfamilien an den Rhein. Hinzu kamen 1950 noch Bergleute, die in Nordwestböhmen auf den Abschub gewartet haben. Sie leben in geringer Zahl in Oberhausen, Voerde und Moers. Die Mehrheit der Kuneschhauer lebt allerdings im Süden der Bundesrepublik in der Gegend von Ulm, Geislingen, Göppingen, Esslingen, Böblingen und Weil im Schönbuch. In der DDR weisen nur noch die Bergbaugebiete in Sangerhausen und Johanngeorgenstadt/Erzgebirge Kuneschhauer auf.
In Oberhausen und Moers wurden sehr bald Jugendgruppen gegründet, die heimatliches Kulturgut pflegen. In Esslingen trafen sich 1956 300 Landsleute zum Kirchweihfest »St. Michael«, dem Heimattage in Schlierbach und in Ebersbach/Fils folgten. Die Kuneschhauer Sing- und Spielschar stellt ihr Können beim Bundestreffen der Karpatendeutschen Landsmannschaft und bei Veranstaltungen der kirchlichen Organsisationen unter Beweis.
Im Jahre 1974 erschien das Heimatbuch »Kuneschhau - Erinnerungen an ein deutsches Dorf in der Slowakei«. Beim 27. Kirchweihtreffen 1982 in Ebersbach/Fils wird zur Erinnerung an 640 Jahre Kuneschhau eine Gedenkmedaille in Silber herausgeben, drei Jahre später folgt eine Kassette mit Liedern der Heimat, der inzwischen zwei weitere folgten.
In Kuneschhau lebten 1940 über 2.000 Menschen; 1948 waren es nur 325 und 1970 wurden 399 Personen gezählt. Die älteren Leute arbeiten bei der landwirtschaftlichen Genossenschaft, die jüngeren ziehen weg. Die wenigen Schüler werden zum Unterricht nach Kremnitz gefahren.

Münnichwies: Bei der Ausweisung gelangten Münnichwieser sowohl in den Ostteil als auch in den Westteil Deutschlands. In der DDR leben sie im Bereich der Städte Wiesmar, Greifswald, Halle und Dresden. In der Bundesrepublik wurden sie zumeist in der Gegend von Regensburg, München, Stuttgart, Neckartailfingen, Kassel, Kelkheim-Fischbach, Rüdesheim, Eltville, Rauental und Bonn - Meckenheim seßhaft. Ein Teil ist in Österreich gelandet. In Fischbach ist eine größere Siedlung mit Eigenheimen entstanden, in der eine »Münnichwieser Straße« die Erinnerung an die alte Heimat wachhält.
Etwa 20 Familien blieben daheim zurück, aus politischen Gründen und als Angehörige von Mischehen.
Heimattreffen gab es in größerem Rahmen im Raum Stuttgart-Neckartailfingen-Bietigheim, Kelkheim-Fischbach und Bonn-Meckenheim.
Die Deutschen aus Kloster haben das gleiche Los geteilt und sind auch in die gleichen Gegenden ausgesiedelt worden.

Neuhau: Neuhauer, die von Nováky aus abgeschoben wurden, landeten in Mecklenburg. Von dort zogen die Bergleute zu den Kupferschächten in den Raum Eisleben. Viele setzten sich weiter ab in das nördliche Ruhrgebiet, vornehmlich nach Walsum. In der DDR leben heute Neuhauer in den Gebieten Eisleben, Magdeburg und Leipzig. In Westdeutschland finden wir sie bei Augsburg, Ulm, Geislingen/St., Schorndorf, Esslingen, Böblingen und Sindelfingen, Darmstadt und Walsum am Niederrhein.
15 bis 20 Familien sind nach Kanada, bzw. nach Nord- und Südamerika ausgewandert, andere leben in Österreich und Frankreich.
Der Neuhauer Arbeitsausschuß organisiert alle zwei Jahre Pfingst- oder Kirchweihfeste in Sindelfingen-Darmsheim. 1980 wurde die 600 Jahrfeier veranstaltet, bei der das Mahnmal (zwei Marmortafeln) für die im 2. Weltkrieg Gefallenen und Vermißten enthüllt und das Heimatbuch »Neuhau« vorgestellt wurde. 1988 folgte eine Sammlung Neuhauer Kirchenlieder. In Darmsheim (Sindelfingen) erinnert ein »Neuhauer Weg« an die alte Heimat.
Die Besuche in der alten Heimat sind rege, die Eindrücke aber nicht erfreulich. Der nicht regulierte Dorfbach frißt sich immer tiefer, die Gärten und Felder sind verwildert. Über 80 Häuser wurden abgetragen, die leerstehenden Gebäude werden als Wochenendhäuser angeboten.
Seit Januar 1976 wird Neuhau von der Stadtgemeinde Krickerhau verwaltet, ist aber selbständige Pfarrei geblieben. Die renovierte Kirche steht unter Denkmalschutz.

Oberstuben: Etwa 40 Prozent der Bewohner wurden in die russische Zone ausgewiesen. Sie leben heute in Mecklenburg, bei Rostock und Schwerin. Nach Satow, im heutigen Bezirk Neubrandenburg, wurden eta 50 Familien gebracht.
Ihre Wohngebiete in der Bundesrepublik sind weit gestreut. Regensburg, München-Karlsfeld, Giengen/Brenz mit Raum Stuttgart, Köln und Hannover. Rund 50 Familien blieben daheim - Mischehen, Mitglieder der kommunistischen Partei, alte Leute und solche, die sich als Slowaken bekannt haben.
In den 50er und 70er Jahren entschlossen sich viele Familien aus der DDR und aus Oberstuben selbst, in die Bundesrepublik zu ziehen. Die meisten von ihnen, etwa 360 Personen, werden in Ulm-Wiblingen seßhaft. In der Bundesrepublik leben heute 60 Prozent der Oberstubner, in der DDR 35 Prozent und in Österreich und Übersee fünf Prozent. 1965 fand das erste Treffen in Giengen/Brenz statt. Seit dieser Zeit wird jährlich ein Heimattrefen veranstaltet, das mit wenigen Ausnahmen in Herbrechtingen a. d. Brenz abgehalten wird.
Die Volkstanz-, Trachten-, Gesang-und Spielgruppe beteiligt sich an landsmannschaftlichen und kirchlichen Veranstaltungen.

Anläßlich des 12. Heimattreffens 1981 wurde das Heimatbuch »Oberstuben« vorgestellt, und bei der Begegnung 1986 hat die Stadt Herbrechtingen die Patenschaft über Oberstuben übernommen. Als Ausdruck der engen Beziehungen wurde eine Straße als »Oberstubener Weg« benannt.
Viele Landsleute besuchen die alte Heimat. Spenden vornehmlich eines Wohltäters in Köln, verdankt die Mutter-Anna-Kirche ihr gutes Aussehen. Das undichte Turmdach wurde 1966 mit Kupferblech erneuert, die Außenmauern konnten weiß gestrichen werden. In den letzten Jahren wurde der Kirchenraum renoviert und die Altäre mit Blattgold ausgelegt.
Oberstuben hatte 1944 annähernd 4.000 Einwohner, 96 Prozent davon waren Deutsche. Durch Zuwanderung anderer Nationalitäten lebten 1948 2.194 Menschen im Ort, 1970 hatte sich die Einwohnerzahl auf 2.158 verringert. Die Bevölkerung setzt sich aus Slowaken, Tschechen und Polen aber auch aus Serben und Zigeunern zusammen.

Oberturz: Ausweisungstransporte gingen in die russische Zone nach Warenmüritz (Mecklenburg), andere kamen nach Altenburg, Bezirk Gera. In der Bundesrepublik gibt es größere Gruppen im Raum Schwäbisch Gmünd, Kreis Böblingen, Esslingen, Walldürn und Rippberg im Odenwald, sowie im Großraum Stuttgart. Zehn Familien sind in Österreich geblieben, zwei Familien sind nach Holland, eine ist nach Kanada ausgewandert. Mehreren Familien gelang in den 50er Jahren der Sprung von Ost nach West, und auch innerhalb der Bundesrepublik wechselten Familien ihren Wohnsitz, wenn sich bessere Arbeitsverhältnisse boten.
Ab 1972 fanden die ersten Treffen in Alfdorf bei Schwäb. Gmünd statt. Hervorzuheben ist das Gesamtturzer Treffen zur Johanniskirchweih 1975 in Osterburken im Odenwald. Weitere Begegnungen fanden in Sindelfingen-Dagerheim und Armsheim statt. Ein Heimatbuch ist in Vorbereitung.
Gerne fahren die Unter- und Oberturzer in ihre alte Heimat. Die beiden Orte sind seit 1960 zum slowakischen »Turček« vereint.

Schmiedshau: Durch die Ausweisung kamen die meisten Schmiedshauer nach Süddeutschland und leben in Baden-Württemberg, Bayern und Hessen. Etwa 50 Prozent haben im mittleren Neckarraum eine neue Heimat gefunden. Ein anderer Teil wohnt verstreut in der ganzen Bundesrepublik, in der DDR leben kaum mehr als 300 Personen und in Österreich ebensoviele.
Der größte Teil der in die DDR Ausgewiesenen wechselte dank Mithilfe von Verwandten bis 1955 in den Westen über. Aus Österreich kam nur ein kleiner Teil. Anfang der 50er Jahre wanderten über 100 Schmiedshauer aus der Bundesrepublik nach Kanada aus, mindestens die gleiche Anzahl zog es nach

Argentinien zu Familienangehörigen oder Verwandten, die bereits in den Rezessionsjahren 1923 bis 1927 dorthin ausgewandert waren. Schmiedshauer leben überdies in verschiedenen Ländern Europas, wie Frankreich und Schweden, wo sie nach dem 2. Weltkrieg bei Verwandten Zuflucht suchten. In einer erstellten Weltkarte sind die 16 Länder, in denen Schmiedshauer nach dem 2. Weltkrieg leben, festgehalten.
Der Heimatpfarrer Jakob Bauer bemühte sich mit Herrn Dr. Niedoba aus Sillein im Raum Stuttgart für seine Landsleute eine Siedlung »Neu Schmiedshau« zu gründen. Leider ließ sich das Vorhaben nicht verwirklichen.
In der Heimat zurückgeblieben sind etwa 50 Familien aus vielfältigen Gründen wie Mischehen, Alter, gute Verbindung zu den Slowaken, politische Überzeugung u. a.
Die Kulturarbeit der Schmiedshauer wird von einem Arbeitskreis getragen. Bereits 1948 fand am Tage der Währungsreform ein Treffen in Dieburg statt, dem andere 1949 in Ludwigsburg, 1953 in München und 1956 in Stuttgart-Münster folgten, bei dem im Gottesdienst, der von Pfarrer Steinhübl zelebriert wurde, zum ersten Male nach zehn Jahren wieder der Opfergang der gesamten Gemeinde gehalten wurde. Seit 1956 finden die Heimattreffen alle vier Jahre in Leinfelden statt, die Zahl der Teilnehmer stieg von über 700 bis etwa 1.000 Personen. An diesen Veranstaltungen wird ein reichhaltiges Programm mit Trachten und Brauchtum aus der Heimat geboten.
1980 konnte das erste Heimatbuch »Schmiedshau - Ein deutsches Dorf in der Mittelsowakei - wie es entstand, war und verging« vorgestellt werden. Eine besondere Leistung war es, daß bereits 1984 ein Bildband »Schmiedshau -Ein deutsches Dorf in der Mittelslowakei von 1393 bis heute« herausgegeben werden konnte, der eindrucksvolle Bilder aus dem Leben der Landsleute von früher und heute bringt und in aufschlußreichen Karten über die heutigen Wohngebiete unterrichtet.
Neben den großen Treffen finden weitere Veranstaltungen statt, die sich teils regelmäßig, teils gelegentlich wiederholen. So wird im Raum Nürtigen ein Schmiedshauer Faschingsabend durchgeführt, während beim Sudetendeutschen Vinzenzi-Fest in Großbettlingen bis zu 30 Trachtenträgerinnen teilnehmen. Bei besonderen Anlässen wie Frühlingsbällen, Fahnenweihe, Wallfahrten u.a. treffen sich Schmiedshauer zusätzlich.
Der Kontakt zur alten Heimt wird sehr innig gepflegt. Mit Bussen und Pkws wird Schmiedshau und darüber hinaus die gesamte Slowakei besonders von der jüngeren Generation mit Interesse entdeckt. Bedürftige alte Landsleute, die noch daheim leben, werden unterstützt, außerdem wird für die Kirche gespendet, die bei den Kampfhandlungen am 6. April 1945 stark beschädigt wurde, um eine vollkommene Renovierung zu ermöglichen.

Unterturz: Von Nováky gingen mehrere Transporte mit Unterturzern in das sowjetisch besetzte Gebiet nach Mecklenburg, an die Seen-Landschaft Malchin, Waren-Müritz und Basedow. Die Verpflegung in den Lagern war denkbar schlecht, es brach die Ruhr aus, die viele Opfer forderte. Nur etwa 30 Prozent der ehemaligen Ortsgemeinschaft leben im Westen in den Kreisen Mannheim, Mosbach und Heilbronn. Acht Familien gelang es, aus der DDR in die Bundesrepublik zu kommen, drei Familien haben den Sprung nach Amerika gewagt, einige Familien sind seit der Evakuierung nach Niederösterreich dort geblieben. Ein Heimatbuch ist in Vorbereitung.
Nach dem ersten Treffen 1971 in Osterburken/Odenwald fanden noch mehrere Begegnungen statt. Eine Trachtengruppe pflegt die heimatlichen Bräuche.

Zeche: Auch die Zecher wurden bei der Vertreibung auseinander gerissen und kamen nach West- und Ostdeutschland, aber auch nach Österreich. Die meisten leben verstreut in der gesamten Bundesrepublik. Ein Schwerpunkt hat sich in Gingen/Fils gebildet, wo Zusammenkünfte mit anderen Gemeinden stattfinden. (Siehe Beneschhau!)
Etwa 21 Familien befinden sich in der DDR, die meisten in Sandershausen, Bad Frankenhausen und Sangershausen. Fünf bis sechs Familien sind im Rahmen der Familienzusammenführung in die Bundesrepublik übergesiedelt. Eine große Zahl von Zechern wanderte nach Übersee zu Verwandten aus, etliche sogar nach Australien und Südafrika. »Zu Hause« blieben 15 bis 20 Familien meist aus politischen Gründen.

***

Mit Genugtuung und Dankbarkeit kann heute, nach mehr als 40 Jahren, festgestellt werden, daß die Hauerländer, wie die anderen Heimatlosen auch, die Untergangsstimmung und Verzweiflung der ersten Zeit nach der Vertreibung überwunden, die vielfachen Schwierigkeiten gemeistert und sich ein neues Leben gezimmert haben.
Die in der Heimat durch vorenthaltene Schulen und wirtschaftliche Not brachliegende Intelligenz blühte durch die hier gegebenen Möglichkeiten auf und führte sowohl in wirtschaftlicher als auch in geistiger Hinsicht zu einer Entwicklung, die man in der Heimat nicht zu erträumen gewagt hätte. Das akademische Studium, daheim aus finanziellen Gründen nur selten in Angriff genommen, wurde für die Jugend hier zur Selbstverständlichkeit. Gehobene Stellungen in der Wirtschaft und auf allen geistigen Gebieten werden von ihnen eingenommen.

Der Plan, das zertrümmerte Deutschland an der Flut von 12 Millionen Heimtvertriebenen vollends ersticken zu lassen, ist an der Haltung dieser Verstoßenen fehlgeschlagen. Sie setzten vielmehr, dankbar für Frieden und Freiheit, ihre ganze Kraft zum Aufbau der neu zu gewinnenden Heimat ein und scheuten kein Opfer. Ihre Leistung beim Wiederaufbau steht in nichts der Pioniertat ihrer Väter vor mehr als 600 Jahren nach, als diese aus Wildnis Kulturland geschaffen haben.

Und das erscheint das Fruchtbare ihrer Wesensart. Wirklichkeitsnah und praktisch denkend im Getriebe des harten Alltags, doch nicht bindungslos in der neuen Umwelt stehend, sondern mit der jahrhundertalten Tradition deutscher Kulturträger im Südosten verbunden, haben sie ihren Weg gemacht und werden auch weiterhin ihre ganze Kraft der neuen Heimat zur Verfügung stellen.

Nachwort

Liebe Leser,

nun liegt das Schicksal des Hauerlandes und seiner Bewohner aufgeblättert vor Ihnen. Vielleicht meint der eine oder andere, daß der oder jener Ort bei der Darstellung zu kurz gekommen ist oder daß eine ihm wichtig erscheinende Begebenheit fehlt. Dazu einige Anmerkungen. Weil das Geschehen in den Jahren 1944 bis 1946 so vielfältig war, mußten wir darauf bedacht sein, daß das Buch einen gewissen Umfang nicht überschreitet und Begebenheiten geschildert werden, die für eine größere Zahl von Landsleuten zutreffen. Auch waren wir bemüht, Wiederholungen von ähnlichen Vorfällen zu vermeiden. Die Erarbeitung des sehr umfangreichen Stoffes war uns erst durch die Mithilfe und Unterstützung zahlreicher Landsleute möglich. Deshalb gilt unser besonderer Dank all denen, die uns durch Berichte geholfen haben, das Werk, so wie es vor Ihnen liegt, zu erstellen.

Das Buch ist in erster Linie für alle Landsleute gedacht, die die schrecklichen Ereignisse noch erlebt, aber manches vielleicht schon vergessen oder verdrängt haben. Deshalb mußte das Geschehen jener Jahre aufgezeichnet werden, um für die Nachwelt Zeugnis zu geben, aber auch für die Jugend, die bereits hier aufgewachsen ist und doch wissen sollte, wo ihre Wurzeln liegen und welches Schicksal ihren Eltern mit der Vertreibung aus der Heimat aufgebürdet wurde.

Wir legen das Buch aber auch in die Hände von Historikern, Journalisten, Fernsehleuten und Publizisten aller Art, die einmal über das Karpatenland berichten oder in seiner Geschichte forschen, damit sie auf authentische Unterlagen zurückgreifen können.

Es soll keiner, der sich mit diesem Stoff beschäftigen will, sagen können, er habe nichts über die Karpatendeutschen, insbesondere aber über das Hauerland finden können.

Der Arbeitskreis Hauerland

19. Quellennachweis

Arbeitskreis der Krickerhauer: Krickerhau, eine deutsche Siedlung in der Slowakei, Voerde 1980
Archiv Unser Hauerland (UHA), Bensberg
Beck-Ertl, H: Oberstuben, deutsches Dorf im Hauerland, Stuttgart 1981
Binzberger, P.: Die Ausweisung der Volksdeutschen aus dem Donauraum, (Dissertation),Tübingen 1952
Bohmann, A.: Menschen und Grenzen, Band 4, Köln 1975
Bohmann, A.: Das Sudetendeutschtum in Zahlen, München 1959
Bosl, K.: Das Jahr 1945 in der ČSR, München 1971
Braunias, K.: Die Slowaken, Stuttgart-Berlin 1942
Brügel, J.: Die Aussiedlung der Deutschen aus der ČSR, Stuttgart 1980
Bundesarchiv-Militärarchiv, Freiburg (BMF)
Bundesarchiv Koblenz (BAK)
Burian, P.: Die Dokumente der Vertreibung der Sudetendeutschen, Bohemia, Band 8, München 1967
Das Parlament, Bonn, Band 23/1985
Dau, R.: Der Anteil der Antifaschisten am Befreiungskampf, (Dissertation), Potsdam 1965
Deportation, Flucht und Vertreibung, München, Bayerisches Staatsministerium 1985
Deters, T.: Tscherman in der Slowakei, Quakenbrück 1982
Deutsche Stimmen, Preßburg
Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa, Herausgegeben vom Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, Band IV/1,2 Berlin 1957, (Neuauflage dtv. 1985)
Doppler/Gretsch. Unsere Heimat Johannesberg, Stuttgart 1986
Dress, H.: Die Slowakei und die faschistische Neuordnung Europas, Berlin 1972
Drexlerhauer Familienblatt, Odelzhausen ab 1976
Dunand, G.: Ne perdez pas leur trace, Genf 1978
Dunand, G.: De Sarajevo a Hiroshima, Genf 1987
Eingliederung der Vertriebenen, Flüchtlingen und Kriegsgeschädigten in der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1982
Encyklopédia Slovenska, Bratislava 1977
Föhlich, J. G.: Kuneschhau, Schorndorf 1974
Grenzbote, Preßburg bis 1945
Großmann/Daubner: Glaserhau, ein deutsches Dorf im Hauerland, Stuttgart 1982

Grünwald, L.: Im Kampf für Frieden und Freiheit II, München 1979
Handlová, Banská Bystrica 1966,als 53. Band in der Editionsreihe Náš Kraj
Handlová čierná a červená, Autorenkollektiv, Preßburg 1966
Heimatblatt der Karpatendeutschen in Österreich, Wien
Historia partisánskych bojov, I. Hornonitrianská partisánska brigada, Preßburg 1946
Hönsch, J. K.: Die Slowakei und Hitlers Ostpolitik, Köln-Graz 1965
Hudak, A. (Herausg.): Der Leidensweg der Karpatendeutschen 1944-46, Stuttgart 1983
Husák G.: Svedectvo o slovenskom národnom povstani, Preßburg 1964
Internationaler Militärgerichtshof Nürnberg, München Band XXII
Karpatenjahrbücher, Stuttgart ab 1950
Karpatenbote, München-Stuttgart,Beilage zur Karpatenpost ab 1949
Karpatenpost, Organ der karpatend. Landsmannschaft Slowakei, Stuttgart ab 1950
Kopecký, J.: Odsun Nemců z ČSR in Dejiny a súčatnost, Prag 1969
Kostický, J.: Handlová a jej premeny, Martin 1976
Kováč. J.: Protifašistické, hnutie a odboj na hornej Nitre, Banská, Bystrica 1969
Kurbel, R.: Schmiedshau, ein Dorf in der Mittelslowakei, Stuttgart 1980
Lasslob, J.: Neuhau, Sindelfingen 1980
Lettrich, J.: History of modern Slovakia, London 1956
Luža, R.: The Transfer of the Sudeten Germans, New York 1964
Maday, J.: Hochwies und Paulisch, Das Siedlungsgebiet um den Reichberg, Stuttgart 1984
Morley, J. D.: In the Labyrinth, London 1986, ISBN 0 233 979 786
Nitrianské Pravno 1335 - 1985, herausg. von der Stadtverwaltung Deutsch-Proben 1985
Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes in Bonn (PA)
Prager Volkszeitung vom 8. November 1968
Pressearchiv des Herderinstitutes in Marburg.
Prokein, S.: Honneshau, Stuttgart 1987
Rudolf-Ulreich-Zimmermann: Hauerland - Bergstädterland, Wien 1979
Scheuninger, B.: 30 Jahre danach, Wien 1983
Schieder, T.: Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten als wissenschaftliches Problem, Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 8. Jg. München 1960
Schlenker, M.: Von Heimat zu Heimat, Stuttgart 1986
Schmidt, F.: Karpatendeutsche Wallfahrten, Stuttgart 1976
Schwarz, M.: Die Slowakei, der jüngste Staat Europas, Leipzig 1939
Schwarz, R.: Drexlerhauer Heimatbuch, Stuttgart 1980

Statistická ročenka Republiky Československé, Prag 1957
SNPA Turiec 1974 - Turiec v slovenskom národnom povstanie, Preßburg 1969
Steinhübl, J.: Mein Leben, Stuttgart 1975
Stranský, J.: Odsun Nemců z ČSR hlediska národniho a medzinárodniho, London 1953
Sudetendeutsche Zeitung, München, verschiedene Ausgaben
Unser Hauerland, Heimatblatt der Hauerländer,Bensberg ab 1981
Venohr, W.: Aufstand in der Tatra, Königstein 1979
Wohland, L.: Mein Hauerland, Stuttgart 1953
Wohland, L.: Vom Strudel erfaßt, Stuttgart 1986
Záni, F.: Handlovčania v boje za slobodu, Martin 1974

20. Anhang

Aus der Geschichte des Hauerlandes

Das Hauerland war ein deutsches Siedlungsgebiet in den waldigen Bergen der Slowakei, die bis zum Ende des Ersten Weltkrieges zum Königreich Ungarn gehörte und als Oberungarn bezeichnet wurde.
Bei den Friedensverhandlungen 1918 wurde das Land ein Teil der neugegründeten Tschechoslowaksichen Republik (ČSR).
Die ersten und blühendsten Siedlungen der Mittelslowakei verdankten dem Bergbau ihre Entstehung. Nach dem Mongoleneinfall 1241/42 waren große Teile Ungarns verwüstet und fast menschenleer. Mit Hilfe der reichen Bodenschätze wollten die ungarischen Könige die Wirtschaft des Landes neu aufbauen. Weil weder Ungarn noch Slowaken über die notwendigen Kenntnisse und Einrichtungen verfügten, riefen sie deutsche Bergleute,um die in den Bergen liegenden Schätze zu heben.
So entstanden im 13. und 14. Jahrhundert die »sieben niederungarischen Bergstädte« in der Mittelsowakei nach deutschem Recht, ausgestattet mit weitreichenden Privilegien, darunter das »silberne Schemnitz« (Banská Štiavnica) - 1240, das »kupferne Neusohl« (Banská Bystrica) - 1255 und das »goldene Kremnitz« (Kremnica) - 1328. Kremnitz, die jüngste Gründung, überflügelte die anderen an Bedeutung und Reichtum, wurde Vorort der Bergstädte und Sitz des Kammergrafen. Hier wurde auch die Münzstätte des Königsreichs errichtet. Der Kremnitzer Dukaten war wegen seines Goldgehaltes ein in ganz Europa geschätzes Zahlungsmittel. Welthandelsfirmen wie Fugger, Thurzo, Welser u.a. hatten Niederlassungen. Die Bergstädte wetteiferten mit den damaligen großen Wirtschaftzentren wie Nürnberg, Augsburg und Krakau. In ihren Händen lag der Handel mit dem Orient,Italien und dem fernen Rußland. Auch an anderen Orten des Berglandes wurde nach edlen Metallen und Erzen geschürft wie in Deutsch-Proben (Nemecké Pravno, jetzt Nitrianské Pravno) - Gold, und Hochwies (Velké Pole) - Zinn.
Im 14. Jahrhundert, zur Blütezeit des Bergbaus, war die Ausstrahlung der Bergstädte so stark, daß weitere Einwanderer angezogen wurden und sich in ihrer Nähe niederließen. Von Kremnitz und Deutsch-Proben ging eine rege Siedlertätigkeit aus, die von Adeligen und Klöstern tatkräftig unterstützt wurde. Damals entstand ein Kranz bäuerlicher Siedlungen, an die wir in erster Linie denken, wenn wir vom Hauerland sprechen. Dieses Siedlungsgebiet wurde lange Zeit als »Kremnitz - Deutsch-Probner Sprachinsel« bezeichnet. Um ihm einen prägnanteren Namen zu geben, führte man in den 30er

Jahren die Bezeichnung »Hauerland« ein, weil ein Großteil der Ortsnamen auf -hau endet, was auf die Rodung von Wald hinweist. (Krickerhau, Glaserhau, Schmiedshau u.a.) Bei der Gründung eines Ortes wurden ihm Freijahre gewährt - in der Regel 16 - die Gemeinden erhielten deutsches Recht und genossen weitgehende Freiheiten.
Der Reichtum der Bergstädte strahlte auch auf die umliegenden Dörfer aus. Ihre Bewohner haben im Bergbau lohnende Arbeit gefunden und die Landwirtschaft auf den hochgelegenen und kargen Böden meist als Nebenbeschäftigung betrieben. Die männliche Bevölkerung der benachbarten Orte war in den Gruben selbst tätig, während die entfernteren gewöhnlich als Holzfäller und Zurichter des Grubenholzes, als Fuhrleute oder als Köhler gute Verdienstmöglichkeiten fanden.
Die Lage änderte sich, als gegen Ende des 15. Jahrhundert die Ergiebigkeit der Gruben nachließ und mit dem Vordringen in größere Tiefen auch die technischen Probleme wuchsen und kostspielige Anlagen notwendig wurden. Nach dem Niedergang des Bergbaues änderte sich die Wirtschaftslage im Hauerland grundlegend. Der magere Boden in den Bergtälern allein konnte die bereits stark angewachsene Bevölkerung nicht ernähren. Der größte Teil der männlichen und weiblichen Jugend verdingte sich als Saisonarbeiter während des Sommers in landwirtschaftlich reiche Gegenden, andere suchten sich durch Ankauf von Höfen und Gütern in fruchtbaren Gebieten eine bessere Lebensgrundlage zu schaffen und viele wanderten aus, vor allem nach Budapest.
Doch nicht allein durch das Versiegen der Gold- und Silberadern war das Schicksal der deutschen Bergstädte besiegelt. Durch Kriege, insbesondere durch die Hussitenstürme, in denen fanatisierte Tschechen zum ersten Male sich gegen alles Deutsche austobten, durch die Türkeneinfälle, die den Donauraum unter die Herrschaft des Halbmondes brachten, kamen auch die Siedlungen im Bergland in große Bedrängnis. Auch die Aufstände im Land selbst, die zum Teil religiöse Ursachen hatten (Reformation), zum Teil von Freiheitsbestrebungen der Ungarn gegen Habsburg bestimmt waren, schlugen große Breschen in das Deutschtum des Siedlungsgebietes. Zuerst verloren die deutschen Bergstädte ihre Privilegien und Vorrechte und mußten auch den anderen Bevölkerungsgruppen ihre Tore öffnen. Ähnlich verlief der Prozeß der Entdeutschung in den bäuerlichen Gemeinden. Wenn hier das Volkstum auch stärker verwurzelt war, bröckelten doch, vor allem in den Randlagen, zahlreiche Orte ab. Die Ungarn drängten die deutsche Sprache in den Schulen immer mehr zurück und verboten sie im Ersten Weltkrieg ganz, später erlaubten die Tschechen in dem Gebiet wohl deutsche Volksschulen, aber weiterführende Anstalten genehmigten sie nicht. Erst nach 1939, in der

selbständigen Slowakischen Republik, erhielt die deutsche Bevölkerung eigene Kulturverwaltung, so daß der Erhalt des Deutschtums gesichert schien.
Doch am 29. August 1944 brach ein Aufstand aus, bei dem die Mittelslowakei von rebellierenden Truppen und Partisanen besetzt wurde. Er hatte das Ziel, die slowakische Regierung zu stürzen, die frühere Tschechoslowakei wieder herzustellen und der russischen Armee den Durchbruch durch die Karpaten zu erleichtern. Die deutsche Bevölkerung hatte unter der Willkür der Partisanen viel zu leiden und 839 Tote zu beklagen, davon allein in Glaserhau 189 und in Hochwies-Paulisch 149 unschuldig ermordete Männer.
Nach der Niederschlagung des Aufstandes durch deutsche Truppen evakuierten die Deutschen vor der näher rückenden Front in das Sudetenland, nach Österreich und teilweise auch in das Deutsche Reich.
Bei der Rückkehr nach Ende des Krieges durften sie nicht mehr in ihren Häusern wohnen, wurden enteignet und für vogelfrei erklärt. Sie wurden in Lagern zusammengepfercht, in denen Hunderte von Alten und Kindern verhungerten, die übrigen aber unmenschlichen Schikanen ausgeliefert waren, bis sie den Beschlüssen der Siegermächte gemäß die Heimat verlassen mußten.
Bis 1945 lebten in 25 Gemeinden des Hauerlandes noch rd. 50.000 Deutsche. Bei der Vertreibung wurden Ortsgemeinschaften, ja selbst Familien auseinander gerissen und in alle Welt verstreut. Die meisten Hauerländer haben in der Bundesrepublik Deutschland eine neue Heimat gefunden, viele leben in der DDR, in Österreich, einige Familien in verschiedenen Ländern Europas. Etlich haben sogar in den USA und Kanada ein neues Leben begonnen.

From the History of the Hauerland

The Hauerland was a region of German settlements in the forest hills of Slovakia which at the time belonged to the Hungarian kingdom and was known as Upper Hungary.
After the peace negotiations which ended World War I it became part of the newly founded Czechoslovakian Republic (ČSR). The first and most prosperous settlements arose with mining industry. After the Mongol invasion in 1241/42 vast parts of Hungary lay deserted. The Hungarian kings wanted to re-establish the national economy by exploiting the mineral resources of the country. As neither Slovakians nor Hungarians had the skills to do so, they invited German miners to dig for the treasures lying in the mountains.
That was the origin of the seven Lower Hungarian Mining Towns in Central Slovakia. They were founded according to German Law and had far-reaching privilegies. Among them was »Silver Schemnitz« (Banská Štiavnica) - 1240, »Copper Neusohl« (Banská Bystrica) - 1255 and »Golden Kremnitz« (Kremnica) - 1328. Kremnitz, the latest foundation became the most important and wealthiest of the towns. It was the residence of a count an the mint was established there. Because of its gold content the ducat of Kremnitz was appreciated as currency all over Europe. World trade companies like Fugger, Thurzo and Welser had their places of business there. The mining towns competed with the big commercial centres of the time as there were Nuremberg, Augsburg and Cracow. In their hands was the trade with the Orient, Italy and far away Russia.
In other parts of the region one explored for minerals as well. F. i. Deutsch-Proben (Nemecké Pravno - now Nitrianské Pravno) - gold and Hochwies (Veke Pole) - tin.
In the 14th century when mining was in full blossom the towns were so attractive that immigrants kept settling in the neighbourhood. This movement started in Kremnitz and Deutsch-Proben and was strongly supported by the clergy and the nobility. That was the time a circle of rural settlements grew, which we think of in first place when we speak of the Hauerland.It has long been called »Kremnitz-Deutsch-Probner Speech Island«. To give it a more precise name one introduced about 1930 the name »Hauerland« because a considerable number of places' names ended with -hau (-hew) which means cultivating land (Krickerhau, Glaserhau, Schmiedshau a. o.). When a place was founded it was accorded 16 free years (exemption from taxes). The communities were bestowed whit German Law and enjoyed many far-reaching exemptions. The prosperity of the mining towns was also to the benefit of the surrounding villages. Their inhabitants found lucrative work and in addition

to this farmed the poor soil. The male population of nearby villages worked as moners while others who lived farther away cutted and prepared wood for use in the mines or were drivers or charcoal burners.
The situation changed when towards the end of the 15th century the mines became less profitable and digging deeper meant technical problems and required expensive equipment. After the decline of mining industry there was a radical change in the economic situation of the Hauerland. The population which had grown considerably could not live on the poor soil of the hills. During the summer most of the young boys and girls became season workers in richer rural regions of the country. Some hoped for better living conditions by buying farms in more fertile areas and others emigrated, mainly to Budapest.
But it was not only the exhaustition of the mines which sealed the towns' fate. Wars, especially Hussite Wars, when for the first time in history Czechs turned against everything German and invasions of the Turks, who subjected the Danube region to the Crescent, brought affliction upon the mining towns. National revolts with religious or political background (reformation, efforts of the Hungarians to become independent from Habsburg) left gaps in the German culture of the region. At first the German mining towns lost their privilegies and had to allow other nations into their walls. This happenned also in rural communities. Even if German culture had stonger roots here, a considerable number of villages, mainly in the outskirts of the region, crumbled away. The Hungarians repressed German language at schools and suppressed it completely after the end of World War I. Later on the Czechs allowed German elemantary schools but did not allow institutions of further education. It was only in 1939 that the then independent Slovakian Republic granted to the Germans their own cultural administration, so that continuation of German culture seemed to be secured.
But on the 29th of August 1944 there was an uprise and Central Slovakia was occupied by revolting troops and partisans. The aim was to overthrow Slovakian government, to re-establish former Czechoslovakia and prepare the breakthrough of the Russian army through the Carpatian Mountains. The German population had to suffer very much from arbritrary actions of the partisans and bemoaned 839 dead. Among them were 189 men of Glaserhau und 149 men of Hochwies-Paulisch who were innocently killed. After German troops had suppressed the revolt and as the frontline came closer the Germans evacuated to the Sudetenland, to Austria and in some cases to the Reich.
When they returned after the war they were not allowed to live in their houses, were expropriated and outlawed. They were crowded together in camps,

where hundreds of old people and children died from hunger. Others had to suffer inhuman persecutions until they had to leave their home country as the winners of the war had decided. Until 1945 there lived 50.000 German in 25 communities of the Hauerland. During the expulsion local communities even families were torn apart and spread all over the world. Most of the Hauerländer have found a new home in the Federal Republic of Germany, many live in the German Democratic Republic an some families live in other European countries. A consideralbe number of them have started anew in the United States and Canada.

Histoire du Hauerland

Le Hauerland était une région habitée par des colons allemands, sise dans les montagnes boisées de la Slovaquie, qui faisait partie jusqu'à la fin de la première guerre mondiale du Royaume de Hongrie et était appelée Haute Hongrie.
A l'issue du traité de paix de 1918, ce territoire fut attribué à la République tchécoslovaque (ČSR) nouvellement créée.
Les premières cités - et les plus florissantes - doivent leur fondation à l'industrie minière. A la suite de l'invasion des Mongols en 1241/1242, de vastes régions de la Hongrie avaient été mises à feu et à sang et désertées. Les Rois de Hongrie voulaient mettre à profit les richesses minières pour relever l'économie du pays. Etant donné que ni les Hongrois, ni les Slovaques ne disposaient des connaissances et des équipements nécessaires,ils firent appel à des mineurs allemands pour exploiter les gisements.
C'est ainsi que furent fondées en Slovaquie centrale, aux 13ème et 14ème siècles, les »septs villes minières de Basse Hongrie«, régies par le droit allemand, bénéficiant de larges privilèges, dont »Schemnitz - la ville de l'argent« (Banská Štiavnica) - 1240, »Neusohl - la ville du cuivre« (Banská Bystrica) - 1255 et »Kremnitz - la ville de l'or« (Kremnica) - 1328. Kremnitz, la dernière créée, surpassa en importance et richesse les autres villes, devint capitale des villes minières et résidence du Kammergrave. C'est également là qu'était frappée la monnaie du royaume. Le ducat de Kremnitz était, en raison de sa teneur en or, un moyen de paiement apprécié dans toute l'Europe. Des sociétés marchandes de renom international telles que Fugger, Thurzo, Welser, pour ne citer qu'elles, y avaient des succursales. Les villes minières rivalisaient avec les grands centres économiques de l'époque qu'étaient Nuremberg, Augsbourg et Cracovie. Elles avaient en main le commerce avec l'Orient, l'Italie et la lointaine Russie.
La prospection des métaux nobles et des minerais s'étendit à d'autres localités des Monts Métallifères, telles que Deutsch-Proben (Nemecké Pravno, aujord'hui Nitrianské Pravno) - or, et Hochwies (Velké Pole) - étain.
Au 14ème siècle, apogée de l'industrie minière, le rayonnement des villes des Monts Métallifères était si important qu'il attira d'autres colons qui s'établirent dans les environs. Une activité de colonisation intense émana de Kremnitz et Deutsch-Proben, bénéficiant du soutien efficace des nobles et des couvents. Il se forma à l'époque une couronne de localités à vocation agricole, auxquelles nous pensons essentiellement lorsque nous parlons du Hauerland. Ce territoire fut longtemps appelé »ilot linguistique de Kremnitz - Deutsch-Proben«.

Pour lui donner un nom plus concis, la dénomination de »Hauerland« fut introduite dans les années 30, dérivée de la terminaison en »hau« de la plupart des noms des localités, indiquant un déboisement. (Krickerhau, Glaserhau, Schmiedshau et autres). Lors de la fondation d'une ville, cette dernière bénéficiait pendant quelques années - en règle générale 16 - du statut de ville libre; les communes étaient assujetties au droit allemand et jouissaient de grandes libertés.
La richesse des villes minières rayonnait également sur les villages environnants. Leurs habitants trouvaient un travial bien rémunéré dans les mines et ne pratiquaient l'agriculture sur les sols élevés en altitude et pauvres que comme activité auxiliaire. La population masculine des villages voisins travaillait dans les mines à proprement parler, tandis que les habitants des lieux plus éloignés avaient trouvé de bonnes sources de revenus comme bûcherons et préparateurs du bois de mine, comme charretiers ou charbonniers.
La situation changea lorsqu'à la fin du 15ème siècle les mines s'épuisèrent et que les prolèmes techniques et les coûts d'exploitation augmentèrent avec la nécesité d'une pénétration plus profonde. Le déclin des activités minières changea fondamentalement la situation économique de l'Hauerland. Le sol pauvre des valées ne suffisait plus à lui seul à nourrir la population qui avait dejà connu un développement important. La plupart des jeunes, hommes et femmes, se louèrent comme saisonniers pendant l'été dans des régions à l'agriculture plus riche, d'autres cherchèrent, en achetant des fermes et domaines dans des régions fertiles, à s'assurer une meilleure base existentielle et beauchoup émigrèrent, en particulier vers Budapest.

Mais les villes allemandes des montagnes n'étaient pas seulement condamnées par l'épuisement des filons d'or et d'argent. Les villes des Monts Métallifères connurent également les ravages des guerres, en particulier avec les révoltes des Hussites, où les Tchèques fanatisés s'attaquèrent pour la première fois à tout ce qui était allemand, et les invasions des Turcs, qui mirent la région du Danube sous la domination du croissant de lune. Les émeutes dans le pays même, liées d'une part à des motifs religieux (Réforme), d'autre part aux tentatives des Hongrois de se libérer de la domination des Habsbourg, causèrent de larges brèches dans la communauté culturelle allemande. Les villes minières allemandes perdirent d'abord leurs privilèges et droits et durent ouvrir leurs portes aux autres groupes ethniques. Il en alla de même du processus de dégermanisation des localités rurales. Bien que le sentiment d'appartenance à une communauté ethnique y soit plus profondément ancré, un grand nombre de localités se désagrégèrent, en particulier dans les zones périphériques.

Les Hongrois réprimèrent de plus en plusl'usage de l'allemand dans les écoles et l'interdirent totalement pendant la première guerre mondiale. Plus tard, les Tchèques autorisèrent certes dans la région les écoles primaires allemandes, mais n'autorisèrent pas d'institutions plus avant. Ce n'est qu'en 1939, à l'époque de la République slovaque indépendante, que la population allemande obtint la souveraineté culturelle, si bien que la sauvegarde du patrimoine allemand parut assurée.

Mais une révolte éclata le 29 août 1944, et la Slovaquie centrale fut occupée par les troupes en rebellion et les partisans. Cette révolte visait à renverser le gouvernement slovaque, à rétablir l'ancienne Tchécoslovaquie et à faciliter la percée de l'armée Russe dans les Carpates. La population allemande, à la merci des partisans, eut beaucoup à souffrir et déplora 839 morts, dont 189 hommes innocents assassinés dans la seule ville de Glaserhau et 149 à Hochwies-Paulisch.

Après la répression de la révolte par les troupes allemandes, les Allemands furent évacués, devant l'avance du front, en territoire sudète, en Autriche et en partie également vers l'Empire Allemand.

Au retour de la guerre, il leur fut interdit d'habiter dans leurs maisons, ils furent expropriés et mis hors la loi. Ils furent entassés dans des camps, dans lesquels des centaines de vieillards et d'enfants périrent de faim; les autres furent la proie de molestations inhumaines, jusqu'à ce que, sur décision des vainqueurs, ils soient contraints à quitter leur pays d'origine.

Jusqu'à 1945, quelque 50.000 Allemands vivaient encore dans 25 communes du Hauerland. Lors de l'expulsion, les communautés villageoises, voire les familles, furent déchirées et dispersées aux quatre coins du monde. La plupart des habitants du Hauerland ont trouvé en République fédérale d'Allemagne un nouveau pays, beaucoup vivent en RDA, en Autriche, quelques familles dans différents pays d'Europe. Beaucoup d'entre eux ont même recommencé leur vie aux Etats-Unis et au Canada.

Z dejin Hauerlandu

Hauerland, nemecká oblast' v lesnatom pohori stredného Slovenska, patrila do konca prvej svetovej vojny k Uhorskému Král'ovstvu a nazývala sa Horné Uhorsko.
Pri mierových rokovaniach v roku 1918 sa toto územie stalo časť ou novoutvorenej Československej repupliky.
Prvé prekvitajúce osady stredného Slovenska vznikali vď aka banictvu. Po vpáde Mongolov v rokoch 1241-42 boli rozsiahle časti Uhorska spustošené a takmer ľudoprázdne. Pomocou podzemného bohatstva chceli uhorski králi hospodárstvo štátu znova vybudovať. Na dobývanie pokladov ležiacich v hĺbke zeme si povolávali nemeckých banikov, pretože ani Maďari ani Slováci nemali potrebné znalosti a zariadenia.
Takto vzniklo v 13.a 14.storoči na strednom Slovensku »sedem dolnouhorských banských miest«, obdarených ďalekosiahlymi privilégiami, medzi nimi »strieborná Štiavnica« v roku 1240, »medená Bystrica« v roko 1255 a »zlatá Kremnica« v roku 1328. Kremnica, najmladšia spomedzi osád, predstihla svojim významom a bohatstvom ostatné a stala sa takto hlavou banských miest a sídlom komorného grófa. V nej bola založená aj král'ovská mincovňa. Kremnický dukát sa stal pre svoj obsah zlata vítaným platidlom po celej Európe. Svetové obchodné firmy ako Fugger, Thurzo, Welser a iné mali tu podniky. Banské mestá súťažili s vtehdajšími hospodárskymi veľkostrediskami, ako boli Norimberg, Augsburg a Krakov. V ich rukách spočíval obchod s Východom, Talianskom a ďalekým Ruskom.
Aj na iných miestach tejto hornatej krajiny sa dolovali drahé kovy a ruda. V Nemeckom Pravne (dnes Nitrianské Pravno) zlato, vo Veľkom Poli cín.
V 14.stroroči, v čase rozkvetu baníctva, lákali banské mestá svojím bohatstvom ďalších prisťáhovalcov, aby sa usadili v ich blízkosti. Z Kremnice a Nemeckého Pravna vzišla čulá osídlovacia činnosť, ktorú silne podporovala šľachta a kláštory. V tomto čase vznikla reťaz rol'nických osád, ktoré máme v prvom rade na mysli, keď hovoríme o Hauerlandu. Túto oblasť nazývali dlhý čas »Kremnicko-Nemecko/Pravniansky jazykový ostrov«.
V 30-tych rokoch získalo územie výstižnejšie pomenovanie »Hauerland«, lebo väčšina názvov obci v tomto kraji sa končil na »hau«, čo poukazovalo na rúbanie lesov (v preklade hauen = rúbať): Krickerhau-Handlová, Glaserhau-Sklené, Schmiedshau-Tužina atď.; Hauerland znamená asi »rubačská oblasť«.
Súčasne so založením získali obce povolenie na niekoľkoročné oslobodenie od dani - spravidla 16 rokov - a zároveň nemecké právo a ďalekosiahlé slobody.
Z bohatstva banských miest ťažili aj okolité dediny. Ich obyvatelia našli v

banictve výnosnú prácu a rol'ničeniu na vysokopoloženej skromnej pôde sa venovali ako vedl'ajšiemu zamestnaniu. Chlapi z bezprostredne susediacich obcí pracovali v baniach, zatial' čo muži zo vzd'alenejších osád našli zárobkové možnosti ako drevorubači, spravováči dreva, furmani alebo uhliari.
Situácia sa zmenila koncom 15.storočia, ked' výnosnost' baní ochabla a s prenikanim do väčších hlbin rástili i technické problémy a nevyhnutnost' nákladných zariadeni. Po úpadku banictva sa hospodárska situácia úplne zmenila. Chudobná pôda v horských dolinách nebola schopná, uživit' hustotu obyvatel'stva. Prevažná časť mládeže išla za námezdníkov do bohatých pol'nohospodárskych oblastí, iní sa pokúšali skúpit' hospodárske statky vo výnosnných krajoch, mnohi sa vyst'ahovali, najmä do Budapešti.
Avšak nielen vyčerpaním zlatých a strieborných žíl bol osud nemeckých banských miest spečatený. Vojnami, hlavne husitskými nájazdmi, v ktorých sa sfanatizovaní Češi vyvršovali na všetkom, čo bolo nemecké, vpádmi Turkov, ktorými sa podunajská oblast' dostala pod nadvládu polmesiaca, ocitli sa horské osady vo vel'kej tiesni. Aj povstania vo vlastnej krajine, sčasti zapríčinené náboženskými reformáciami, sčasti poznačené úsilím Mad'arov za slobodu proti Habsburgovcom, rozdrtili ráz nemeckých oblastí. Najprv stratili nemecké banské mestá výsady a prednostné práva a boli donútené otvorit' brány aj iným skupinám obyvatel'stva. Podobne prebiehal proces odnemčenia i v rol'nických osadách. Aj ked' tu bola l'udovost' silnejšie zakorenená, mnohé obce, hlavne na okraji, sa odtrhli. Na školách potláčali Mad ari čoraz väčšmi nemecký jazyk, kym ho za prvej svetovej vojny úplne nezakázali. Neskoršie sice povolili Češi nemecké l'udové školy, ale vyššie vzdelávacie ustanovizne boli nad'alej zakázané. Až v roku 1939, za Slovenského štátu, obdržalo nemecké obyvatel'stvo vlastnú kultúrnu samosprávu, takže existencia nemectva sa zdala byt' zaistená.
Avšak už 29. augusta 1944 vypuklo povstanie, v ktorom vzbúrené vojenské oddiely a partizáni obsadili stredné Slovensko. Ich ciel'om bolo, zvrhnút slovenskú vládu, opätovne zriadit' predošlé Československo a ruskej armáde ul'ahčit' prielom cez Karpaty. Pod partizánskou svojvôlou si nemecké obyvatel'stvo vel'a vytrpelo, 839 mužov bolo nevinne zavraždených, len v Sklenom 189, vo Vel'kom Poli 149.
Po porážke povstania nemeckou armádou evakuovali Nemci pred blížiacim sa frontom do Sudet, Rakúska a čiastočne aj do Nemecka.
Ked' sa na konci vojny vrátili domov, nesmeli viac bývat vo vlastných pribytkoch, boli vyvlastneni a vyhláseni za vyhnancov.
V táboroch, do ktorých ich natlačili, zahynuli od hladu stovky starcov a detí, ostatní boli vystavení nel'udskému šikanovaniu, až kým na základe rozhodnutia vit'azných mocnosti neboli prinúteni opustit' domovinu.

Do roku 1945 žilo v 25 obciach Hauerlandu ešte asi 50.000 Nemcov. Po vyhnani boli nielen pospolité obce, ale celé rodiny roztrhnuté a rozprášené po celom svete. Väčšina hauerlandských obyvatel'ov našla svoju novú vlast' v Nemeckej spolkovej republike, mnohí žijú v Nemeckej demokratickej republike, Rakúsku a v iných krajinách Európy. Ba podaktorí začali svoj nový život v Spojených štátoch amerických a Kanade.

Heimatliches Schrifttum

Veröffentlichungen des Hilfbundes Karpatendeutscher Katholiken
Stafflenbergstraße 44, 7000 Stuttgart 1

Josef G. Fröhlich: »Kuneschhau«, 1974 ..... DM 20,—
Josef Steinhübl: »Mein Leben«, 1975 ..... DM 12,—
Franz Schmidt: »Karpatendeutsche Wallfahrten«, 1976 ..... DM 9,—
Ernst Tatarko: »Die Bistümer in der Slowakei«, 1978 ..... DM 20,—
Richter/Schwertsik: »Deutsch Proben«, 1979 ..... DM 20,—
Schmid-Egger/Zauner: »Deutsch-Mokra-Königsfeld«, 1979 ..... DM 28,50
Rudolf Kurbel: »Schmiedshau«, 1980 ..... DM 30,—
Johann Laßlob: »Neuhau«, 1980 ..... DM 45,—
Rudolf Schwarz: »Drexlerhau«, 1980 ..... DM 30,—
Hella Beck-Ertl: »Oberstuben«,1981 ..... DM 35,—
J. Großmann/J. Daubner: »Glaserhau«, 1982 ..... DM 50,—
Adalbert Hudak: »Leidensweg der Karpatendeutschen«, 1983 ..... DM 23,—
Kurbel/Schwarz: »Schmiedshau II«, 1984 ..... DM 40,—
Maday/Kastenmacher: »Hochwies-Paulisch«, 1984 ..... DM 40,—
Josef Palesch: »Gaidel«, 1985 ..... DM 40,—
Großmann/Daubner: »Glaserhau«, 1986 ..... DM 50,—
Ludwig Wohland: »Vom Strudel erfaßt«, 1986 ..... DM 30,—
Melanie Schlenker: »Von Heimat zu Heimat«, 1986 ..... DM 48,—
Gretsch/Doppler: »Unsere Heimat Johannesberg«, 1986 ..... DM 42,—
Kauer/Schürgen/Wagner: »Metzenseifen - Stoß«, 1986 ..... DM 58,—
H. Roob/J. Roob/J. Fronz: »Unser Dorf Deutsch-Litta«, 1987 ..... DM 48,—
Silvester Prokein: »Honneshau«, 1987 ..... DM 56,—
Deters/Wanhof/Tatarko: »40 Jahre Hilfsbund Karp. Katholiken«, 1988 ..... DM 5,—

Veröffentlichungen der Karpatendeutschen Landsmannschaft Österreich
Hermanngasse 30/8, A-1070 Wien

A. Koppmann, Pseud.: »Das Brauchtum in der Slowakei«, 1975 ..... DM 3,—
Rudolf/Ulreich/Zimmermann: »Preßburger Land und Leute«, 1976 ..... vergriffen
Moick/Rudolf/Havel: »Altpreßburger Bilderchronik«, 1978 ..... DM 13,—
Rudolf/Ulreich/Zimmermann: »Hauerland-Bergstädterland, 1979 ..... DM 13,—
Ernst E. Schmutter: »Wörterbuch des Preßburger Dialektes, 1983 ..... DM 8,—
Helga Blaschke-Pal: »Auf des Herzens heimlichen Altar«, 1979 ..... DM 7,—
Rudolf Hohmann: »Sankt Elisabeth«, 1981 ..... DM 7,— ÖS 50
Martha Schuster-Neumahr: »Du Heimat«, 1981 ..... DM 7,—/ÖS 50
Rudolf/Ulreich/Zimmermann: »Zipser Land und Leute«, 1982 ..... DM 20,—
Ernst E. Schmutter: »Wörterbuch des Preßburger Dialektes«, 1983 ..... DM 8,—
Rudolf Melzer: »Erlebte Geschichte ..... DM 22,—/ÖS 150,—
Vom Umsturz 1918 zum Umbruch 1938/39

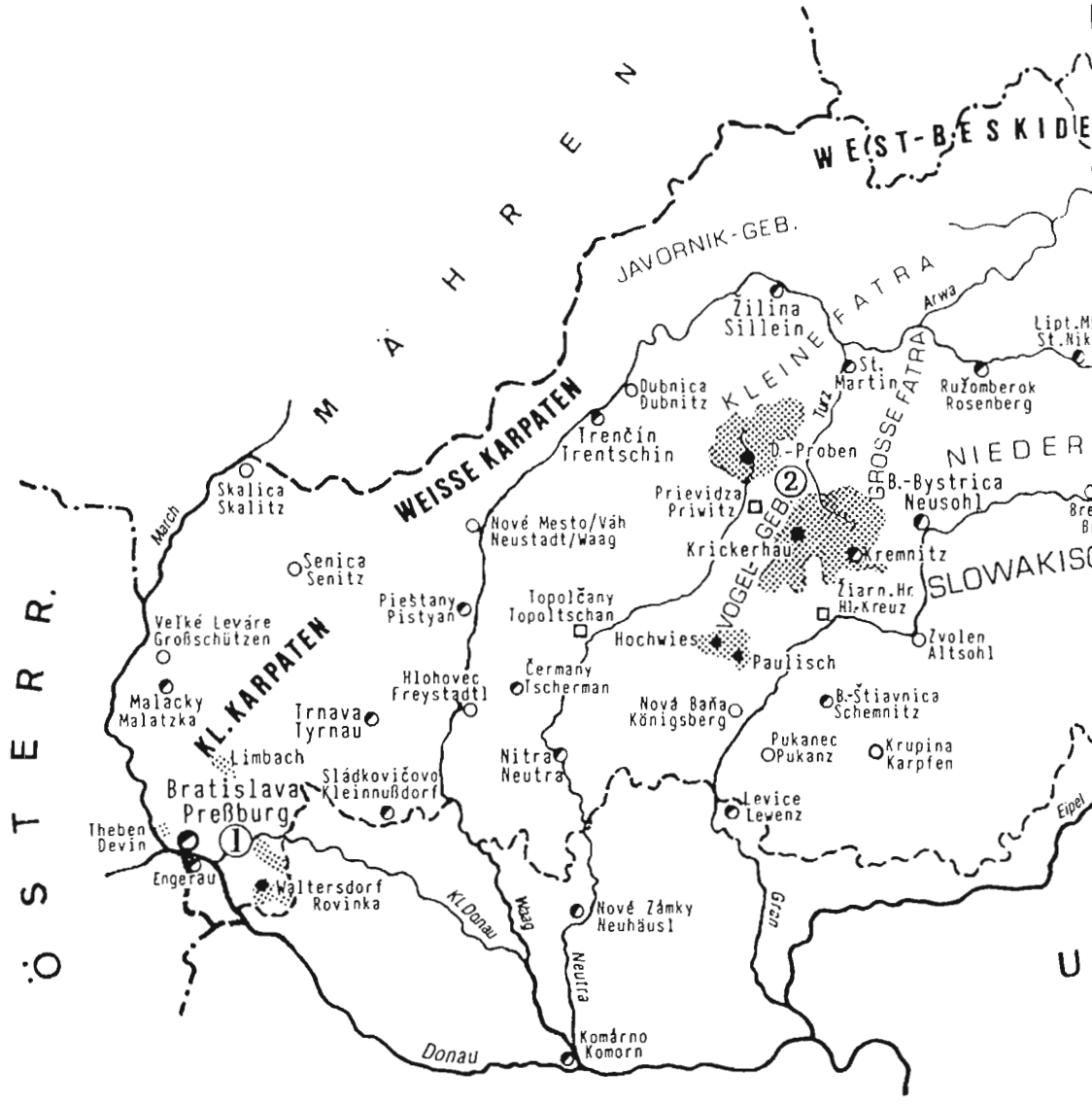
Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft der Karpatendeutschen aus der Slowakei, Schloßstraße 92, 7000 Stuttgart 1

800 Jahre Deutschtum im Nordkarpatenraum
(Festvortrag anläßlich der 800-Jahrfeier der Slowakeideutschen
in Stuttgart) A. Emeritzy, 1952 ..... vergriffen
800 Jahre Slowakeideutschtum (Rudolf Hohmann) 1952
Veröffentlichung des Hilfsvereins der Österreicher aus Preßburg ..... vergriffen
Die Kirche unserer Väter (Adalbert Hudak) 1953
Weg und Ende des Luthertums in der Slowakei ..... DM 3,—
Mein Hauerland (Ludwig Wohland) 1953 ..... DM 4,—
Aus der Geschichte der Evang. Kirchengemeinde A.B. in Preßburg
(Steinacker und Alexy) 1956 ..... DM 2,50
Das deutsche evangelische Schulwesen in der Slowakei
(Johann Liptak, Roland Steinacker), 1957 ..... DM 2,50
Karpatendeutsches Hirtenspiel (Eduard Alexy) 1958 ..... DM 2,50
Als Säer wir kamen (Udo Kasparek) 1959
Aus dem Leben der karpatendeutschen Katholiken in der Slowakei ..... vergriffen
Ein Leben für Kirche und Volk (Desider Alexy) 1960
Roland Steinacker Festschrift ..... DM 5,50
Die Theologie des Lebens und die Prager Friedenskonferenz
(Adalbert Hudak) 1961 ..... DM 2,—
Die Hohe Tatra (Alfred Grosz) 1961
Die Geschichte des Karpatenvereins ..... DM 14,—
Carl Eugen Schmidt (Adalbert Hudak) 1965 ..... DM 3,—
Das Bethlehemtragen (Eduard Alexy) 1959 ..... DM 2,50
Karpatendeutsches Liederbuch (Karl Schwartz) 1964 ..... DM 10,—
Unvergessene Heimat (Aurel Emeritzy) 1968
Gedichte aus dem Nachlaß Friedrich Lam ..... DM 12,50
Sagen aus der Hohen Tatra (Alfred Grosz) 1971 ..... vergriffen
Karpatendeutsche Lebensbilder (A. Hudak/L. Guzsak) 1971 ..... vergriffen
Die evangelischen Karpatendeutschen in der Slowakei
(A. Hudak, K. Kautz, E. Streck) 1972 ..... vergriffen
Die Karpatendeutschen in der Slowakei (Paul Brosz) 1972
von 1918 - 1945 ..... vergriffen
Deutsche Ortsnamen in der Slowakei (I. Lasslob) 1975 ..... DM 5,—
Die Karpatendeutschen (Adalbert Hudak) 1975 ..... DM 4,—
So haben wir gelebt (Josef Derxt) 1976 ..... DM 5,—
Die Hohe Tatra und die Gebirge der Nordslowakei (E. Hochberger) 1977 ..... DM 26,—
Meine ersten Nachkriegsbesuche in der alten Heimat (J. Derx) 1979 ..... DM 7,—
Nordkarpatenland, Bilddokumentation (Emmeritzy, Sirchich) 1979 ..... DM 58,—
Landkarte dazu (auch einzeln) ..... DM 8,—
Die Artikularkirchen in der Slowakei (E. Rakus) 1981 ..... DM 2,—
Die Zips, Bildband Oberzips (Gretzmacher, Kleckner) 1982 ..... DM 40,—
Geschichte des Deutschen Evangelischen Gymnasiums
A. B. in Kesmark (E. Hochbarger) 1983 ..... DM 42,—
Der Leidensweg der Karpatendeutschen 1944 - 1946 (Adalbert Hudak) ..... DM 23,—
Bildkarte Deutscher Kulturdenkmäler (Julius Gretzmacher), 1983 ..... DM 6,—

Bergstädte der Unterzips (Lad. Guzsak) 1983 ..... DM 48,—
Leidensstationen (Michael Blaser) ..... DM 9,—
Karpatendeutsches Biographisches Lexikon ..... DM 38,—
(P. Rainer Rudolf SDS/Eduard Ulreich), 1988

Veröffentlichung anderer Herausgeber

Chronik von Honneshau (Josef Oswald), 1968 ..... vergriffen
Krickerhauer Liederbuch (Michael Storzer) 1976
Arbeitskreis der Krickerhauer, Herzogenring 6, 4223 Voerde 1 ..... DM 10,—
Heimatklänge - Krickerhau, Cassette (Singkreis der
Karpatendeutschen Landsmannschaft NRW) Arbeitskreis der Krickerhauer ..... DM 12,—
Das Oberuferer Christgeburtsspiel (Karl E. Fürst) 1977
Uni-Druck München, Amalienstr. 83, 8000 München 40 ..... DM 19,50
Das Oberuferer Paradeisspiel (Karl E. Fürst) 1979
Uni-Druck München, Amalienstr. 83, 8000 München 40 ..... 30,—
Krickerhau, eine deutsche Siedlung in der Slowakei
(Steiacker, Laßlop) 1980
Arbeitskreis der Krickerhauer, Herzogenring 6, 4223 Voerde 1 ..... DM 43,—
Historisch-ethnographische Analyse der deutschen Siedlung
im Preßburgerland (F. Zimmermann), 1980
Wilhelm Braumüller Verlag Wien, Stuttgart,
Zipser Heimat - deine Sprache, deine Lieder
(Schallplatte oder Cassette) ..... ÖS 590,—
Elis. Mikolik, Schönstr. 26, 8000 München 90 ..... ÖS 590,—/ DM 20,— + Porto
Tscherman in der Slowakei (Theodor Deters)
Verlag Theodor Thoben, Lange Straße 77/79, 4570 Quakenbrück ..... vergriffen
Kumpel Jupp (Josef Laßlop), 1984
Arbeitsgruppe Heimatforschung Krickerhau und Umgebung, ... DM 45,—
Baumstraße 11, 4200 Oberhausen 12
Matzdorf (Dr. Ludwig Budinsky) 1987 ..... DM 24,—
Hilfskomitee der ev. luth. Karpatendeutschen, Stuttgart
Berg- und Wanderführer Hohe Tatra (Ernst Hochberger) 1989 ..... DM 49,— (59,50)
Verlag und Buchhandel Dipl.-Ing. E. Hochberger, Sinn, Hessen
Großlomnitz — ein deutsches Dorf unter der Hohen Tatra (Adalbert Schmidt) ..... DM 25,—
Hilfskomitee der ev. luth. Karpatendeutschen, Stuttgart



Die deutschen Sprachgebiete der Slowa

·—·— Die Grenzen der Slowakei nach 1945

——— Die Grenzen nach Abtretung an Ungarn und Polen, 1938



Geschlossene deutsche Siedlungsgebiete

● Orte mit überwiegend deutschem Bevölkerungsanteil (Stand 1944)

◐ Orte mit deutschem Bevölkerungsanteil von über 20 % oder mindestens 200 Personen

○ Orte mit ehemals deutscher Bevölkerung (deutsche Gründungen)

□ Orte mit geringem deutschen Bevölkerungsanteil

① Das Preßburger Sprachgebiet 1944 ca. 50.000 Deutsche

② Das Hauerland (Kremnitz - D. Probener Sprachinsel) 1944 ca. 48.000 Deutsche

③ Die Oberzips 1944 ca. 25.000 Deutsche

④ Die Unterzips (Gründe) 1944 ca. 15.000 Deutsche
In Streugebieten 1944 ca. 12.000 Deutsche

akei